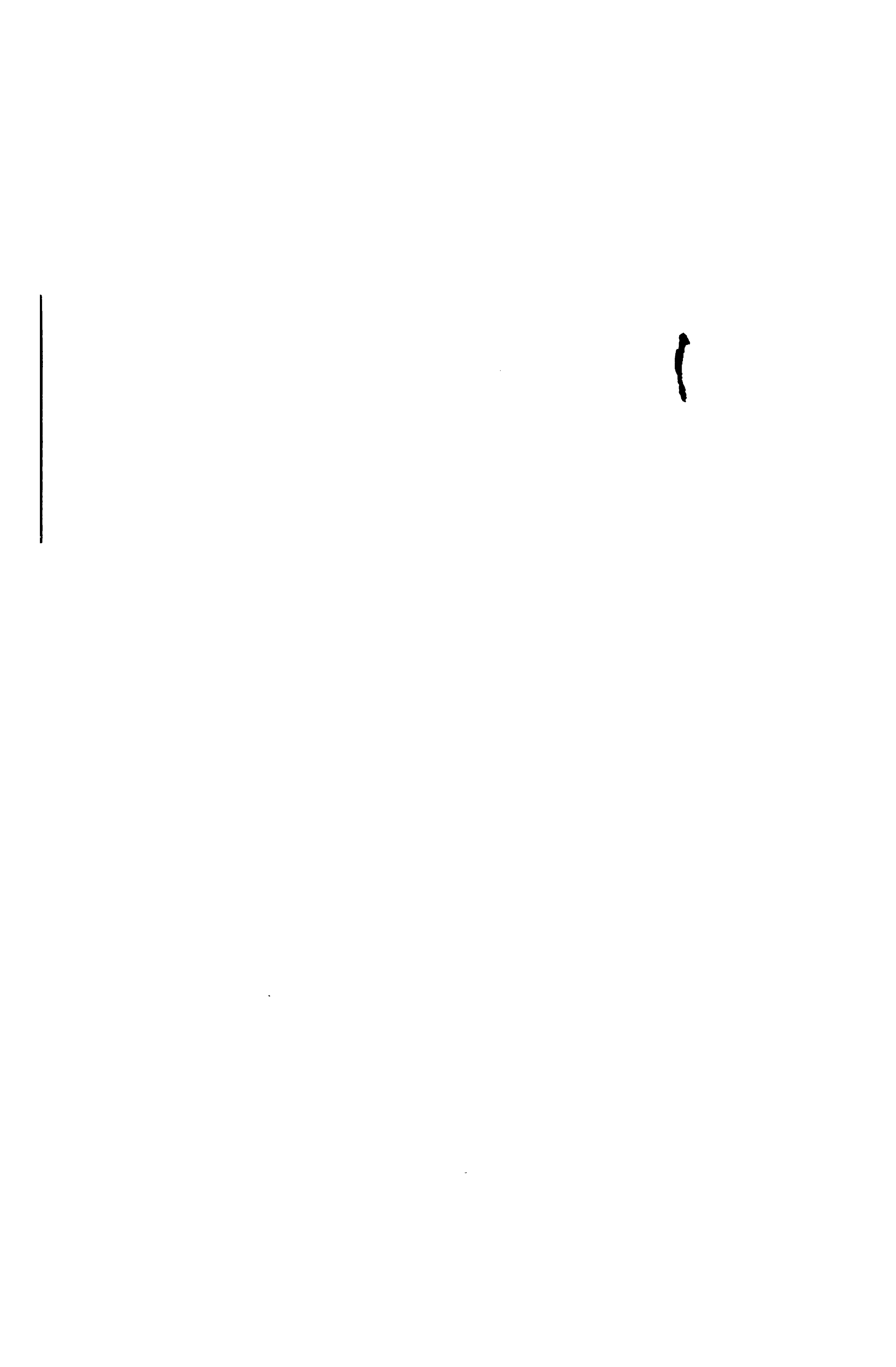
Basler Jahrbuch




SEAL OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LET THERE BE LIGHT
1868



Basler Jahrbuch 1924

Herausgegeben von August Huber und Ernst Jenny



Basel
Verlag von Helbing & Lichtenhahn

Inhaltsverzeichnis.

Seite

E. Miescher, Antistes D. A. von Salis. „Jugenderinnerungen". (Mit Bildnis) 1
Ferdinand Schwarz, Der Basler Friede 1795 32
E. Refardt, Die Bedeutung Hans Hubers für das Basler Musikleben 51
Paul Meyer, Kleine Reise nach den vaterländischen Eisbergen und durch einen Teil der Schweiz 80
Richard Amstein, Fritz Amstein 97
L. Freivogel, Die Lasten der baslerischen Untertanen im 18. Jahrhundert 109
Wilhelm Vischer, Carl Christoph Bernoulli 193
Wilhelm Vischer, Carl Vischoff 215
Gustav Steiner, Die Mission des Stadtschreibers Ochs nach Paris 1791. (Mit Bildnis) 223
Fritz Heusler, Basler Bibliographie 1923 293
Wilhelm Merian, E. Th. Markees, Wilhelm Barth und H. Baur, Das künstlerische Leben in Basel vom 1. November 1922 bis 1. Oktober 1923 313
H. L. Freyvogel, Basler Chronik vom 1. Oktober 1922 bis 30. September 1923 325



Arnold von Salis, Jugendbildnis.

Antistes D. A. von Salis.

„Jugenderinnerungen."

Mitgeteilt von E. Miescher.

Zum Eingang.

Es gehört zum wertvollen Dienst, den das Basler Jahrbuch versieht, daß es nicht nur in seiner Ortschronik die in jüngster Vergangenheit unserer Stadt durch den Tod entrückten bekannteren Persönlichkeiten nach Namen und Sterbedatum kurz erwähnt, sondern auch durch ein ausgeführtes Lebensbild das Andenken solcher festhält, die in unserm baslerischen Leben besonders markante Erscheinungen gewesen sind und einen weiterhin spürbaren geistigen Einfluß ausgeübt haben.

Da wird der Empfänger des neuen Jahrgangs diesmal mit Sicherheit ein von Freundeshand gezeichnetes Bild vom Leben und Wirken des am 6. März 1923 überraschend schnell uns entrissenen Herrn alt-Antistes D. Arnold von Salis erwarten, des langjährigen Münsterpfarrers und Leiters unserer Baslerkirche, des letzten, der noch den (durch die neue Kirchenverfassung in Wegfall gekommenen) Titel „Antistes" getragen und würdig die lange Reihe der imponierenden Herren Antistites abgeschlossen hat, wie sie in der Universitätsaula im Bilde uns entgegentreten.

Die Erwartung ist berechtigt.

So war denn auch die Aufnahme eines Lebensbildes für 1924 geplant. Jedoch der Mangel an Raum, mehr

aber noch der Umstand, daß im Nachlaß des Verstorbenen sich von ihm selbst verfaßte, schon Ende der neunziger Jahre aufgezeichnete Jugenderinnerungen gefunden haben, ließen eine Verschiebung der eigentlichen Lebensbeschreibung auf das folgende Jahr angezeigt erscheinen.

Mit einer Frische und fröhlichen Begeisterung geschrieben, wie es dem Selbstbiographen in späterer Zeit kaum mehr möglich gewesen wäre, stellen sie uns das Bild einer wahrhaft idealen Jugend vor Augen, die in seltener Weise geeignet war, die im Kinde schlummernden Gaben zu wecken, zur Entfaltung zu bringen und zu einem reichen Gemütsleben und tüchtigen Charakter den Grund zu legen. Zugleich bieten sie so reizvolle Schilderungen des Schauplatzes dieser Jugend, des bündnerischen, zur italienischen Grenze sich senkenden Bergtals und seines originellen Volksschlags und -lebens, wie der Wellenschläge, welche die Zeitereignisse auch in diesem äußersten Winkel unseres Vaterlandes spürbar werden ließen, daß es wirklich ein Verlust wäre, wenn diese schriftlich hinterlassenen Erinnerungen nicht über die Familienangehörigen hinaus einem weiteren Kreis bekanntgegeben würden.

Wir sind überzeugt, daß nicht nur des Verstorbenen Freunde und die Verehrer des Theologen und Kirchenmannes, denen auf dem Hintergrund seines Werdens der gereifte Mann um so verständlicher wird, ihre Herzensfreude dran haben werden, sondern ebenso jedermann, der die Jugend lieb hat und für eine gesunde Entwicklung derselben Interesse besitzt. Im Familienkreis als Lektüre benutzt, gerade wo ein heranwachsendes Geschlecht dabei ist, werden sie sicher aufmerksame Hörer finden.

Wir lassen sie der Hauptsache nach — mit wenigen unbedeutenden Weglassungen — wörtlich folgen.

E. M.

* * *

(1897 VII. 23 im Ferienaufenthalt zu Buochs geschrieben.)

Mein fünfzigstes Lebensjahr möchte ich nicht ablaufen lassen, ohne einen Rückblick zu versuchen auf das durchlebte halbe Jahrhundert, mir selber zur Ergötzung und den lieben Meinigen zu einem Angedenken. —

Väterlicherseits entstamme ich dem schon im 13. Jahrhundert aus Oberitalien nach Soglio im Bergell eingewanderten Geschlechte, welches als das der Salis-Soglio bekannt und zum Wurzelstamme der verschiedenen Zweige derer „von Salis" geworden ist, die nach den verschiedenen Ortschaften, woselbst sie sich ansiedelten, ihre unterscheidenden Beinamen erhielten [1].

Mein Vater Johann Jakob von Salis ist am 29. März 1821 als das älteste von fünf Geschwistern in der Zitadelle zu Antwerpen geboren, wo sein Vater Johannes als Lieutenant in einem Schweizerregimente Kriegsdienst tat und mit einer Niederländerin, Maria Henriette Heimel, sich verehlicht hatte.

Die Aufhebung der Schweizerregimenter in fremden Diensten nötigte den Großvater, mit seiner Familie nach

---

[1] In der „Stemmatographia" der Familie, welche mir nie zu Gesicht gekommen ist, scheint meine direkte Ascendenz nicht genannt zu sein, offenbar, weil dieselbe, schon vor der Anlage des ältesten, noch vorhandenen Kirchenregisters in Soglio, durch „Verbauerung" oder durch „bürgerliche Heirat" das „von" vor ihrem Namen preisgab. — Ich erinnere mich noch selber sehr wohl, daß vor Jahrzehnten manche Glieder dieses wie anderer altadeliger rhätischer Geschlechter, welche in bescheidenen ökonomischen Verhältnissen und bürgerlichen Stellungen lebten, auf ihr „von" verzichteten, weil dasselbe im Volksbewußtsein als Merkmal von Stand und Reichtum galt, und daß später dieselben Personen ihr „von" wieder annahmen und schrieben, als dasselbe bei zunehmender Demokratisierung des gesamten Staatswesens nur noch eine historische Reminiscenz bedeutete und nicht mehr einen besondern Anspruch auf sozial „höhere Stellung". In diesem Sinn hat auch mein Vater in späteren Jahren sich wieder „von Salis" geschrieben, während seine im Bauernstand verbleibenden Geschwister es nicht taten.

Soglio heimzukehren und hier ein kleines Bauerngut zu bebauen. Kaum 38 Jahre alt, wurde er 1831 beim Holzfällen von einer stürzenden Tanne erschlagen und hinterließ Frau und Kinder in schwierigen und bedrängten Verhältnissen. Wohlhabende Freunde nahmen sich nun besonders des ältesten Knaben, eben meines Vaters, an und ermöglichten ihm den Besuch der Kantonsschule in Chur und das Studium der Theologie dort und in Basel.

Er war eine glücklich angelegte Natur: bei mittelhohem Wuchs von großer Körperkraft und eiserner Gesundheit; als Student ein hervorragender Turner, wiederholentlich als solcher auch gekrönt; gegen alle Witterungswechsel abgehärtet, im Winter unter seinem Hausrock die Brust offen tragend ohne Weste, in seinen Bedürfnissen anspruchslos, gleichmäßig zufriedenen, heiteren Gemütes, von seinen Freunden und Vereinsbrüdern allen geliebt, wohlwollend und treuherzig. Im Besitze einer guten Tenorstimme, sang er gerne und begleitete seine Schweizerlieder und Jodler mit der Guitarre. Ich hörte später oft von Zeitgenossen, er sei unter den Studenten eine sympathisch eindrückliche Erscheinung gewesen. Zu seinen Freunden zählten u. a. der spätere unvergeßliche Bürgermeister von Basel Dr. Carl Felix Burckhardt, der Staatsschreiber Dr. Gottlieb Bischoff, der Strafgerichtspräsident Dr. Ed. Thurneysen, der Stadtschreiber Dr. Hans Burckhardt, Regierungssekretär Zehntner, die Pfarrer Sam. Preiswerk, K. Sartorius und R. Anstein, der Zürcher Professor der Philosophie Kym; die Bündner Pfarrer Martin Klotz, Christ. Jenny, G. Denz usw.

Obgleich mehr aufs Praktische gerichtet als spekulativen Geistes, brachte er der wissenschaftlichen Theologie seiner Zeit doch aufrichtiges Interesse und Verständnis entgegen. Mit Verehrung und Dankbarkeit hing er besonders an den Professoren De Wette und Karl Rudolf Hagenbach, und die sogenannte „Vermittlungstheologie" war und blieb, was ihn bei seiner nüchternen Frömmigkeit am meisten befriedigte.

Unmittelbar vor dem Abschluß seiner Studien in Basel wurde er, bei Anlaß einer studentischen Festlichkeit, eines „Zofinger-Balles", bekannt mit der kaum neunzehnjährigen Marie Weitnauer (geb. 21. April 1827), der jüngsten Tochter des ehrenfesten Tapezierermeisters und Stadtrates Joachim Weitnauer von Basel, welcher seinerzeit am 3. August 1833 der traurigen und undankbaren Aufgabe sich hatte unterziehen müssen, als Oberst der städtischen Miliz deren Reservetruppe bis an die Birs hinaus und, nachdem Standestruppe und Auszug vom aufständischen Landvolk in die Flucht geschlagen waren, in die Stadt zurückzuführen.

Der „flotte Studio" gewann das Herz des frischen Töchterleins im Sturme und so völlig, daß dasselbe allen Bedenklichkeiten von Eltern und Geschwistern zum Trotz erklärte: „Wo du hingehst, da will ich auch hingehen; wo du bleibst, da bleibe ich auch." — Es brauchte in der Tat die ganze elementare Gewalt einer ersten Jugendliebe, um solchen Entschluß mit freudiger Zuversicht zu fassen und auszuführen: Vaterhaus und Verwandtschaft und Vaterstadt zu vertauschen gegen eine durchaus fremdartige Umgebung, mit ganz anderer Lebensweise und Sitte, selbst Sprache, in einer nach damaligen Begriffen weltabgeschiedenen Gegend, wo „Füchse und Hasen einander gute Nacht sagen".

Denn darum handelte es sich, nachdem der Bräutigam vor der rhätischen Synode sein Kandidatenexamen bestanden und die Pfarrstelle der italienischen Gemeinde Stampa im Bergell angenommen hatte und nun gen Basel kam seine Braut heimzuholen. Am 17. August 1846 fand zu St. Jakob an der Birs die Hochzeitsfeier statt. Die Reise in die neue Heimat war zugleich die Hochzeitsreise und erforderte damals noch mindestens vier Tage Zeit. Das neue, im Bau begriffene Pfarrhaus zu Stampa war noch nicht vollendet. So bezog das junge Paar vorerst eine provisorische Wohnung „al ponte", in dem Haus nächst der steinernen Brücke, welche über den Strom nach Coltura

führt, später erst die definitive im Neubau, dem obersten Haus des Dorfes gegen Borgonovo hin, welches nun, meines Wissens, Schulhaus geworden ist, während der Pfarrsitz nach Borgonovo verlegt ward.

Die Kirchgemeinde meines Vaters lag in der Mitte des Bergell, dieses prächtigen, von Maloja nach Castasegna abfallenden und vom Mera oder Maira durchströmten Alpentals — beginnend in der Region der Arven, Tannen, Lärchen und Alpenrosen und endend angesichts der Nußbäume, der Kastanienwälder und Reben an der lombardischen Grenze. Die Gemeinde umfaßte die Dörfer Borgonovo, Stampa, Coltura mit dem neuen Palazzo de Castelmuro, die Weiler Montaccio und Cacciör, während talaufwärts Vico-Soprano und Casaccia selbständige Pfarrgemeinden waren, talabwärts Bondo mit Sottoponte, Soglio auf seiner Bergeshöhe und Castasegna. Die langgestreckte Kirchgemeinde Stampa hatte zwei Kirchen: S. Giorgio zwischen Stampa und Borgonovo und S. Pietro auf malerischem Waldhügel am Mera unterhalb von Coltura. Allsonntäglich fand alternierend die Predigt in der einen, die Kinderlehre in der andern Kirche statt. Im Winter dagegen wurde der Gottesdienst im Pfarrhaus zu Stampa abgehalten, in einem geräumigen Saal des obern Stockwerks. So war dem ausgeprägten und eifersüchtelnden Rechtsgefühl der Bevölkerung Rechnung getragen, und jeder Teil der Kirchgemeinde hatte es zeitweise möglichst bequem, den Gottesdienst zu besuchen. Dieser, wie auch der Schulunterricht während der Wintermonate, findet in italienischer Schriftsprache statt; die Umgangssprache des Volkes aber ist ein italienischer Dialekt, dem lombardischen ähnlich, mit eigentümlichen Modifikationen von Dorf zu Dorf.

Die Beschäftigung des Volkes war Viehzucht und etwas Landbau, soweit solcher mit dem Klima und hügeligen Boden des engen Tales sich verträgt, wo kein Pflug zu gebrauchen ist, nur Karst und Hacke. Die Pflege des

Mattlandes ist die Hauptsache, und der Heuertrag desselben muß meistens auf dem Rücken in die Heuschober eingebracht werden, da die Berghänge für Wagen nicht wohl zugänglich sind. Überdies besteht eine starke Güterzersplitterung, infolge welcher die Leute, welche auf ihr Ererbtes nicht leicht verzichten, bald da, bald dort ein kleines Grundstück besitzen, selbst Teile eines Hauses; das macht die Arbeit komplizierter, mühsamer und zeitraubender, als sie an sich schon ist. Dagegen besitzen die Gemeinden schöne Alpweiden, und jeder Bürger hat das Recht, sein Vieh im Sommer dort unterzubringen und seinen Anteil vom Milch-, Butter- und Käseertrag zu beziehen. Jede Haushaltung lebt davon, backt selber ihr Brot, schlachtet im Herbst Groß- oder Kleinvieh, räuchert ihren Fleisch- und Wurstvorrat zum Jahresbedarf, webt ihre Leinwand und ihre Tuchstoffe aus selbstgezogenem Flachs und eigengesponnener Wolle ihrer Schafe. Dabei erwächst den Weibern Arbeit genug. Die Männer haben überdies für Beschaffung des Holzvorrates zu sorgen. Manche „fuhrwerken", bringen Holz und Bretter nach Chiavenna hinab und von dort Mehl ins Tal hinauf.

So herrschte, meines Erinnerns wenigstens, ein naturwüchsiges, patriarchalisches Leben. Wir hatten wenig sonderlichen Reichtum im Tal, aber auch wenig bittere Armut. Was etwa an Bettelvolk sich zeigte, kam aus der Lombardei herauf oder war anderswoher eingewandert. Auch die Heuer und die jungen Ziegenhirten, welche um Lohn dienten, waren meist aus der Lombardei oder aus dem Malencotal. Der verhältnismäßige Wohlstand im Bergell rührte übrigens zum Teil nicht aus dem Ertrag des Landes selbst, sondern davon her, daß manche Einwohner auswärts sich Vermögen gesammelt, als Zuckerbäcker und Kaffeehausbesitzer, und dasselbe nach Jahren in die unvergeßliche Heimat zurückgebracht hatten. Solche verstanden und sprachen auch wohl Deutsch und Französisch und besaßen überhaupt einen etwas erweiterten Horizont und aufgeweckten Sinn.

In solche Umgebung hinein wurde ich am 21. Dezember 1847 zu Stampa geboren. Bei der Taufe erhielt ich nach dem Wunsche meines patriotisch gesinnten Vaters neben seinem eigenen Vornamen Jakob als eigentlichen Rufnamen den unseres Nationalhelden Winkelried: Arnold. Ich blieb, wie der erstgeborne, so der einzige Sohn und erhielt am 24. März 1851 noch eine einzige Schwester, Emma, die ich in ihren ersten Lebenstagen aus lauter fürsorglicher Liebe schier erstickt hätte, indem ich der weinenden Kleinen, die mir zu hungern schien, ein Stück Brot in den Mund steckte, das die dazukommende Mutter zum Glück noch rechtzeitig entfernen konnte.

Zu meinen ersten persönlichen Erinnerungen, die zusammenhangslos, aber als klar geschaute Bilder vor meinem Geiste auftauchen, gehört, wie ich in der Wohnstube des Pfarrhauses mein Schwesterlein in seinem Korbwägelchen hin- und herfuhr, während die Abendsonne durch das westliche Fenster auf den Boden hereinfiel, und das Wägelchen durch die Stäubchen ihres Strahles sich so lustig hindurchziehen ließ; — oder wie ich mit der Kleinen einmal unter dem Eßtisch hockte und dieselbe, als die Mutter eintrat, sich plötzlich aufrichtete und ihr, uns zu Freude und Schrecken, entgegeneilte, während sie vorher noch keinen Gehversuch gemacht hatte; oder wie wir Kinder zusammen friedlich spielten im weiten Betsaal des Obergeschosses, der während des Sommers für gottesdienstliche Zwecke außer Gebrauch stand und ebenso wie das große Schulzimmer im Hause als Wohnraum benützt wurde.

Als einzige Kinder ganz aufeinander angewiesen, verwuchsen wir miteinander so innig, wie das vielleicht selten unter Geschwistern der Fall ist. Es machte sich ganz von selber, daß wir meistens für uns waren. Im Hause wurde deutsch gesprochen, und zwar das dem Schriftdeutschen besonders nahekommende Bündnerdeutsch, und nur in der Schule und im Verkehr mit der Bevölkerung bedienten wir

uns des italienischen Lokaldialektes. So war von vornherein ein gutes Stück geistigen Lebens uns Geschwistern allein eigen, ohne daß die Kinder unserer Umgebung dran beteiligt waren. Denn auch der Stoff, welcher aus der mündlichen Erzählung der Eltern und aus deutschen Büchern und Jugendschriften floß und allmählich unsern Geist füllte und bildete, war unser besonderes Gut, das die übrigen Kinder nicht mit uns gemein hatten.

Unsere Erziehung war überhaupt eine von der in der Gegend üblichen verschiedene und sorgfältigere als die der übrigen Jugend. Die Eltern standen eben auf anderer Bildungsstufe als das Volk um sie her und widmeten sich uns in viel intensiverer Weise. Wir sahen an ihnen eine so innige Geistesgemeinschaft, eine eigentlich wetteifernde, selbstverleugnende Liebe, einen so ungetrübten Frieden, daß sich das von selbst auf uns übertrug und wir unwillkürlich einander alles Gute gönnten, alles miteinander teilten. Wir waren am glücklichsten zu Hause, wenn die Eltern abends beieinander saßen und zweistimmig zur Guitarre ihre deutschen Schweizerlieder und andere sangen, in die wir bald einstimmen lernten; oder wenn der Vater an Winterabenden etwa aus Vossens Homerübersetzung oder Schillers Tell vorlas; oder wenn er in den schulfreien Sommermonaten uns in Geographie, Welt- und Schweizergeschichte und Latein Unterricht erteilte und wir deutsche Dichtungen lernten und rezitierten, uns lesend in deutsche Bücher vertieften. Mein Vater hatte auch eine Sammlung von Schmetterlingen und Mineralien angelegt. So erweiterte sich, wenn wir ihn auf seinen Gängen begleiten durften, unser Interesse und unser Gesichtskreis in freiester und fröhlichster Weise. Das Lernen war und blieb uns eine Lust wie das ersehnte Antworterhalten auf Fragen, die sich uns nahegelegt hatten und deren Beantwortung weitere Fragen weckte. Wenn ich später sehen mußte, wie die moderne Schulvergötterung und Schulmeisterherrschaft die Jugend plagt und vielfach in ihr den

Lerntrieb ertötet, so schätzte ich mich immer glücklich, daß ich seinerzeit in unserer bloßen Halbjahrschule vor allzu langer Schulhaft und vor Schulüberdruß bewahrt blieb.

Doch ich wollte ja nur davon reden, wie es kam, daß wir zwei Geschwister so innig miteinander verwuchsen, weil in eigener Weise miteinander geistig genährt im Unterschied von den Kindern unserer Umgebung. Von jener, unsrer ersten Kindheit an, ist uns auch in später veränderten Verhältnissen das Bedürfnis geblieben, an unsern geistigen Interessen gegenseitig teilzunehmen, alles gemeinsam zu durchleben; wir waren einander eigentlich immer die intimsten Freunde.

Da ich aber von unserer Erziehung gesprochen habe, so muß ich hier noch beifügen, was auf diese Bezug hat. Vater und Mutter waren von der Überzeugung durchdrungen, daß der elterliche Wille, um für die Kinder unbedingte Autorität zu werden, diesen durchaus als ein einheitlicher erscheinen müsse. Und sie haben stets danach gehandelt. Nie erlaubte das eine, was das andere verwehrt hatte. Wir waren nie versucht, uns mit unsern Bitten an das eine von ihnen zu wenden, wenn das andere gesprochen hatte; wir wußten die Antwort zum voraus. So bildete sich in uns ein klares und sicheres Pflichtgefühl und die Gewohnheit unbedingten Gehorsams, ohne daß empfindliche Züchtigungen nötig wurden.

Über alles wurde Gewicht gelegt auf strengste Wahrhaftigkeit, und ich danke es den Eltern jedenfalls zu gutem Teil, wenn mir ein starker Wahrheitssinn eigen geworden und geblieben ist. Bei meinem Vater ging derselbe so weit, daß er deshalb die Märchenerzählungen, welche der kindlichen Phantasie so lieb sind, wollte vermieden wissen; er erzählte uns lieber Fabeln mit moralisierendem Lehrzweck oder aber Episoden aus der Welt- und der Schweizergeschichte, welche zugleich die Vaterlandsliebe weckten und nährten.

Der gleiche Wahrheitssinn beherrschte auch unsere religiöse Erziehung. Wir sollten nicht Gefühle aussprechen lernen, welche unserm Alter und unsrer Erfahrung ferne liegen mußten. Darum ließ uns der Vater am liebsten Lieder des nüchtern frommen Gellert lernen und redete uns weniger von den Geheimnissen der Versöhnung und des Wortes vom Kreuz, als von dem heiligen und barmherzigen himmlischen Vater, von seiner Allgegenwart und Allwissenheit, seiner Liebe und Allmacht, und lehrte uns in allem unter Gottes Augen wandeln in Gewissenhaftigkeit und kindlichem Vertrauen, in unbedingter Ehrfurcht vor dem Herrn, dessen Gedanken jedenfalls höher seien als unsere Gedanken. Der Mutter Lieblingslied war Gerhardts „Befiehl du deine Wege". An Jesu wurde uns besonders seine Liebe bis zum Tode eindrücklich, und ich erinnere mich noch, wie mich an einem Karfreitag der Mutter Erzählung von der Kreuzigung bis zu Tränen ergriff. Vom Bösen wurden wir abgemahnt, weil es Sünde sei gegen den lieben Gott, nicht nur aus Furcht vor den Folgen. Selbstverständlich wurden wir angehalten zum Gebet, und zwar zu einem kurzen, einfachen Beten, das nicht Plappern sein dürfe. Auch das wurde uns durch Wort und Beispiel eindrücklich gemacht, daß bei Gott kein Ansehen der Person gelte, und daß wir mit den Ärmsten zu verkehren hätten wie mit den Wohlhabendsten; daß wir mit Verkrüppelten oder sonst Gebrechlichen stets Mitleid haben sollten, und daß jeder Scherz oder Spott gegen solche roh und verwerflich sei. Das alles erschien uns selbstverständlich, und wir verkehrten denn auch in der unbefangensten und harmlosesten Weise mit Jedermann, mit Hoch und Niedrig — ohne Scheu, die den Mund nicht wagt aufzutun, und ohne Hochmut, der sich des Umgangs mit Geringen schämt.

Von meiner kindlichen Frömmigkeit ist mir noch ein einzelner Zug erinnerlich. Es war ein stürmischer Wintertag; die Flocken wirbelten in dichten Wolken vor dem

Fenster hin, durch das ich in das Gestöber hinaussah. Und ich erblickte einen Mann, der mühsam durch das Wetter sich durchkämpfte. — Man hatte mir gesagt, Gott sei überall. So fragte ich plötzlich die Mutter: „Ist der liebe Gott jetzt auch da draußen?“ „Jawohl, mein Kind!“ „O, so laß den armen Mann doch herein!“ meinte ich darauf. Was der Erfolg meiner Bitte war, wüßte ich nicht mehr zu sagen.

Wenn unsere Phantasie durch das verständige und nüchterne Verhalten der Eltern nicht mit Märchengestalten bevölkert wurde, so war durch den Reichtum des tatsächlichen Lebens um uns her dafür gesorgt, daß sie nicht ohne Anregung blieb. Welche Fülle bunter Bilder steigt vor mir auf, wenn ich an jene ferne Kinderzeit zurückdenke!

Zu meinen frühesten Erinnerungen gehört eine, welche eine gewisse Feierlichkeit an sich trägt. Eine meiner Patinnen war ein freundliches altes Fräulein, Elisabeth von Salis. Mit ihrem ebenfalls unverehlichten Bruder, dem schwerhörigen Junker Fritz, bewohnte sie eines der stattlichen Stammhäuser der Familie in Soglio, als die Letzten eines aussterbenden Zweiges derselben. Ich durfte einst mit meiner Mutter dort zu Gaste sein und in den ungewohnten, dem kleinen Jungen fast unheimlichen Räumen übernachten. Das war so feierlich in den großen, getäfelten Zimmern, mit den lebensgroßen, dunkeln Ahnenbildern an den Wänden, dann die breiten Steintreppen mit den Balustraden und den weiten Korridoren! Noch sehe ich vor mir an dem von einer Lampe erleuchteten grünen Tisch den tauben Junker, beschäftigt mit dem mir geschenkten Spielzeug, einem schwarzsamtenen Tanzbären. Den prüfte er beharrlich auf seine Kunst, indem er mit seiner knöchernen Faust auf den Tisch schlug; und laut lachte er jedesmal auf, wenn das Tier auf seinem runden, mit Borsten unterlegten Holzboden kunstgerecht sich drehte. Diese Mitfreude an dem, was mir Freude war, hinterließ einen bleibenden Eindruck bei mir.

Am folgenden Morgen ergingen wir uns in dem mit steif beschnittenen Buchsbäumen und Gehegen durchzogenen Garten und besahen uns die mächtigen Trümmerhaufen eines Bergsturzes, der wenige Jahre vorher Schloß und Ortschaft mit dem Untergang bedroht hatte. Nicht lange Zeit darauf starben die alten Geschwister und kamen zur Ruhe in ihrer Gruft in der Kirche zu Soglio, deren schlanker Turm vom steilen Felsen sein Grabgeläute hinabsandte ins grüne Tal und nach dem Bondascagletscher gegenüber. Als Andenken an das Schloß in Soglio bewahre ich ein altes in Holz geschnitztes Doppelwappen der Salis.

Ganz anderes Gepräge trägt meine Erinnerung an meine zweite Patin, die Frau des Notars Lüzer in Coltura, und an ihr Haus. Dahin kamen wir Kinder oft mit unsern Eltern, und stets mit größtem Vergnügen, nicht nur wegen der treuherzigen Freundlichkeit des kinderlosen Ehepaars, sondern auch wegen der köstlichen Leckerbissen, die da jederzeit für uns abfielen. Im Garten standen alle erdenklichen Fruchtbäume uns zur Verfügung. Und in der weiten Küche, durch die wir von der Rückseite der Wohnung ins Haus kamen, war ein bekannter Schrank, den die liebe Frau jedesmal öffnete und aus dem ein wohlvertrauter Duft von hier heimischem Backwerk uns entgegenwehte. Durch die halboffene Türe der traulichen Wohnstube sahen wir dann wohl den behäbigen Notar in seiner schwarzen Zipfelmütze sein Mittagsschläfchen im großen Lehnstuhl halten, das Gesicht zum Schutz gegen die Fliegen mit rot und weiß gestreiftem Taschentuch bedeckt. Über ihm hingen an der Wand stark kolorierte Holzschnitte mit Darstellungen aus der Leidensgeschichte des Herrn, des Verhörs vor dem Hohen Rate und vor Pilatus, wenn ich nicht irre. Die Wanduhr tickte, und der Kanarienvogel hatte immer reichlichen Zuckervorrat. Eine echte schläfrige Sommernachmittagsstimmung lag über dem ganzen Zimmer. Aber beim Kaffeetisch, auf dem für die Männer auch Salami, Schinken und Veltliner

nicht fehlten, ging es dann lebhaft her. Mein Vater mußte dann von allem Neuen, das außerhalb des Tales sich zugetragen, wie etwa von der unglaublichen Erfindung der Nähmaschine, erzählen, zur steten dankbaren Freude und Verwunderung des Gastgebers, der seinem Staunen Ausdruck verlieh stets mit der gleichen Redensart: „mettiamo a dire“, d. h. ungefähr: „sozusagen“, welche Redensart ihm den Spitznamen „Notar Sozusagen“ eingebracht hatte. Wir haben diesem friedlichem Hause lange Zeit, auch in der Ferne noch, in gegenseitiger Liebe und Anhänglichkeit nahegestanden.

Im selben Dorf Coltura übte auf mich einen zauberhaften Eindruck das Schloß des Barons von Castelmuro, ein neuer Bau in englischem Stil, die dem Dorf ab- und dem offenen Tal, dem Fluß und der Heerstraße zugewandte Front von viereckigen, zinnengekrönten Türmen flankiert; davor ein weiter Garten, aus dem eine hohe Doppeltreppe zum Eingang zwischen den Türmen emporführte; das ganze Gebäude nach italienischem Geschmack rot bemalt. Die prächtigen hohen Säle mit Deckenbildern und Stukkoverzierungen, mit den bunten, rot-, gelb- und blauseidenen Ameublements, mit Flügel und Piano, mit Gemälden und Bibliothek imponierten mir gewaltig, aber weitaus am meisten fesselten mich die düsteren Korridore mit den zahlreichen, zum Teil auf besondern Gestellen, zum Teil über hölzernen Schildern hübsch gruppierten alten Rüstungen und Waffen. Da atmete ich etwas wie Luft der alten Heldenzeit und war still und selig in meine Träumereien versunken, während die Erwachsenen eifrig redend sich unterhielten. Eine Anzahl illustrierter Prachtwerke führten mir auf die anmutigste Weise einzelne und zerstreute Kenntnisse der französischen Geschichte zu, von den Kreuzzügen und der Jungfrau von Orleans an bis zu Bonapartes Kriegstaten — denn der Baron, welcher in Marseille seinerzeit gelebt hatte und zu Vermögen gekommen war, pflegte gerne französische Sprache und französische Erinnerungen.

Es war ein kleiner Herr, mit glattrasiertem Gesicht, weichen, fast weichlichen Zügen und Händen, wohlwollend, aber nicht sonderlich redselig. Seine Frau dagegen, die Baronesse, war heitern Gemütes, trotz ihrer vielbedauerten Kinderlosigkeit sehr freundlich, gesprächig und herzlich gegen uns Kinder — sie war meiner Schwester Patin — und hatte ein helles, sonores Lachen, das wohltat. Außer einer ledigen älteren Schwester der Frau und einem ebenfalls unverheirateten, kränklichen, stelzfüßigen Bruder des Barons, der uns Scheu und Mitleiden zugleich einflößte, wohnten im Schlosse zeitweise die verwitwete Schwester der Baronesse, eine Frau Vassali, mit zwei Töchtern, deren eine besonders heiter und witzig war und durch Gesang und Klavierspiel uns oft entzückte. Sie waren nach dem Tode des Gatten und Vaters aus Polen heimgekehrt und gaben etwa einer wehmütigen Liebe zu diesem Lande so beweglichen Ausdruck, daß dessen tragisches Geschick mit zu den Dingen gehörte, welche im Bilderbuch meiner Kinderphantasie ein Plätzchen fanden. Der Baron hatte die Ruinen des alten Kastelles, der Talsperre, „la porta“, oben an Promontogno käuflich erworben, sowie die danebenstehende, seit der Reformation zerfallende Kirche „Nostra Donna“, die er nun als Gruftkirche für sich und die Seinen restaurieren ließ. Nach seinem Tode hat die Baronesse einige kleine Gebäulichkeiten hinzugefügt und das Ganze der Gemeindekorporation testamentarisch vermacht, wie sie denn überhaupt eine wohltätige und gemeinnützige Frau war, die zugunsten der Armen und Kranken Stiftungen hinterließ, den Druck und die Einführung eines neuen Kirchengesangbuches, einer Biblischen Geschichte für die Jugend und dergleichen durch ihre Munifizenz ermöglicht hat. Auch der Baron hatte seinerzeit eine Übersetzung der Bündnerischen Geschichte in italienische Sprache und die Herausgabe derselben auf seine Kosten besorgen lassen.

Was aber Geist und Gemüt des Kindes am meisten er-

füllt und bewegt, ist die Tierwelt und deren Leben. Da waren wir denn so begünstigt, wie Stadtkinder nie sein können. Im Pfarrhause selbst befand sich ebener Erde unter den Wohnräumen eine Stallung. Die karge Besoldung machte es mehr als nur wünschenswert, daß der Pfarrer durch eigenen landwirtschaftlichen Betrieb die gewöhnlichen Erzeugnisse für den täglichen Lebensbedarf sich direkt verschaffte. So hielten sich denn auch unsere Eltern Milchkuh, Mastschweine und Hühner; bisweilen durften wir Kinder zu unsrer besondern Unterhaltung und Freude ein Lämmlein oder Zicklein oder eine Gans für uns besitzen. Das brachte mancherlei gesunde Beschäftigung im Freien mit sich: wir hatten etwa Gras und grünes Laub zur Nahrung für die Tiere zu suchen oder im nahen Walde die abgefallenen Tannennadeln zur Streue für dieselben; oder wir mußten, weil damals kein Brunnen im Dorfe war, die Kuh zur Tränke an den wilden Bergstrom führen oder im Herbst zur Weide auf die abgemähten Matten. Auch galt es etwa, den Weih zu verscheuchen, der die Hühner bedrohte, und einmal durfte ich dem Fuchs ein solches abjagen helfen, das wir freilich nur tot wieder bekamen, während der flüchtige Reineke in den Wald entwich.

Ein Hauptspaß war für uns Kinder, wenn ein tosender Bienenschwarm irgendwo in der Nähe sollte festgehalten und in Korb oder Kistlein gesammelt werden. Man hielt dafür, daß starker Lärm die schwärmenden Tierlein bewege, sich auf dem nächsten Baum oder Strauch niederzulassen. So bearbeiteten wir denn irgendwelche metallenen Gefäße mit Wucht, schlugen blecherne oder kupferne Pfannendeckel aneinander und freuten uns an dem wirksamen Höllenspektakel.

Am frühen Morgen rief der Geißhirte, in der Regel ein armer Lombardenknabe, mit dem eigentümlichen Ton eines abgeschnittenen Bockshorns die Ziegen des Dorfes zusammen, sie zur Weide in die Felsen hinaufzutreiben, wo

sie den gepflegten Wiesen nicht schaden konnten. Am Abend brachte er sie wieder heim. Da liefen wir Dorfbuben ihm wohl entgegen und suchten eines der kräftigern Exemplare als Reittier zu erwischen. Ein besonderes Vergnügen gewährte es, im Frühsommer die Bergamasker Schafhirten eine Strecke weit zu begleiten, welche ihre großen Herden aus Oberitalien auf die für einige Sommermonate gemieteten Bergeller Hochalpen zur Weide führten. Auf Eseln und Maultieren brachten sie das notdürftigste Geräte und Kochgeschirr mit, und daneben fand sich dann etwa noch ein Plätzchen für einen unter uns Buben als glücklichen Reiter.

Beneidenswert erschienen uns Geschwistern jeweilen die uns nahe befreundeten Kinder des Dr. Engel in Vicosoprano, welche alle erdenklichen Zweibeiner und Vierfüßler auffütterten und selbst einen stattlichen schwarzen Ziegenbock vor ihren rotausgeschlagenen Schlitten spannen durften. In ihrem Hause wurde auch deutsch gesprochen und gelesen; schon das brachte unsere beiden Familien in engeren Verkehr. Ihr Vater, aus dem Kanton Zürich stammend, war der einzige Arzt im ganzen Tal, übrigens ein recht tüchtiger und bei sehr beschwerlicher Praxis gewissenhafter Arzt. Seine Frau, eine geborne Stampa, reich, aber in ihren persönlichen Bedürfnissen einfach und anspruchslos, war von eminentem Verstand und sehr entschiedenen Ansichten, welche sie gern in schlagfertiger Dialektik auch Männern, nicht zum mindesten ihrem eigenen, gegenüber verfocht. Sie war u. a. durchaus nicht einverstanden mit der zunehmenden Tendenz, die Schulbildung des Volkes zu verallgemeinern und zu steigern. Ich habe seither oft an die Weissagung der klugen Frau denken müssen: es werde noch die Zeit kommen, da niemand mehr den Rückenkorb tragen wolle. Im Bergell werden nämlich alle Lasten auf dem Rücken getragen, nicht, wie anderwärts vielfach üblich, auf dem Kopf. — Zur Ausbildung der eigenen Kinder aber geschah in ihrem Hause alles Mögliche. Dort fand ich denn auch

zu meinem Entzücken jeweilen die schönsten, mit Bildern versehenen Geschichtswerke; und solange wir im Bergell wohnten, war das Doktorhaus in Vicosoprano mir besonders lieb. Später siedelte die Familie nach Bergamo über, wo sie ausgedehnten Landbesitz ererbt hatte. Wir hatten aber doch wiederholentlich Gelegenheit, unsere freundschaftlichen Beziehungen fortzusetzen und zu erneuern, öfters in Leid als in Freud; denn der Tod hat seither in beiden Häusern Ernte gehalten.

Doch ich kehre zurück zur begonnenen Aufzählung der Freuden, welche uns Kindern das Tierleben des Heimattales brachte. Da darf ich des Gewildes nicht vergessen, das wir freilich in der Regel erst zu Gesicht bekamen, wenn es erlegt war, dessen Jagd aber unsere Phantasie oft beschäftigte. Die glücklichen Jäger waren für uns die Helden des Tages, die wir anstaunten und deren Namen von Mund zu Mund gingen. Wie stürmten wir unsern Gemsjägern entgegen, wenn sie nach mehrtägiger Abwesenheit heimkehrten, mindestens einen Gemsbock auf dem Rücken, den Kopf des Tieres aufwärtsgebogen und mit dem einen Horn in das Band, welches die Füße umschloß, eingehängt! Es waren zwei herkulische Gestalten, dieser Pietro Soldani und sein Kollege Giovanni Giamotti. Eine glückliche Gemsjagd mit dem doppelläufigen Vorderladerstutzen erforderte auch in der Tat mehr Kunst als die gegenwärtige Schlächterei mit den Hinterlader-Repetiergewehren. Einmal brachten sie eine lebende junge Gemse heim. Dieselbe war bei der Leiche der erschossenen Mutter stehen geblieben und dann dieser nachgefolgt, als der Jäger sie sich auf den Rücken lud. Die Männer hielten das junge Tier fest und verbrachten es in einen Heugaden, in welchem ein großer Ziegenbock angebunden stand. Am folgenden Morgen lag dieser tot; das Gemslein hatte ihm mit seinen spitzen Hörnern den Leib aufgeschlitzt. Der junge Mörder wurde später an einen durchreisenden Engländer verkauft.

An einem Morgen brachte unser Lehrer als seltene Sehenswürdigkeit einen toten Fuchs in die Schule. Derselbe war in eine eiserne Falle, wie solche für Marder und Füchse im Gebrauch waren, mit beiden Vorderfüßen zugleich geraten. Zuerst hatte er versucht, die Bogen der Falle, welche die Füße eingeklemmt hielten, zu durchbeißen, und als das vergeblich blieb, hatte er seine beiden Füße über der Falle mit heroischem Entschluß durch- und abgebissen. Nun war er wohl frei geworden, allein einige Schritte weit entfernt hate man ihn verblutet gefunden. — An einem Sommerabend kamen zwei junge Burschen ins Dorf, an einer Stange über der Schulter zwei oder drei junge Steinadler tragend, welche ein kühner Hirte unter eigener Lebensgefahr aus ihrem Horst auf hoher Tanne hinausgeworfen hatte. — Durch das Dorf Promontogno aber konnte ich vollends nie gehen, ohne mit Bewunderung an die First einer Scheune emporzublicken. Es war üblich, daß gute Schützen die kleine hölzerne runde Scheibe, in die sie beim Freischießen den Meisterschuß getan, als Trophäe heimnahmen und am Giebel ihrer Scheune befestigten, ebenso aber auch Schädel oder Tatzen erlegter Raubtiere oder Raubvögel ganz mit ausgespannten Flügeln. An jener First in Promontogno prangten zwischen mehreren Scheiben einige Raubvögel, und überdies sogar noch die Schädel und Tatzen zweier Bären. Der Besitzer, ein Scartazzini, war als 16jähriger Jüngling einst in die Rinderalpe Bondasca unterwegs gewesen, den doppelläufigen Stutzen auf dem Rücken, um zur Gemsjagd gerüstet zu sein. Beim Umbiegen um einen Felsen sah er sich plötzlich zwei Bären gegenüber, deren einer sich sofort gegen ihn erhob. Der geistesgegenwärtige Jüngling riß den Stutzen von der Achsel und streckte mit jedem seiner zwei wohlgezielten Schüsse je eine der Bestien tot nieder. Dann jauchzte er ins Tal hinab dort beschäftigten Männern zu, die ihm dann seine Beute bergen halfen.

Hier ist wohl die Stelle, mein eigenes Bärenabenteuer zu erzählen. An einem schönen Sommermorgen — ich mag etwa acht Jahre alt gewesen sein — durfte ich einen Nachbarsjungen begleiten, der im nahen Walde Holz sammeln sollte. Ich nahm „mein Gewehr" mit, eine Kinderflinte mit blechernem Lauf, darin eine Springfeder durch hölzernen Ladstecken sich niederdrücken ließ, welche dann den letzteren auf mäßige Entfernung hinausschleuderte. Nachdem mein Gespiele sein Tagwerk getan und das Holzbündel zusammengeschnürt hatte, belustigten wir uns mit meinem Spielzeug in der Nähe eines mächtigen Felsens, unter dem eine tiefe, dunkle Höhle uns geheimnisvoll entgegengähnte. „Da ist der Bär drinnen; schieß' einmal hinein!" forderte mich mein Genosse auf. Und als ich mich weigerte, weil ich sonst den Ladstecken nicht mehr holen könne, beruhigte er mich durch das feierliche Versprechen, er werde ihn schon herausholen. So schoß ich denn mein Mordwerkzeug ab, und der Junge kroch auf dem Bauche unter den Felsen, um den Ladstecken zu suchen. Plötzlich schnellte er zurück: „Der Bär ist drinnen, denn der Stock bewegte sich, als ich darnach langen wollte!" — Und in hellem Schrecken flohen wir Helden aus dem Walde atemlos heimwärts. „Papa, ich habe den Bären geschossen", rief ich meinem Vater von ferne schon zu. Natürlich lachte er über die glaubwürdige Nachricht, und ich selber vergaß über Tische meine Angst. — Nachmittags begleitete ich meinen Vater auf einem Gang nach Coltura. Als wir abends heimkehrten, stand vor dem Haus bei der Brücke über den Mera eine Menge Volks um einen niedrigen Wagen herum, auf dem ein mächtiger toter grauer Bär lag. Mit dem Aufruf: „Das ist mein Bär, das ist mein Bär!" flog ich auf denselben zu. Daneben standen zwei fremde Männer aus dem Poschiavo, die Stutzen über dem Rücken, und erzählten folgendes: „Wir wollten nach der Bondasca-Alpe, Gemsen zu jagen; da aber zu dieser Jahreszeit die Jagd verboten

ist, mochten wir nicht die Heerstraße benützen, sondern schlugen unsern Weg durch den Wald ein. Da tauchte unerwartet vor uns ein Bär auf. Wir feuerten; ein Schuß traf, und das Tier wälzte sich eine Strecke weit den Waldhang hinab." Mein Gespiele aber war nachmittags eben in den Wald zurückgekehrt gewesen, sein dort im Stiche gelassenes Holzbündel zu holen. In diesem Augenblick hatte ein Schuß gekracht, und sofort darauf war durch knackendes Geäste und Unterholz das Untier herabgerollt bis in die Nähe jenes uns bekannten Felsens, hatte dort sich gestreckt und war verendet. — Wir Knaben waren nun felsenfest überzeugt, daß der Bär des Morgens wirklich in jener Höhle gelegen habe, und auch die Erwachsenen wagten nicht mehr zu sagen, unsere Meinung sei ein Ding der Unmöglichkeit.

Jedenfalls herrschte jetzt großer Jubel im Dorf. Meine Mutter brach die schönsten Blumen im Pfarrgarten, das erlegte Raubtier zu bekränzen, und im Triumphe führten wir es durch die Straßen. Aber Kopfschütteln erregte es bei den Bewohnern, welche kein Fleisch von Raubtieren für eßbar hielten, als mein Vater sich einen Bärenschinken erstand; und ich erinnere mich noch wohl seines Vergnügens, als er unsere beiden Gemsjäger bewegen konnte, mit ihm ein Stück „Braten" zu verzehren, das ihnen wohl schmeckte, und er ihnen nachträglich eröffnete, sie hätten „Bärenbraten" gegessen.

Bot das Leben der Tierwelt unserm kindlichen Geist des Interessanten und Vergnüglichen viel, so nicht minder der Wechsel der Jahreszeiten. Im Winter war Schule, und die Freude an derselben dauerte eine Anzahl von Wochen. Dann brachte der Schnee als willkommene Abwechslung in der Freizeit das flotte Fahren mit unserm großen Handschlitten, auf welchem mehrere Buben und Mädchen zugleich Platz fanden. Bald sausten wir in langen Reihen die Dorfstraße hinab, sie nicht gerade zur Freude

für Menschen und Vieh in einer Weise glättend, daß das Begehen derselben hinterher viel Vorsicht erforderte; bald, wenn der Schnee fest genug war, fuhren wir lustig über die Hügelterrassen der Nachbarschaft herunter, daß der Schlitten in Sätzen hüpfte und sprang.

Mit dem ersten Tag des Märzmonats wurde der Einzug des Frühlings begrüßt und von der Jugend als „Calenda Marz" gefeiert, indem die Knaben sich große und kleine Kuhschellen umhängten und von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf zogen, kleine Geldgaben einsammelnd, die schließlich im Wirtshaus vertan wurden. Das hatte natürlich seine Übelstände für die heranwachsende Jugend. In verständigster Weise trachtete mein Vater denselben zu wehren, indem er solche althergebrachten Bräuche nicht zu beseitigen, aber zu veredeln suchte. Das gelang ihm auch mit diesem „Calenda Marz". Er führte in die Bubenschar etwas von militärischem Geist und eine gewisse Disziplin ein. Mit Fahnen und Trommel an der Spitze, bunte Papierhüte auf dem Kopf, zogen wir in geordnetem Zuge durch die Dörfer. Das gesammelte Geld wurde dem Vater abgeliefert. Dafür wurden Weißbrot und Sahne gekauft. Die Mutter hatte im ausgeräumten Schulzimmer Tische und Bänke aufgestellt, auch noch etwas besonderes Gebäck zubereitet; die Sahne wurde zu köstlichem Schlagrahm umgewandelt; und nun begann ein fröhliches Tafeln, wobei niemand das schädliche und verrohende Bechergelage vermißte.

In ähnlicher Art hat mein Vater noch sonst vieles getan, die Sitten zu mildern. Er verstand die Jugend und ihr Freudebedürfnis. Er hatte sie von Herzen lieb, und das spürte sie wohl. Sie war ihm deswegen auch ergeben und anhänglich. Er nahm selber etwa teil an ihren Spielen, insbesondere an dem echt italienischen Bocce-Spiel. Er sah ihrem Freischießen zu und tat auch wohl ab und zu selber einen Schuß in die Scheiben, erschien auch etwa auf kurze Zeit unter ihnen im Wirtshaus nach solchen Übungen und

verrechnete sich nicht in der Annahme, daß seine Gegenwart einen anständigen Ton in die Gesellschaft bringe. Er besaß eben den natürlichen Takt, ohne den solche Versuche mehr den Erzieher schädigen als die zu Erziehenden heben. Er sammelte auch wohl an Winterabenden mit Hilfe des jungen Lehrers die strebsamen jungen Männer in unserm Hause zu gemeinsamer Lektüre, zu Übungen in deutscher Sprache oder im Gesang. Er hat sich sogar darin versucht, deutsche Lieder in den italienischen Dialekt zu übertragen oder zu deutschen Melodien frei erfundene italienische Gedichte zu schaffen, welche das Volksleben sich zum Vorwurf nahmen. Literarische Meisterwerke sind es nicht gewesen, aber sie haben doch ihren Zweck zum Teil erreicht und wurden eine Zeitlang gerne da und dort gesungen.

Im Frühling und Sommer kamen die Alpfahrten, das Begleiten der Bergamasker Schafhirten oder unserer Rinderherden, Besuche bei Bekannten in den Voralpen (Maiensäßen) zwischen Vicosoprano und Casaccia oder unterhalb von Maloja oder in Isola am Silsersee. Und zu Hause fehlte es auch nicht an vergnüglicher Abwechslung im Heuet, oder wenn wir der Mutter durften buttern und käsen helfen, oder wenn der Lehrer, der im Sommer Förster war, mich mitsamt meiner schönen neuen Botanisiertrommel mit sich in den Wald nahm, oder wenn befreundete Familien sich einmal vereinigten zu einem Waldfestessen mit obligatem „Zigeunerbraten", oder wenn wir Kinder beim Oheim in Sottoponte an der Maulbeer- und Obstlese teilnehmen durften.

Der Herbst brachte die Schafschur, die Herbstweide der zurückkehrenden Rinderherden auf allen Matten, dann im untern Teil des Tals die Nuß- und Kastanienernte. Aus der Lombardei kamen die Obsthändlerinnen mit Birnen, Äpfeln, Pfirsichen, Trauben, Pflaumen und Zwetschgen. Dann gingen unsere wohlhabenderen Einwohner auch wohl selber über die Grenze hinab nach Villa, Prosto, S. Abondio, Chiavenna, um dort persönlich ihren Wein einzukaufen.

Da bot sich mir wieder mancher neue Ausblick: die österreichischen Zöllner und Grenzwächter in Castasegna, die katholischen Kirchen, Kapellen und Bilder am Wege, die geheimnisvoll-schaurige Trümmerstätte von Plurs, das charakteristische Städtchen Chiavenna oder Cläfen. In Bondo nahm man, wenn ein Besuch dort gemacht wurde, um diese Jahreszeit gern seine Erfrischung in den sogenannten „Grotti", Felsenkellern, in denen der Wein sich vorzüglich kühl erhielt; vor den kleinen Gebäuden saß man im Freien an steinernen Tischen auf steinernen Bänken; der Wein wurde aus irdenen weißen Krügen geschenkt, welche aus dem österreichischen Chiavenna bezogen wurden und daher mit dem kaiserlichen Doppeladler bemalt waren. Wenn der Winter nahte, wurde der Fleischvorrat für das ganze kommende Jahr bereitet, in jedem Hause Rind und Schwein geschlachtet, verwurstet, eingepökelt; die Schinken wurden in die „Sulz" gelegt und später in den Rauchfang gehängt. Nachbarn und Freunde halfen einander dabei, und so wurde die „Metzgete" jeweilen zu einem festlichen Anlaß mit Schmauserei und Gesang.

Während eines solchen in unserm Hause im Herbst 1854 befielen mich heftige Schmerzen, die Vorboten einer ernsten, lange andauernden Krankheit, irre ich nicht, eines Scharlachfiebers mit Komplikationen, wodurch, ohne daß es zunächst beachtet wurde, der Gehörnerv meines linken Ohres unwiederbringlich zugrunde ging. Ich lag damals mehrere Monate und erinnere mich noch, daß öfter Gemeindeglieder erschienen nach meinem Befinden zu sehen, bei welcher Gelegenheit mein Vater ihnen dann vor meinem Bette die Tagesereignisse aus dem damals eben in vollem Gange begriffenen Krimkriege erzählen mußte. Ebenso erinnere ich mich, daß ich damals im Bette, besonders durch das wiederholte Entziffern eines Münchner Bilderbogens „von der Gans" geläufig deutsch lesen lernte, tatsächlich „mit spielender Leichtigkeit". Ich bekam dann allerlei deutsche Ju-

gendschriften zu genießen und gewöhnte mich daran, den Besuchern insbesondere die Illustrationen zu erklären und, soviel zu deren Verständnis nötig war, zu erzählen. Auch zeichnete ich manche der Bilder nach und begann in freier Erfindung mir selber allerlei Gelesenes und Gehörtes zu illustrieren und Geschautes nach Kräften zeichnerisch zu reproduzieren, ohne ein Gefühl von irgendwelcher Schwierigkeit solcher Kunst zu haben; ich wagte mich an alles. So mangelhaft die einzelnen Leistungen sein mochten, eines entwickelte sich damals bei mir: ein gewisses Talent, ungeniert und anschaulich zu erzählen und darzustellen, ja eine leidenschaftliche Freude daran, die von nun an durch die folgenden Kinderjahre hindurch stetig wuchs. In der Familie unseres Lehrers, welcher das unterste Haus im Dorfe, eine Sägerei und Gerberei, bewohnte, ein Spielparadies für uns Kinder, fand ich an den Schwestern verschiedenster Altersstufe und an dem verkrüppelten Bruder eine dankbare Zuhörerschaft. Und nun las und erzählte, zeichnete und porträtierte ich drauflos nach Herzenslust und verschenkte meine Kunstwerke in naiver Freigebigkeit. Nachdem ich einmal lange einer Mausjagd unserer Katze zugeschaut, brachte ich das Gesehene mühelos in Verse und Reime. Das war mein erstes „Gedicht". Und nun folgten sich solche in deutschen oder italienischen Versen leicht und rasch. An einer Schulprüfung durfte ich ein selbstverfaßtes italienisches Carmen über die Schlacht bei Sempach rezitieren. —

Bei meinem Lerntriebe erschien der Entschluß meiner Eltern gerechtfertigt, mich studieren zu lassen. Als ich einst mit meiner Schwester spielte und die Rede darauf kam, was ich werden sollte, meinte sie: ein Prophet, damit ich den Bauern jeweilen die Witterung voraussagen könnte. Ich war schon so weit, daß ich sie um ihrer kindischen Torheit willen zurechtwies, und erklärte, Prophetentum lasse sich nicht erlernen. Aber Pfarrer wollte ich werden. Das Vorbild

meines Vaters ließ mir das als das Wünschenswerteste erscheinen. Und bestärkt wurde ich in meinem Vorhaben durch folgendes Ereignis:

Ein Nachbarpfarrer, Chr. Jenny, der mich einst getauft hatte, brachte mir als Geschenk eine hübsche italienische Bibel. Während er mit meinem Vater plaudernd im Zimmer hin und her ging, schlug ich mit geschlossenen Augen meine Bibel auf und legte den Finger auf eine Stelle, mit dem stillen Vorsatz, dieselbe sollte mir ein bedeutungsvolles Orakel sein! Und siehe, ich traf Jeremiä 29, Vers 26 und las: „Der Herr hat dich zum Priester gesetzt . . .“ Die Herren lächelten über meine innere Bewegung, und ich schlug die Bibel zu, ohne mir die Stelle zu merken. Nachher aber ließ es mir keine Ruhe; ich hätte das Wort so gerne wieder gelesen und konnte es doch nicht mehr finden, bis ich einmal in der Schule während der Religionsstunde meines Vaters, den Jeremias durchblätternd, die Stelle fand. Ich konnte mich nicht enthalten, dem Vater auf deutsch laut zuzurufen: „Ich hab's.“ Seine Freude über diese Störung war geringer als die meine; ich erhielt vor der Klasse einen Verweis. Aber glücklich war ich doch, und von da an glaubte ich mich wirklich von Gott zum Pfarrer bestimmt. —

Ich hatte nachgerade unsre Primarschule durchlaufen. Die Frage legte sich nahe, wo ich meine Gymnasialbildung erhalten sollte. Chur lag zwar näher, aber in Basel konnte ich bei Verwandten, bei einer verheirateten Schwester meiner Mutter, die einen Sohn gerade in meinem Alter besaß, untergebracht werden. Für meine Mutter war es große Beruhigung, mich von Verwandtenliebe umgeben und verpflegt zu wissen, fiel es ihr doch überaus schwer, sich von einem der Ihrigen zu trennen. Sie hatte deshalb seit einiger Zeit daran gedacht, mein Vater sollte nach einer Pfarrei in der Nähe Basels trachten. Er hatte sich das Bürgerrecht in der Stadt käuflich erworben und nahm

sich vor, wenn er mich nach Basel brächte, zur Aufnahme in das Ministerium von Baselland die nötigen Schritte zu tun. Ich selber freute mich auf die Heimatstadt meiner Mutter, die ich schon einmal, als kleiner Knabe mit dieser zu Besuch dort weilend, gesehen hatte. Meine Übersiedlung wurde aufs Frühjahr 1860 in Aussicht genommen.

Inzwischen lernte ich mit verdoppeltem Eifer vornehmlich Latein und die Anfangsgründe des Griechischen, übte mich in deutscher Deklamation und Abfassung von deutschen Aufsätzen und dergleichen mehr. In der Voraussicht, bald mein liebes Heimattal verlassen zu müssen, durchwanderte ich dasselbe vom Maloja herab auf der alten Römerstraße bis nach Castasegna hinunter und genoß noch einmal recht seine Schönheiten und Eigentümlichkeiten, fleißig dabei zeichnend und damit Erinnerungsskizzen sammelnd. Es war, als müßte ich eine Menge von Einzelheiten dem Gedächtnis unverlierbar einprägen: den Steinbock des alten Gotteshausbundes in den Giebeln verschiedener Häuser, den schaurigen Galgen unterhalb von Vicosoprano seitwärts des Dorfes, das Felsentor gegenüber von Coltura, den steilen Pfad über die Felsenplatten nach Soglio hinauf.

Dieses letzte Jahr im Bergell 1859 brachte infolge des französisch-italienischen Krieges gegen Österreich noch allerlei Interessantes und Aufregendes, unter anderm eidgenössische Grenzbesetzung und Einquartierung. Der Grenze zunächst lagen unsere Bündner Scharfschützen, in den übrigen Dörfern Aargauer Jäger und Füsiliere. Die Offiziere verkehrten viel und gern in unserm Pfarrhaus, wo sie freundlich aufgenommen waren und man Freude hatte an der deutschen Unterhaltung mit ihnen. Unsere Sympathien gehörten den um ihre Befreiung und Selbständigkeit kämpfenden Italienern, und die Garibaldilieder sangen auch wir Kinder mit Begeisterung. Es tat mir ordentlich leid, als die Truppen uns verließen, und ich begleitete sie bis über den Maloja hinaus.

Nun kam der letzte, für meine Mutter tränenreiche Winter im Bergell. Als ich in nächtlicher Frühe des 23. April 1860 mich ihren Armen entriß und mit dem Vater den Schlitten bestieg, der uns nach Silvaplana führen sollte, weinte und schrie meine neunjährige Schwester sich buchstäblich außer Atem, so leidenschaftlich hing sie an mir. Am zweiten Tag gelangten wir nach Chur, am dritten zu Schiff durch den Linthkanal nach Zürich. Als ich am 26. April aus dem Eisenbahnwagen die Münstertürme meiner künftigen Heimatstadt erblickte, übernahmen mich Wehmut und Rührung, daß ich Tränen vergoß. Bei Onkel Müller-Weitnauer, Petersgraben 24, fand ich herzliche Aufnahme. Die Prüfung durch den vortrefflichen Rektor R. Burckhardt verlief glücklich. Als er sah, daß ich mit dem Ablativus absolutus und dem Accusativus cum Infinitivo sicher exerzierte, wies er mich, obgleich ich noch gar kein Französisch kannte, während dieses schon in der dritten Klasse am Baslergymnasium gelehrt wurde, sofort in die meinem Alter entsprechende vierte, unter der Bedingung, daß ich das Französische in Privatstunden nachholte. Vierzehn solcher beim spätern Schulinspektor Dr. W. Heß haben mich dann, zum guten Teil dank meiner Kenntnis des Italienischen, so weit gebracht, als meine Klassengenossen in einem ganzen Jahr gekommen waren.

Mein Vater wollte sich nun um die Aufnahme ins basellandschaftliche Ministerium bewerben. Als er sich darob mit seinen Freunden beriet, ermunterten ihn diese, sich an die soeben durch Todesfall freigewordene Stellung eines Direktors der Strafanstalten in Basel zu melden. Er tat es nicht leichten Herzens und reiste, ehe die Wahl stattfand, wieder heim. Seine bisherige Stellung zur Gemeinde Stampa ließ ihm als Pflicht erscheinen, derselben sofort von dem Geschehenen Mitteilung zu machen, ohne erst den Erfolg seiner Anmeldung abzuwarten. Die Gemeinde wußte seine Offenheit zu schätzen. Sie verstand seine Beweggründe

und verargte ihm deshalb seinen Wegzug nicht. Sie würdigte seine bisherige Wirksamkeit dadurch, daß sie ihm das Ehrenbürgerrecht schenkte. Das hat meinem lieben Vater, welcher der Ausbildung seiner Kinder sein Amt zum Opfer zu bringen sich entschlossen hatte, wohlgetan und über schwere Stunden hinweggeholfen.

Inzwischen hatte ich mich in ganz neue Verhältnisse hineinzuleben. Zum ersten Male war ich allein vom Elternhause fern, und so ging es, trotzdem ich vorzüglich aufgehoben war, ohne Heimweh nicht ab. Dieses trug ich etwa unter die Bäume des nahen Petersplatzes, dort setzte ich mich auf eine Bank und las in einem italienischen Gebetbuche für Kranke und Bekümmerte, „Conforto per gli affliti ed ammalati“, und die Heimatsprache war Heilmittel für meine Krankheit. —

Die Art, wie in der Stadt die Schule betrachtet und behandelt wurde, erfüllte mich im Anfang mit Entsetzen. Von dem üblichen Betrügen, dem Nachbarn abschreiben, dem dreisten Leugnen, dem Belegen der Lehrer mit Spitznamen, dem oft unflätigen und rohen Gerede der Schulgenossen hatte ich als Landbube keine Ahnung. Unser Schreiblehrer dauerte mich besonders. Wenn er mit größter Mühe die Wandtafel kalligraphisch beschrieben hatte, flog etwa ein fauler Apfel auf dieselbe und zerplatzte beim Aufschlag, und wie der solchermaßen Gestörte, sprachlos vor Zorn, sich umwandte, fuhr ihm eine auf Pappdeckel aufgezogene Landkarte, von irgendwoher geschleudert, an den Kopf. Stürzte er sich nun wütend auf den vermeintlichen Missetäter, so vergriff er sich wohl, und der unschuldig Geschlagene fiel ihm in den Arm, ihm den Stock zu entwinden; dabei schrien beide einander an: „Ich gehe zum Herrn Rektor!“ Trat aber dieser zufällig gerade ein in die Klasse, so klagte weder Lehrer noch Schüler; die Sache war begraben und konnte folgenden Tages ihre Auferstehung erleben. Meine ländliche Unschuld reizte einzelne Jungen,

Spaß mit mir zu treiben. Am ersten Morgen schon belehrte mich ein blonder, strammer Bursche: „Jetzt kommt ein alter Lehrer X; wenn der dich nach deinem Namen fragt, hast du zu antworten: Michel, wie meine Mutter heißt." Aber so dumm war der Landbube denn doch nicht, um darauf hereinzufallen.

Glücklicherweise hatten wir aber auch Lehrer, die gute Disziplin hielten. Und zu meiner Freude konnte ich den Eltern melden, daß ich schon am Ende des ersten Monats der Achte im Rang geworden, am Ende des zweiten der Vierte, und von dort an war ich meist der Primus der Klasse. Unbegreiflich war mir vielfach die Methode der Lehrer und ist es mir geblieben, obschon sie allgemein verbreitet erscheint. Für Aufsätze über ein bestimmtes Thema z. B. wurde der Klasse zum Voraus ein Schema vorgekaut, nach welchem alle zu verfahren hatten. Das schien mir jede individuelle Regung der Geister systematisch zu unterbinden. Kam beim Rechnen eine neue Schwierigkeit in Betracht, so wurde ebenfalls schon zum Voraus eine bestimmte Formel mitgeteilt, nach der nun jeder, ob er sie auch nicht verstand, die entsprechenden Aufgaben in mechanischer Weise richtig löste. Aber wenn er einmal die Formel vergaß, wußte er sich natürlich nicht mehr zu helfen. In unserer Dorfschule war man anders verfahren, da war dem Schüler bei Stellung einer Aufgabe überlassen worden, selber einen Weg zur Lösung zu finden. Erst hinterher zeigte der Lehrer, wo bei unrichtiger Lösung der Fehler gesteckt hatte, oder wie die richtige Lösung auf einfacherm und kürzerm Wege hätte können gefunden werden. So hatte man dann die Formel nicht nur, sondern verstand das Problem und konnte sich selbständig zurechtfinden, auch wenn man die Formel noch nicht besaß oder sie wieder vergessen hatte. Man lernte logisch denken. Es mag ja wohl sein, daß bei unserer Herdenschulung dieses Verfahren zu zeitraubend ist.

Schon im August 1860 kam, da der Vater mittler-

weilen als Strafanstaltsdirektor war gewählt worden, die Familie nach Basel. Sie bezog für kurze Zeit provisorisch Wohnung in einem kleinen Rebgütlein vor dem Spalentor, an der jetzigen „Mittleren Straße", das einer verstorbenen Tante gehört hatte, bis wir die vorläufig definitive in der St. Johannvorstadt fanden im Haus mit der Apotheke, neben welcher heute die Johanniterbrücke einmündet.

Mein Vater hatte sich nach und nach in die große Veränderung seiner Arbeits- und Lebensweise gefunden, in die Vertauschung der freien Bergwelt gegen die vergitterten Fenster einer düstern Schreibstube hinter den hohen Mauern des alten Predigerklosters und in das beständige Hineinschauenmüssen in moralisches und soziales Elend, das zuerst auf seinem weichen Gemüte schwer lastete und ihm je und je auch Tränen entlockte.

Kurz, wir hatten wenigstens wieder ein Heim und fühlten uns in Basel bald alle recht zu Hause, denn Zuneigung und Liebe zu dieser Stadt hatten wir schon lange, bevor sie unser Wohnsitz ward. Ich bin denn auch von Herzen ein guter Basler geworden. —

Der Basler Friede 1795.

Von Ferdinand Schwarz.

Als im Jahre 1789 die Revolution in Frankreich ausbrach, hatten nur wenige erleuchtete Geister eine Ahnung von der weltgeschichtlichen Tragweite dieses Ereignisses. Die Diplomaten sahen darin nicht viel mehr als eine Verlegenheit der französischen Krone, aus der man nach Kräften Nutzen zu ziehen hoffte. Von einem Eingreifen der europäischen Mächte war vorläufig keine Rede, selbst dann nicht, als die Revolution das monarchische Prinzip und die Sicherheit der königlichen Familie ernstlich bedrohte.

Es fehlte hiezu vor allem an der nötigen Einigkeit unter den Großmächten. Die Verwicklungen im Osten ließen einen allgemeinen europäischen Krieg befürchten. Österreich und Rußland hatten sich verbunden, der Türkei den Garaus zu machen, ein Unternehmen, das schließlich ein ziemlich klägliches Ende nahm. Den Kaiserhöfen standen die Seemächte: England und Holland, denen sich Preußen zu einer Trippelallianz anschloß, feindlich gegenüber, bereit, im gegebenen Zeitpunkt loszuschlagen. Dazu kamen die polnischen Wirren, die das starke Mißtrauen zwischen Österreich und Preußen noch vermehrten. Wohl schloß man im Februar 1791 ein Bündnis zur Bekämpfung der Revolution, und Ende August desselben Jahres fand eine Zusammenkunft zwischen Leopold II. und Friedrich Wilhelm II. in Pillnitz statt, um die nähern Verabredungen zu diesem modernen Kreuzzug zu treffen. Aber Leopold II.

war trotz allem Drängen, namentlich von seiten des Grafen von Artois, des Bruders Ludwigs XVI., und der Emigranten und trotz den begründeten Klagen, welche einzelne deutsche Fürsten durch die Aufhebung der feudalen Rechte im Elsaß erlitten, viel zu bedächtig und verständig, sich ohne weiteres in ein so gewagtes Unternehmen einzulassen.

Ganz anders stand es mit dem Kriegsfeuer im revolutionären Frankreich. Um die Revolution zu vollenden, d. h. die Republik einzuführen, glaubte man durch einen glücklichen Krieg mit dem alten Europa am schnellsten ans Ziel zu kommen. „Der Krieg", rief Brissot in der Nationalversammlung, „ist eine nationale Wohltat; das einzige Unglück wäre, keinen Krieg zu haben." Diese Meinung fand allgemeinen Beifall; einzig Robespierre sprach dagegen oder vielmehr für eine Verschiebung bis nach dem Sturze des Königs, weil er den Girondisten nicht traute. Man ließ sich zwar zum Schein in einige Verhandlungen mit Österreich ein; da man aber davon nicht befriedigt war, erfolgte an Österreich am 20. April 1792 die Kriegserklärung und damit auch an Preußen, kurz darauf an Sardinien und im folgenden Jahr an Spanien, England und Holland, so daß das republikanische Frankreich im Jahre 1793 mit halb Europa im Krieg stand. Es glaubte um so leichteres Spiel zu haben, als der umsichtige Kaiser Leopold II. am 29. Februar 1792 starb und ein jugendlicher und unerfahrener Mann, Franz II., sein Nachfolger wurde. Die Franzosen richteten zunächst ihren Angriff auf Belgien, das damals noch zu Österreich gehörte, wurden aber auf der ganzen Linie zurückgeschlagen. Nicht viel günstiger war das Unternehmen der Österreicher und Preußen: der sogenannte Feldzug in die Champagne. Die an sich unbedeutende Kanonade von Valmy am 20. September 1792 entschied den ganzen Feldzug und bildete nach Goethe einen Wendepunkt in der Weltgeschichte. Es folgte der Rückzug. Man beschloß zwar, den Krieg fortzusetzen, allein das verderbliche Mißtrauen

zwischen den beiden Mächten machte ein erfolgreiches Zusammenwirken unmöglich.

Inzwischen rückten die Franzosen wieder siegreich vor. Cüstine eroberte Mainz am 21. Oktober 1792 und das linke Rheinufer, Dümouriez schlug die Österreicher bei Jemappes, und ganz Belgien fiel in seine Hände. Um so ungünstiger gestaltete sich das Kriegsjahr 1793 für die Franzosen. Nicht nur mußten sie alle ihre Eroberungen preisgeben, sondern der Feind rückte abermals auf französisches Gebiet. Condé und Valenciennes mußten sich ergeben, und auch im Elsaß drangen die Verbündeten siegreich vor. Aber gegen Ende des Jahres beginnt wiederum ein Umschwung dank der Uneinigkeit der beiden Mächte und dem unvergleichlichen, organisatorischen Genie Carnots. Noch im Dezember werden die Österreicher aus dem Elsaß zurückgeschlagen, und die Preußen beziehen ihre Winterquartiere zwischen Rhein und Nahe.

Die Folge dieses Rückzuges war zunächst ein Wechsel im Oberkommando der preußischen Rheinarmee, indem an Stelle des Herzogs von Braunschweig der Feldmarschall Möllendorff trat, ein Mann, der uns hier ganz besonders interessiert, weil er als der eigentliche Urheber des Basler Friedens zu betrachten ist. Möllendorff war ein bald siebzigjähriger Herr aus der Schule Friedrichs des Großen, an dessen Seite er so manche glorreiche Schlacht geschlagen, und dem die Waffenbrüderschaft mit den Österreichern in der Seele zuwider war. Ein kräftiges Vorgehen war also von ihm nicht zu erwarten; dazu kam noch eine viel zu starke Erschöpfung der Staatsmittel, so daß der Krieg auf die Länge nicht hätte weitergeführt werden können. Kein Wunder also, daß sich die Friedenspartei am Hofe Friedrich Wilhelms II., an deren Spitze Prinz Heinrich stand, der Bruder Friedrichs des Großen, zu regen begann und den König von der verderblichen Koalition abwendig zu machen suchte. In der Tat war der König zu überreden, sein Heer

bis auf das dem Reichskrieg zu stellende Kontingent von 20 000 Mann zurückzuziehen, ließ sich aber, als sich die Seemächte durch den Haagervertrag vom 19. April 1794 zu Subsidien an Preußen verstanden, bewegen, sein Schwert nochmals gegen die ihm verhaßte Revolution zu ziehen. Er versprach, 62 400 Mann zu stellen, die gegen Ende Mai an dem Ort ihrer Bestimmung sein sollten.

Dieser traurige Vertrag, wodurch Preußen tatsächlich seine Truppen an England und Holland vermietete, wurde sofort eine Quelle neuen Streites, indem die Seemächte die preußischen Streitkräfte zur Deckung Belgiens, die Preußen aber zur Deckung des Rheines verwenden wollten. Dieser unerquickliche Streit war natürlich nicht geeignet, die Sache der Koalition zu fördern.

Zwar wagte Möllendorff Ende Mai, von einer Abteilung Österreicher unterstützt, einen Vorstoß gegen die Franzosen, der von schönem Erfolg begleitet war und den Feind auf die Vogesen zurückdrängte; dabei hatte es aber sein Bewenden. Der polnische Aufstand und die preußenfeindliche Politik des neuen österreichischen Staatslenkers Thugut waren selbstverständlich nicht geeignet, den Kriegseifer Möllendorffs zu beleben. Jedenfalls war dieser entschlossen, sich nicht vom Mittelrhein zu entfernen und weigerte sich, zum Schutze Belgiens, das die Franzosen im Juni 1794 aufs neue bedrohten, den Österreichern zu Hilfe zu eilen. So kam es, daß Belgien im Juli 1794 zum zweitenmal an die Franzosen verloren ging. Ihr weiteres siegreiches Vordringen gegen Holland hatte die Bedrohung der preußischen linksrheinischen Lande Jülich und Cleve, ja sogar Westfalens zur Folge. In diesen kritischen Zeitpunkt fallen nun, wohl auf einen Wink von Berlin aus, die ersten Anknüpfungen Möllendorffs mit den Franzosen zwecks Anbahnung eines Separatfriedens. Als Vorwand zu diesen Unterhandlungen nahm er den Austausch von Kriegsgefangenen. Er hoffte in dieser Sache um so eher Entgegenkommen zu finden, als die

Preußen viermal soviel Kriegsgefangene hatten als die Franzosen. Er sandte einen seiner Offiziere, den Leutnant von Knesebeck, mit geheimen Instruktionen nach dem wieder in deutschen Händen sich befindenden Mainz, um hier mit höhern kriegsgefangenen französischen Offizieren ganz im Vertrauen von seinen Absichten zu reden. Zur Beglaubigung ließ er ihnen einen von Knesebeck unterzeichneten Brief zustellen, in welchem gesagt war, daß der Marschall alles tun werde, was zur Erreichung seines Zweckes nötig sei, soweit es ihn nicht kompromittiere oder den Interessen seines Hofes nicht entgegenstehe. Die Offiziere sollten diesen Brief nebst einem Begleitschreiben an Barthélemy, den französischen Gesandten in der Schweiz, zu Händen des Konvents richten. Sie ließen sich in diese heikle Sache ein und übergaben die beiden Schreiben zur Weiterbeförderung dem Leutnant von Knesebeck. Das Begleitschreiben der Offiziere lautet in deutscher Übersetzung:

„Der Brief des preußischen Offiziers, den wir Dir hiemit übersenden, wird Dir das Hauptmotiv seiner Bitte klarlegen; er hat uns mündlich viele andere Dinge gesagt. Die Preußen wollen eine Unterhandlung mit Frankreich anknüpfen; sobald sie dessen Absichten in Hinsicht dieses Gegenstandes kennen, werden sie einen Abgesandten an den vereinbarten Ort senden und verlangen bis zum definitiven Abschluß, daß ihre Schritte geheimgehalten werden."

Es galt nun, diese Schriftstücke Barthélemy zukommen zu lassen, ohne den preußischen Generalstab zu kompromittieren. Möllendorff übertrug diese Mission einem Weinhändler aus Kreuznach namens Schmerz. Wirklich erschien am 31. Juli 1794, morgens um 8 Uhr, ein ziemlich schlecht gekleidetes Individuum in Barthélemys Wohnung in Baden im Aargau, übergab einem Bedienten ein Paket mit den erwähnten Briefen und machte sich schleunigst davon. Vermutlich war dieser Mann unser Schmerz, denn kurz darauf erschien er in Basel, wo er offenbar gut bekannt war. Am

4. August machte er bei Gelegenheit eines Abendessens Bekanntschaft mit dem Basler Stadtschreiber Peter Ochs, von dem er wußte, daß er den Ideen der französischen Revolution huldigte und mit Bacher, dem französischen Geschäftsträger in Basel, intimen Verkehr hatte.

Bacher, der bei den nun beginnenden Friedensverhandlungen eine wichtige Rolle zu spielen berufen war, und dessen ausführlichen Berichte hierüber an das Comité de Salut public uns als Hauptquelle für den Verlauf derselben dienten, war aus Thann im Elsaß gebürtig. Er hatte sich ursprünglich dem Militärdienst gewidmet und seine militärische Ausbildung in Berlin erhalten. Er schwärmte für Friedrich den Großen und wußte sich das Vertrauen des Prinzen Heinrich zu erwerben, mit dem er im regen Briefwechsel stand. Seit 1777 war er der französischen Gesandtschaft in der Schweiz zugeteilt, wurde aber 1793 als Agent der französischen Republik nach Basel versetzt, um von diesem günstigen Punkt aus die Bewegungen der feindlichen Armeen zu beobachten, die französischen Generäle zu informieren und durch zahlreiche geheime Agenten in Süddeutschland für die Ideen der französischen Revolution Propaganda zu machen. Nun machte er durch Peter Ochs die Bekanntschaft des Kreuznacher Reisenden und versäumte nicht, die erhaltenen Neuigkeiten, die er übrigens auch schon durch Barthélemy erfahren hatte, nach Paris zu melden; allein Monate vergingen, ohne daß der Wohlfahrtsausschuß auch nur das geringste Zeichen von sich gab. Inzwischen entwickelte sich ein äußerst reger schriftlicher Verkehr, vermittelt durch Schmerz, zwischen Bacher und Möllendorff. Dieser ist in Verzweiflung über den Mißerfolg seiner Schritte. Er tut alles Mögliche, um die aufrichtige Gesinnung der Preußen an den Tag zu legen, unterrichtet Bacher von allen militärischen Bewegungen der Preußen und Österreicher, läßt diese in ihren Angriffen im Stich, entschuldigt sich tausendmal, als am 20. Septem-

ber 1794 bei Kaiserslautern einer seiner Generäle, von Hohenlohe, den Franzosen eine empfindliche Niederlage beibringt. Es solle nicht mehr vorkommen, er habe Hohenlohe sofort zurückberufen. In Zukunft werde man eine durchaus beobachtende Stellung einnehmen. Er (Möllendorff) werde sich baldmöglichst auf das rechte Rheinufer zurückziehen; wahrscheinlich werde der König seine Truppen bis an das Reichskontingent zurückberufen. Nur sollten die Franzosen nicht drängen und ihn nicht angreifen, sonst könne er am Ende böse werden und eine Schlacht wagen, denn er habe immer noch 63 000 Mann, ohne die Sachsen. Da der General der Rheinarmee keine gute Karte des Rheinufers besitzt, schickt er die beste, die er hat, dem Reisenden in Basel zu Handen Bachers, resp. des Generals Michaud, „als erstes Pfand der zukünftigen Freundschaft". Von Seiten der Franzosen erwarte man, daß sie vor allem die preußischen linksrheinischen Besitzungen und Westfalen nicht mit Kontributionen bedrückten und die preußischen kriegsgefangenen Offiziere besser behandelten.

Daß bei einer derartigen Kriegführung die Franzosen immer weiter gegen den Rhein vorrückten und Ende Oktober 1794 das linke Ufer von Germersheim bis Wesel, mit Ausnahme der Festung Mainz, besetzten, ist nicht zu verwundern. In Berlin herrschte gedrückte Stimmung, namentlich, als auch noch die Dinge in Polen schief gingen und der König von Preußen sich immer mehr in die bittere Notwendigkeit versetzt sah, mit den ihm so verhaßten Jakobinern und Königsmördern zu paktieren. Um bei den Franzosen Vertrauen in den Ernst seiner Absichten zu erwecken, sandte der König den Major Meyenrinck nebst zwei Gehilfen (Harnier und Luxburg) als neuen wohlbeglaubigten Unterhändler nach Basel, wo er am 12. November 1794 ankam und am andern Tag den vier Häuptern des Standes Basel seine Aufwartung machte. Auch ließ er durch den Reisenden Möllendorffs Bacher sagen, er sei bereit, ihm

einen offiziellen Besuch abzustatten. Bacher dankte zwar für diese Ehre, hatte aber doch mit ihm eine geheime Unterredung in einem neutralen Hause. Meyenrinck suchte Bacher von dem Friedensbedürfnis des Königs zu überzeugen und ließ durchblicken, daß man zu großen Konzessionen bereit sei. Bacher beeilte sich natürlich, die Ankunft der preußischen Unterhändler nach Paris zu melden und um Instruktionen zu bitten; allein vergebens. Die Preußen mußten sich also gedulden, fühlten sich übrigens in Basel bald heimisch. Sie hatten Zutritt in viele vornehme Häuser, die durch ihre Sympathien für die französische Revolution bekannt waren. Ein Diner folgte dem andern; man spielte und sang allerlei bekannte Revolutionslieder. Besonders hoch ging's beim Bürgermeister Peter Burckhardt und beim Stadtschreiber Peter Ochs her. Nach einem solchen Diner bei letzterem am 18. November schreibt Bacher: „Wir haben viel gegessen und noch viel mehr getrunken, und dann Allez-vous-en, gens de la guerre etc.“

Endlich kam anfangs Dezember 1794 die so lang mit Ungeduld erwartete Antwort aus Paris. Man war bereit, auf die preußischen Vorschläge einzutreten, allerdings zögernd und mit großem Mißtrauen. Die Verhältnisse in Frankreich hatten sich aber trotz den glänzenden Siegen so gestaltet, daß man froh war, wenigstens mit einigen fremden Mächten Frieden zu schließen.

Das Land war vollständig erschöpft; das Jahr 1794 verzeichnete wieder eine Mißernte und drohte mit einer Hungersnot. Zudem ging durch die breiten Schichten des Volkes eine tiefe Sehnsucht nach Frieden. Man war des Blutvergießens müde; durch den Sturz Robespierres war das Schreckensregiment beseitigt, und eine gemäßigtere Richtung gewann die Oberhand. Die Möglichkeit, aus dem Norden Getreide zu beziehen, mußte eine Verständigung mit Preußen in erster Linie wünschenswert machen. Die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten und des Krieges lag

damals in den Händen des Wohlfahrtsausschusses (Comité de Salut public). Er bestand aus 12 Mitgliedern, von denen jeden Monat 3 austreten mußten, jedoch mit der Vergünstigung, nach einem Monat Stillstand wieder gewählt werden zu können. Das Komitee zählte eine Reihe ausgezeichneter und vor allem tatkräftiger und patriotisch-gesinnter Männer, wie Carnot, Merlin de Douay, Cambacérès und andere, welche die nun beginnenden Verhandlungen mit seltenem Geschick und großer diplomatischer Klugheit sowohl gegenüber Preußen als gegenüber dem Konvent zu führen verstanden. Das Hauptverdienst gebührt in erster Linie Merlin de Douay, der die schwierige Aufgabe hatte, den Konvent auf die nun beginnenden Verhandlungen vorzubereiten und dafür günstig zu stimmen. Er entledigte sich dieser außerordentlich schwierigen Aufgabe mit bewundernswerter Umsicht am 4. Dezember 1794.

Er sprach von den aufgetauchten Gerüchten über Friedensverhandlungen, wies das Ansinnen, um jeden Preis Frieden zu machen, weit von sich und zeigte sodann, unter welchen Bedingungen man zum Frieden geneigt sei. „Wir wollen den Frieden, aber garantiert durch unsere eigene Kraft und die Ohnmacht unserer Feinde, uns zu schaden. Das französische Volk, das mit siegreicher, aber großmütiger Hand die Grenzen zieht, die es für den Schutz des Landes notwendig erachtet, wird keine Anerbietungen zurückweisen, die mit seinem Interesse und seiner Würde, mit seiner Ruhe und Sicherheit vereinbar sind."

Jedermann verstand den tiefern Sinn dieser Rede: es war eine Umschreibung des in jenen Tagen tausendfach wiederholten Rufes nach den natürlichen Grenzen: Rhein und Alpen. Das linke Rheinufer von Basel bis Holland solle Frankreich gehören; das ist die unerläßliche Bedingung, unter der man mit Preußen Frieden schließen will.

Die Rede fand im Konvent großen Beifall; es wurde deren Druck und Versendung an alle Gemeinden und

Armeen der Republik beschlossen. Des Konventes sicher, konnte nun das Komitee auf die preußischen Vorschläge eintreten. Noch am gleichen Tag, am 4. Dezember 1794, schrieb Merlin de Douay an Bacher, das Komitee sei geneigt, die Vorschläge Preußens anzuhören, und beauftrage ihn, diese entgegenzunehmen. Am folgenden Tag machte sodann das Komitee in einem offiziellen Schreiben dem französischen Gesandten Barthélemy Mitteilung von diesem ersten Schritt einer Verständigung. Wie groß das Vertrauen des Komitees in die diplomatische Befähigung Barthélemys war, beweist folgender Passus in dem wohlüberlegten Schriftstück: „Der Augenblick der größten Wachsamkeit ist gekommen. Wir zählen auf Deine Tätigkeit, Weisheit und Umsicht. Wenn es sich darum gehandelt hätte, durch Gesandte zu verhandeln, so hättest Du sehr berechtigte Ansprüche auf unser Vertrauen, diese interessante Unterhandlung zu führen; da es aber bis jetzt nur galt, Aktenstücke zu empfangen, so haben wir geglaubt, dieses Geschäft Bacher, durch dessen Vermittlung die Korrespondenz eingefädelt worden ist, überlassen zu sollen." So war also durch dieses Schreiben bereits der zukünftige Unterhändler der französischen Republik bezeichnet.

Sobald diese willkommene Nachricht aus Paris in Basel eingetroffen war, eilte Harnier über Frankfurt, wo er mit Möllendorff nähere Verabredungen traf, nach Berlin, um hier den ersten Erfolg der preußischen Mission in Basel ins richtige Licht zu setzen, Mißtrauen zu zerstreuen und weitere Instruktionen zu empfangen. Zu seiner Freude fand er die Dinge so weit gediehen, wie er kaum erwartet hatte. Fast zur gleichen Zeit wie in Paris war auch in Berlin endlich ein entscheidender Schritt zur Anbahnung eines Separatfriedens mit Frankreich getan worden: es wurde beschlossen, einen bevollmächtigten Gesandten Preußens nach Basel zu senden.

Der König wählte hiezu auf den Rat Möllendorffs

den ehemaligen preußischen Gesandten in Paris, den Grafen Goltz, dessen franzosenfreundliche Gesinnung dem Komitee gleichsam eine Garantie für die Aufrichtigkeit Preußens bieten sollte. Um sodann dem Komitee noch mehr entgegenzukommen, wurde Harnier zu einer persönlichen Besprechung nach Paris beordert. Preußen schien entschlossen, so rasch wie möglich den Separatfrieden mit Frankreich abzuschließen.

Schon am 17. Dezember konnte Bacher dem Komitee melden, daß der König von Preußen einen Kurier an Möllendorff und Meyenrinck mit dieser Botschaft abgeschickt habe. Am 18. bestätigt er diese Neuigkeit, gibt den Namen des bevollmächtigten Gesandten an und drückt seine Freude aus über diese patriotische Wahl, welche durch Möllendorff und den Prinzen Heinrich veranlaßt worden sei. „Wir sind beschäftigt", heißt es weiter, „ihm eine passende Wohnung zu finden, und ich werde suchen, den Kanzler Ochs zu veranlassen, ihm eine Wohnung in seinem Hause abzutreten, damit dieser Staatsmann, der ebenso sachkundige wie feurige Verteidiger der Revolution, sich seines Vertrauens bemächtigen und nach Euren Wünschen leiten kann."

Am 23. Dezember machte Meyenrinck in Begleitung des Kreuznacher Reisenden dem französischen Gesandten Barthélemy in Baden einen Besuch, um ihn offiziell von der Ernennung des Grafen Goltz zum bevollmächtigten Gesandten bei den Friedensverhandlungen in Kenntnis zu setzen. Er fand hiebei nicht Worte genug, ihn von der Aufrichtigkeit Preußens zu überzeugen. Barthélemy hatte sich bis dahin äußerst reserviert gegen die preußischen Annäherungsversuche verhalten. Auch in seinem Bericht an das Komitee über den Besuch Meyenrincks bleibt er noch kühl. „Je le crois un peu finasseur et complimenteur, ce major." Immerhin hat er die Überzeugung gewonnen, daß es Preußen diesmal ernst sei. In der Tat erschien am 28. Dezember, abends 10 Uhr, der Graf von Goltz in Basel und nahm bei unserm Stadtschreiber Dr. Peter Ochs im

„Holsteiner Hof“ in der Neuenvorstadt (nunmehr Hebelstraße) seine Wohnung. Schon am folgenden Tag hatte Goltz bei einem Diner, das Meyenrinck zu seinen Ehren gab, Gelegenheit, mit Bacher Bekanntschaft zu machen. Dieser berichtet hierüber voller Begeisterung an das Komitee. Er ist entzückt von dem Geist, der Liebenswürdigkeit und Franzosenfreundlichkeit des ehemaligen preußischen Gesandten in Paris, der keinen höhern Ehrgeiz kennt, als sobald wie möglich in die reizende Seinestadt zurückzukehren.

Von ernsten Verhandlungen konnte aber erst die Rede sein, als sich das Komitee nun ebenfalls entschloß, einen bevollmächtigten Gesandten nach Basel zu senden. Die Wahl erfolgte am 1. Januar 1795 und fiel natürlich, wie vorauszusehen war, auf Barthélemy. Seine Ernennung erhielt er am 7. Januar nebst einem Schreiben, das für die Geschichte unseres in jenen Tagen so bedrängten und gefährdeten Staatswesens ein wertvolles Dokument ist, weshalb ich es hier in extenso wiedergebe. Es lautet übersetzt:

„Paris, 12. Nivose (1. Jan.). Durch unser Schreiben vom 3. dieses Monats haben wir Dir den Wunsch ausgedrückt, es möchten alle Emigranten und aus Frankreich ausgewiesenen Priester vom Schweizerboden entfernt werden. Heute kommen wir nochmals auf diesen Gegenstand zurück, und eine höhere Erwägung bestimmt uns hiezu.

Die Stadt Basel wird in Bälde der Mittelpunkt der interessantesten Verhandlungen werden. Das Schicksal von Europa hängt von den Konferenzen ab, welche dort eröffnet werden sollen; es ist also wichtig, es vor dem pestilenziösen Einfluß jener Feinde der Menschheit zu schützen. Wir beauftragen Dich deshalb, mit allem Nachdruck bei der Regierung von Basel dahin zu wirken, daß sofort an jeden Emigranten oder ausgewiesenen Priester der kategorische Befehl ergehe, in kürzester Frist das Gebiet dieses Kantons zu verlassen unter Androhung von scharfen Strafen im Falle des Wiederbetretens.

Die Regierung von Basel wird ohne Zweifel fühlen, daß ihr eigenes Interesse ihr diese Maßregel vorschreibt, und wir überlassen es Dir vertrauensvoll, sie von der dringenden Notwendigkeit dieser Maßregel zu überzeugen, ohne jedoch offiziell auf den Zweck der beginnenden Unterhandlungen hinzuweisen." Unterzeichnet von 9 Mitgliedern des Comité de Salut public: Merlin de Douay, Boissy, Carnot u. a.

Noch am gleichen Tage des Empfangs dieser Aktenstücke schrieb Barthélemy dem Rat von Basel, er habe den Befehl, sich nach Basel zu begeben, und ersuche um Entfernung aller Emigranten und verbannten Priester in dieser Stadt. Der Rat beeilte sich sofort, seine Freude über die baldige Ankunft Barthélemys in Basel auszusprechen mit der Versicherung, daß man auch fernerhin strenge Maßregeln zur Entfernung der Emigranten und ausgewiesenen Priester treffen werde. Am 12. Januar 1795 gelangte Barthélemy nach Basel und nahm im Hause des Hieronymus Stähelin im „Roßhof" seine Wohnung. Noch am gleichen Abend fand er in einem Privatzirkel Gelegenheit, mit von Goltz zusammenzutreffen. Am gleichen Tage schreibt er an das Komitee:

„Ich komme in einem für diese Stadt sehr kritischen Augenblick hier an. Der Staat hat nur noch für 2½ Monate Getreide und ist in der größten Verlegenheit, sich solches zu verschaffen. Das Haus Österreich sucht mit außerordentlicher Hartnäckigkeit ihm die Zufuhr aus Schwaben zu verschließen. Man hat sich an Herrn von Goltz gewendet, er möge beim Marschall von Möllendorff erwirken, daß Getreide, welches im Norden auf Kosten des Standes Basel angekauft, von ihm durchgelassen und auf französisches Gebiet geschafft würde, von wo man hofft, es nach Basel zu bringen."

Die beiden Friedensunterhändler traten nun zusammen in persönlichen Verkehr, der sich sehr freundschaftlich gestal-

tete; aber an bestimmte Abmachungen war nicht zu denken, da Barthélemy seine schriftlichen Instruktionen noch nicht erhalten hatte und der Erfolg der Mission Harniers abzuwarten war.

Dieser hatte sich am 2. Januar 1795, mit einem Passe Bachers versehen, nach Paris begeben, wo er am 5. ankam. Schon am 7. wurde er in feierlicher Audienz vom Komitee empfangen. An Stelle des seit dem 4. Januar ausgetretenen Merlin de Douay präsidierte Cambacérès, neben welchem Harnier Platz nahm. Er setzte den Zweck seiner Mission auseinander, betonte den festen Willen des preußischen Königs, mit Frankreich Frieden zu schließen und auch die Vermittlung zu einem allgemeinen Frieden anzubieten, nur müsse vorerst ein Waffenstillstand vereinbart werden.

Hievon wollte aber das Komitee nichts wissen. Es verlangte einen sofortigen definitiven Frieden, das linke Rheinufer als natürliche Grenze und als Pfand der ernstgemeinten Absichten des Königs die sofortige Übergabe von Mainz. Dagegen ließ man durchblicken, daß man nichts dawider habe, wenn Preußen auf Kosten Österreichs oder durch Säkularisation geistlicher Güter auf dem rechten Rheinufer sich für seine Verluste auf dem linken zu entschädigen suche; ja man wäre sogar bereit, Hannover als Preis einer Allianz anzubieten. Auch habe man nichts gegen das Projekt Preußens, einen Norddeutschen Bund zu gründen und wolle ihm gestatten, mit den kleinen Staaten direkt zu verhandeln.

Mit diesem Bescheid kehrte Harnier nach Basel zurück, von wo aus er über den Erfolg seiner Mission nach Berlin berichtete. Auf Grund der mündlichen Verhandlung mit Harnier wurden nun vom Komitee die Instruktionen für den französischen Bevollmächtigten festgestellt. Am 22. Januar 1795 gelangten sie in die Hände Barthélemys. Am selben Tag erhielt er den feierlichen Besuch der Vertreter des Kleinen und Geheimen Rates von Basel, in

deren Namen der Stadtschreiber eine pompöse Ansprache hielt, in der der Passus vorkommt: Qu'il est beau de présenter l'olivier de la paix, quand on a le front ceint des lauriers de la victoire!

Einige Stunden nach dieser Feierlichkeit, abends um 7 Uhr, geschah im Hause des Stadtschreibers und in seiner und Bachers Gegenwart die Auswechslung der beidseitigen Vollmachten. Am 23. Januar begannen nun die offiziellen Verhandlungen im Hause des Stadtschreibers, erlitten aber eine jähe Unterbrechung, als von Goltz am 28. Januar plötzlich erkrankte und in der Nacht vom 5. auf den 6. Februar starb. Sein Tod gab zu den sonderbarsten Gerüchten Anlaß. So wurde behauptet, die Ursache sei vergifteter Tabak, wovon ein Fremder ihm ein Pfund einige Tage vor seiner Erkrankung geschickt habe.

Dieser unerwartete Stillstand in den Friedensverhandlungen war dem König von Preußen keineswegs unangenehm; denn im Grunde seines Herzens war ihm der Gedanke, mit Königsmördern zu paktieren, immer noch ein Greuel, und nur die stets drohendere Haltung Rußlands, das am 3. Januar 1795 eine geheime Allianz mit Österreich gegen Preußen abgeschlossen hatte, bestimmte ihn, dem Drängen seiner Minister nachzugeben. Es war namentlich das Verdienst des Ministerpräsidenten Haugwitz, einen Ausweg zu finden, der die Interessen des Staates mit der Ehre des Königs zu vereinigen suchte, indem er vorschlug, die Abmachung betreffs definitive Überlassung des linken Rheinufers an Frankreich und dafür Entschädigung an Preußen auf dem rechten in einem geheimen Artikel des Vertrages unterzubringen.

Nun konnte man zur Ernennung eines Nachfolgers des Grafen von Goltz schreiten. Dieser fand sich in der Person des später so berühmt gewordenen Fürsten Karl August von Hardenberg, eines der ausgezeichnetsten preußischen Staatsmänner, nicht eben genial, aber von großem diplomatischem

Geschick und zum Unterhändler in dem bevorstehenden Friedenswerk wie geschaffen und dem klugen und gewandten Barthélemy durchaus ebenbürtig. Er harmonierte auch viel besser als sein Vorgänger mit den Ideen des Königs, so daß dieser doch noch hoffte, einen Frieden ohne Abtretung des linken Rheinufers zu erzielen.

Hardenberg huldigte wie Talleyrand dem Grundsatz: Nur keine Überstürzung! und hatte deshalb keine Eile mit seiner Reise nach Basel. Es lag ihm vor allem daran, England zu einem neuen Subsidienvertrag zu bringen, da die Mittel zu einer weitern Kriegführung vollständig fehlten. Aber seine Bemühungen blieben in dieser Beziehung erfolglos, ebenso seine Versuche zu einer Verständigung mit Österreich. So reiste er denn etappenweise nach Basel, wo er am 18. März 1795 glücklich anlangte und im „Markgräfler Hof" (jetzt Bürgerspital) Quartier nahm. Hardenberg wollte sich also offenbar nicht wie sein Vorgänger unter die Vormundschaft des Basler Ratschreibers und Franzosenfreundes Peter Ochs stellen; auch von Bacher und von republikanischen Mahlzeiten ist nicht mehr die Rede. Schon am 19. März hatten die beiden klugen Bevollmächtigten ohne große Formalitäten ihre erste Konferenz im Markgräflichen Palast. Beide waren gewillt, das Friedenswerk nicht durch überstürzte Forderungen zu gefährden, und suchten in diesem Sinn ihre Regierungen zu beeinflussen. Hardenberg mußte nun allerdings bald einsehen, daß an dem Abtretungsartikel nicht mehr viel zu ändern sei. Dagegen hoffte er die Neutralisierung Norddeutschlands und die Annahme einer günstigen Demarkationslinie durchzusetzen. Friedrich Wilhelm II. gab endlich dem Drängen seiner Minister nach, und am 24. März ging die letzte Instruktion an Hardenberg mit der Ermächtigung zum Friedensabschluß auf obiger Grundlage ab. Am 31. März war Hardenberg im Besitz dieses entscheidenden Dokuments. Größere Schwierigkeiten machte Paris, wo der Vertrag dem Konvent vorgelegt

werden mußte und die Anbringung geheimer Artikel wenig Aussicht auf Genehmigung hatte. Das Comité de Salut public, an dessen Spitze nun wieder der tatkräftige Merlin de Douay stand, war sich dieser Schwierigkeit wohl bewußt; aber die verzweifelte Lage Frankreichs drängte zu einem sofortigen Friedensschluß mit Preußen, der ohne geheime Artikel nicht zu haben war. Das Komitee mußte also den Konvent dazu bringen, ihm zu gestatten, geheime Artikel in Friedensverträgen vorzusehen. Der gewaltige Redekampf im Konvent dauerte vom 12. bis 17. März und endigte mit dem Siege des Komitees. Nun aber sollte mit dem Abschluß des Vertrages nicht länger gezögert werden. An die Pforten von Paris klopfte das Gespenst der Hungersnot, und jeden Tag gewärtigte man einen Aufstand der Jakobiner gegen die beginnende Reaktion. Schon am 19. März erhielt Barthélemy den Auftrag, das Ultimatum zu stellen: Ja oder Nein. Mit dem geheimen Artikel war man einverstanden, aber von der Neutralisierung Norddeutschlands wollte man nichts wissen. Am 30. März sandte das Komitee durch einen Kurier ein neues Ultimatum: ein sofortiges Ja oder Nein! Am frühen Morgen des 31. März erhielt es jedoch einen Bericht Barthélemys vom 27. März, in welchem er dringend riet, die preußischen Vorschläge anzunehmen. Das Schreiben machte einen solchen Eindruck auf das Komitee, daß man beschloß, einzulenken. Merlin de Douay schrieb in aller Eile ein Billet an Barthélemy, des Inhalts, man wolle beraten; er möge die gestrige Depesche nicht mitteilen bis zu einem neuen Befehl. Ein Extrakurier wurde sofort mit dem Billet nach Basel abgeschickt. So hing das Schicksal Europas von der Geschwindigkeit dieses Boten oder vielmehr seines Pferdes ab. Zum Glück gelang es dem zweiten Kurier, den ersten zu überholen. Am 3. April war das Billet Merlins in den Händen Barthélemys. Am 4. April erhielt er eine neue Depesche des Komitees, in welcher die Neutralisierung des Nordens zugestanden wurde, aber un-

ter der Bedingung, daß der Friede sofort unterzeichnet werde. So waren denn die beiden Unterhändler einig bis auf die endgültige Redaktion des Friedensinstrumentes. Noch stritt man sich, ob man sagen solle „Les troupes de la République française“ oder kurzweg „La République française“, wie Barthélemy verlangte; doch gab letzterer nach. Am Abend des 5. April 1795 wurde endlich der Basler Friede unterzeichnet, und zwar so, daß jeder Bevollmächtigte beide Instrumente in seiner eigenen Wohnung unterschrieb: Barthélemy im Roßhof und Hardenberg im Palast des Markgrafen von Baden.

Fassen wir nun den Inhalt des Friedensinstrumentes kurz zusammen, so besagen die offenen Artikel, daß die französischen Truppen die auf dem rechten Ufer des Rheines liegenden preußischen Gebietsteile räumen, aber die linksrheinischen noch weiter besetzt halten. Jede definitive Abmachung bezüglich dieser letztern wird aufgeschoben bis zum allgemeinen Friedensschluß zwischen Frankreich und dem Deutschen Reich. Die beiden Mächte verpflichten sich, Maßregeln zu treffen, um von Norddeutschland den Kriegsschauplatz ferne zu halten. Die Republik gewährt einen Waffenstillstand von 3 Monaten für die deutschen Staaten des rechten Ufers, für welche der König von Preußen sich interessiert, und sie nimmt die guten Dienste dieses Fürsten zu Gunsten aller Staaten des Deutschen Reiches entgegen.

Die geheimen Artikel sagen, daß bei einem allgemeinen Friedensschluß mit dem Deutschen Reich Frankreich das linke Rheinufer behalten und der König wegen der zu erhaltenden Entschädigung sich mit Frankreich verständigen werde. Preußen verspricht, keine feindselige Handlung gegen Holland und die von der Republik besetzten Länder zu begehen. Norddeutschland, durch eine Demarkationslinie abgegrenzt, ist unter der Garantie des Königs von Preußen neutralisiert. Soweit der Hauptinhalt des Vertrages.

Die Kunde von dem Abschluß des Basler Friedens

wurde diesseits und jenseits des Rheines im allgemeinen mit Freuden vernommen. Einstimmig genehmigte der Konvent den Vertrag. Auch Hardenberg drückte seine Genugtuung darüber aus, indem er dem König schrieb: „Dieser Friede scheint mir sicher, profitabel und ehrenhaft.“

Besondere Anerkennung fand der Basler Stadtschreiber bei dem König von Preußen für seine Bemühungen um das Zustandekommen der so schwierigen Friedensverhandlungen. Im Laufe des Sommers 1795 ließ er ihm durch Hardenberg, der bis zum 12. Dezember in Basel residierte, fünf auserlesene Vasen aus der Berliner Porzellanfabrik mit dem Bildnis des Königs zustellen. Von französischer Seite ging er leer aus.

Die Bedeutung Hans Hubers für das Basler Musikleben.

Von E. Refardt.

Es ist nicht beabsichtigt, in dem folgenden Aufsatze eine biographische Skizze zu geben. Eine solche würde, wenigstens was die früheren Jahre anlangt, einstweilen noch nichts wesentlich Neueres bringen können, als was in andern Publikationen bereits zu finden ist. Dagegen schien es angebracht, gerade an dieser Stelle ausführlicher von dem zu sprechen, was das Basler Musikleben der Persönlichkeit Hans Hubers verdankt. Diese Zeilen möchten also, wie die früher hier veröffentlichten Arbeiten, als ein Beitrag zur Musikgeschichte Basels angesehen werden; wenn sie daneben als weiterer Baustein zu einer Hans Huber-Biographie gelten können, so haben sie einen doppelten Zweck erreicht.

Wir werden dabei folgende Richtlinien im Auge behalten: Hans Huber als Direktor von Musikschule und Konservatorium, als Lehrer, als Komponist, Pianist und Dirigent in Konzertsaal und Theater, und endlich als Leiter künstlerischer Hausmusik.

Es möchte mit Recht als Lücke empfunden werden, wenn in einer Darstellung der Bedeutung Hans Hubers für das Basler Musikleben seine Direktion von Musikschule und Konservatorium keine Erwähnung fände. Die Geschichte der beiden Institute, die mit keinem Namen so enge verknüpft sind wie mit dem seinen, ist

einer der wichtigsten Teile der Basler Musikgeschichte überhaupt, und von seiner Person ist der Aufstieg und Aufschwung ausgegangen, den sie genommen haben. Allein neuerer Forschungen bedarf es nicht mehr. Die von Wilhelm Merian verfaßte „Gedenkschrift zum 50jährigen Bestehen der Allgemeinen Musikschule" (Basel 1917), ein Muster gründlicher und übersichtlicher Darstellung, hat diese Arbeit geleistet, und wir dürfen uns begnügen, in engstem Anschluß an sie auszugsweise das Wichtigste zusammenzufassen.

Wohl war schon frühe der Gedanke einer Kunstschule als oberes Stockwerk auf dem Erdgeschoß der bürgerlichen Musikschule erwogen worden, allein erst 1886 erklärte ein Bericht Bagges: „Wir müssen unsern Schülerinnen, wenn sie tüchtige Klavierlehrerinnen werden sollen, eine hiefür ausreichende pianistische und musikalische Ausrüstung mitgeben, und wir müssen dem Publikum gegenüber für die bei uns ausgebildeten Lehrerinnen eine gewisse Bürgschaft übernehmen, indem wir solchen, die wir für genügend befähigt und mit den nötigen Kenntnissen ausgestattet erachten, ein Zeugnis hierüber ausstellen." Im November 1889 wurde auf Grund solcher Erwägungen eine Fortbildungsklasse eröffnet, in Form eines vom Oktober bis Juni dauernden Kurses, und für diese oberste Stufe des Klavierunterrichtes gelang es, „eine rühmlichst bekannte Lehrkraft in der Person des Herrn Hans Huber zu gewinnen". Damals war Gotthold Eglinger Kommissionspräsident, ihm hat man die Heranziehung Hubers zu danken.

Als der bisherige Direktor Bagge am 16. Juli 1896 starb, konnte man über die Person seines Nachfolgers keinen Augenblick im Zweifel sein. Schon in der ersten Sitzung nach Bagges Tode, am 24. August 1896, wurde Huber, „um ihn der Schule zu bewahren", als denkbar idealer Nachfolger in die Direktion vorgeschlagen, und am 13. November 1896 hat Huber sein neues Amt an-

getreten. Mit alles neubelebendem Eifer nahm er die Direktion in die Hand, bot überall ernste Anregung zu einer ersprießlichen und einheitlichen Methode des Unterrichts und weckte allerorts frischen Eifer und neues Leben.

Der Zudrang zu den Klavierklassen wurde ein immer größerer, namentlich zu den Fortbildungsklassen. Sie mußten erweitert und wieder erweitert werden und standen seit 1900 vereinigt unter Hubers Leitung. Auch in den andern Abteilungen spürte man sein Wirken, namentlich die Abschaffung des allmählich zum Unheil gewordenen Klassensystems war sein Werk. Die Resultate, stärkere Frequenz und bessere Leistungen, blieben nicht aus; man ging unaufhaltsam einer neuen Zeit entgegen.

Lokalnot zwang zum Neubau, im Oktober 1903 wurde die Liegenschaft an der Leonhardstraße mit dem stattlichen Schulhaus und Konzertsaal bezogen, und nun war es zur Eröffnung eines eigentlichen Konservatoriums nur noch ein Schritt. Im Jahre 1905, unter dem Präsidium Paul Speisers, ist er getan worden: die Fortbildungsklassen im Klavierunterricht wurden durch solche für Violine und Gesang, dann auch für Cello ergänzt. Solfeggienklassen kamen hinzu, und mit der Einführung von Kompositions- und Kontrapunktlehre und Instrumentenkunde wurde die Aufgabe der Anstalt, die berufliche Ausbildung in allen theoretischen und praktischen Zweigen der Tonkunst, ermöglicht.

Auch die Musikschule erfuhr seit Beginn von Hubers Direktionsführung unaufhörlich weiteren Ausbau, und neue Kurse wurden, meist im Anschluß an das Konservatorium, eingeführt, zuletzt der Solfeggienunterricht nach der Methode Jaques-Dalcroze und die Bläserkurse. Die Ensemble-, Quartett- und Orchesterübungen fanden immer mehr Berücksichtigung und wurden zum integrierenden Bestandteil des Unterrichts. Mit Orchester- und Kammermusikkonzerten trat allmählich das Konservatorium in die Reihe der Basler Konzertinstitute ein, und ohne die Vorträge von Lussy,

Jaques, Wolfrum, Rehberg und anderen, vor allem aber ohne die Meisterkurse Petris oder Busonis, die ganz besonders Hubers Initiative zu verdanken waren, ist es heute gar nicht mehr denkbar.

Dies Ziel erreicht zu haben, ist das Verdienst Hans Hubers. Hier erwies er sich als ein Anreger, wie man ihn selten findet, hier konnte er sein ureigenstes Talent aufs schönste und reichste entfalten: seine pädagogischen Fähigkeiten. Mit einer immer gleichmäßigen Hingabe, einem nie erlahmenden Eifer verband er eine ungewöhnliche Gewissenhaftigkeit, ohne je an seiner Großzügigkeit das geringste einzubüßen. Wie ernst er es mit seiner erzieherischen Aufgabe nahm, zeigt der Umstand, daß ihn nur schwerwiegende Gründe davon abhalten konnten, den Vortragsabenden und Prüfungen in eigener Person beizuwohnen; ein regelmäßiger Besucher der öffentlichen Anlässe wird ihn gewiß nur höchst selten vermißt haben. Namentlich bei Klaviervorträgen fehlte er nie, sei es, daß er fast verdeckt hinter den Instrumenten saß oder selbst am zweiten Klavier die Begleitung eines Konzertsatzes übernahm. Aber den Konservatoriumsdirektor hat er stets streng vom Komponisten geschieden. Hiefür nur ein einziges, aber um so drastischeres Beispiel: noch mehrere Jahre nach seinem Amtsantritt stand in der Musikschulbibliothek nicht eine einzige Hubersche Komposition. Erst im Jahre 1901 hat eine umfangreiche Schenkung eines Gönners der Anstalt diese für Hubers Bescheidenheit wahrlich sprechende Lücke ausgefüllt.

Er war die Seele der ihm unterstellten Institute und schien mit ihnen untrennbar verwachsen. Und doch hat er sich noch zu Lebzeiten davon trennen müssen. Eine schwere Erkrankung nötigte ihn im Sommer 1917 zu einem längeren Urlaub.

Als er im Dezember eine Besserung verspürte, schrieb er: „Ich werde mich entschließen, noch bis ins Frühjahr in Locarno zu bleiben, da ich nun auch moralisch sicher bin,

noch einiges leisten zu können für die liebe Schule und für das liebe Basel. Wenn ich wieder antreten werde, so packe ich verschiedenes anders an als bis dahin. Gerade eine solche Rekonvaleszenzperiode läßt mir die nötige Zeit übrig, um über alles nachzudenken, und zwar in aller Gründlichkeit. Man merkt z. B. bei uns noch viel zu viel die Technik heraus als Mittel zum Zweck. Und die Kunst soll kein anderes Gefühl haben als ihre Schönheit, und von Technik nur das, was sich nicht wahrnehmen läßt."

Allein die Zeit solcher Pläne war vorbei. Im Sommer 1918 mußte er es der Kommission anheimstellen, seinen Urlaub zu verlängern oder seine Demission anzunehmen. Er kannte seinen Zustand, aber die Wahl fiel ihm zu schwer. Und die Kommission hat ihn von einem starken seelischen Druck befreit, als sie ihn im August 1918 seines Amtes entließ.

Hans Huber war ein Pädagoge allerersten Ranges, ja man wird ihm nicht leicht einen Zweiten zur Seite stellen können. Selbstverständlich sind es die Jahre der Kraft, auf die sich dies Urteil stützt, die Zeiten, in denen er sich uneingeschränkt, man möchte sagen, mit der letzten Faser seines Herzens dem Unterricht widmete. Und diese Zeit konnte nicht ewig dauern, um so mehr muß es uns angelegen sein, die Schüler der früheren Jahre zu hören, der Jahre vor der Jahrhundertwende, namentlich vor der Zeit, da er die Gesamtdirektion übernahm.

Unvergeßliche Stunden waren es, so wird uns geschildert, für die bald selbst zu Lehrerinnen gewordenen ersten Schülerinnen, wenn er sie samt ihren kleinen Zöglingen um sich versammelte, wie er regelmäßig zu tun pflegte. Da war etwa vom ersten Thema die Rede. „Was ist das, das erste Thema? Nun seht, das ist eben die erste Melodie eines Stückes. Hier kommt dann eine zweite, also ein zweites Thema. Nun hier beginnt die Durchführung. Was ist das nun wieder? Seht einmal alle her!" Und dann zeigte er

am Klavier, was in einer Durchführung geschieht, und wie die Melodien und Melodieteile darin gewendet und ihren Weg geführt werden. So wandte er sein oberstes Prinzip allen Unterrichts: Der Schüler darf sich nie langweilen, sogleich auch auf die Anfänger an. Jeder Schüler mußte an das Geistige eines Stückes herangeführt werden. Je nach seiner Auffassungsgabe mußte er sich Rechenschaft geben über Bau und Gehalt.

Und hier kamen nun gleich die Zwischenbemerkungen an die Lehrerinnen: „Vergeßt nicht, daß diese Auffassungsgabe ihre Grenzen hat. Was wollt ihr bei einem Kinde mit einem Adagio von Haydn anfangen? Gefühl? Das gibt's nicht in diesem Sinne bei einem Kinde. Also gerade dem, was hier die Hauptsache ist, steht das Kind fremd gegenüber. Drum laßt mir solche Stücke weg, bleibt bei ersten Sätzen oder frischen, lustigen Finales. Das ist keine Versündigung an Haydn. Hier handelt es sich überhaupt nicht um Haydn, sondern um den Schüler. Was er spielt, ist Übungsmaterial. Das andere kommt dann später schon noch. Vergeßt mir auch nicht, daß jeder Schüler eine Individualität ist. Gebt drum nicht Czernyetüden reihenweise zum Spielen, sondern wählt aus, was gerade dieser Schüler am nötigsten hat; es ist ja Stoff für alle da. Ihr müßt da stopfen, wo ein Loch ist, alles andere ist zwecklos."

Dann weiter über die geistigen Zusammenhänge. Wer ist der Komponist dieser Sonate? Die Jahreszahlen muß der Schüler immer präsent haben. „Man trägt nicht schwer daran, wenn man etwas gelernt hat." Aber auch über die Bedeutung der Autoren muß ein Kind irgendwie orientiert werden, wenn auch nur mit einem Worte. „Sebastian Bach hat viel Kirchenmusik geschrieben, Orgelmusik. Gut, das genügt einstweilen." Die Opuszahlen mußten sitzen. Er konnte rasch in eine Unterrichtsstunde hineinschauen: „Was spielst du da?" „Eine Sonate von Beethoven." „Ach was, der hat viele gemacht. Welches Opus? Sag deiner Lehrerin, sie

solle dich anhalten, die Opuszahlen zu lernen." Und weg war er wieder.

Das waren auch die Richtlinien bei seinem eigenen Unterricht. Allem vorangestellt war das Geistige des Kunstwerks. Warum kamen denn diese Schülerinnen geradezu beseligt nach Hause aus seinen Stunden, warum sind die Eindrücke noch heute nicht verlöscht, und ist es ihnen, als säße er daneben, wenn sie von Hubers Unterricht erzählen? Wir wollen versuchen, etwas näherzutreten, vielleicht gelingt es, das eine oder andere Moment zu erhaschen und festzuhalten.

Es wurde zum Beispiel die Appassionata aufgeschlagen. „Nun nur nicht gleich loslegen. Warten Sie einen Augenblick! F-Moll ist notiert, geben Sie den F-Moll-Klang, versenken Sie sich gleichsam in das Fluidum dieser Tonart, und aus diesem heraus nun beginnen Sie. Da im vierten Takte das Des. Spüren Sie die bedeutungsvolle Pause davor? Hören Sie, wie der Ton gleichsam aus einer andern Welt herauftönt?" Und jetzt kam seine Literaturkenntnis zum Vorschein. „Das Dreischlagmotiv, das zuerst im zehnten Takte erscheint, ist hier von gleicher Wichtigkeit wie in der C-Moll-Sinfonie, es ist die Schicksalsstimme. Vielfach hat es diese Bedeutung, schon bei Bach (und er spielte die entsprechende Stelle in der Gis-Moll-Fuge Nr. 23 des Wohltemperierten Klaviers), ja auch bei Haydn (Beispiel im ersten Satz der Es-Dur-Sonate III in der Breitkopf & Härtelschen Ausgabe) und so weiter bis Brahms, in den Händelvariationen die zehnte Nummer. Gerade hier im zweiten Takte ist das Abklingen der Figur geheimnisvoll wie bei Beethoven."

Oder die Pathétique, die Huber übrigens nicht sehr frühzeitig vorlegte. „Die Es-Moll-Episode im ersten Satze, die motivisch aus dem Vorigen herauswächst, ist ganz streng dialogisch zu halten. Eine strenge tiefe Stimme, und eine weiche obere. Hier ja nichts von Härte in den Antworten,

alles zierlich, flatternd. Der Pralltriller nicht mit dem Akzent auf der Hauptnote nach, sondern auf derjenigen vor der obern Sekunde, kein anapästischer Rhythmus, das würde zu schwer wirken. Schwebend, erinnern Sie sich an ‚Und Liebe girrt das zarte Taubenpaar'. Die pp-Achtel weiterhin in der Durchführung über dem Orgelpunkt auf G, ‚wie dumpfes, unterirdisches Grollen, dann, mit der Viertelbewegung, wieder heraus ans Licht'! Die Beethovensche C-Moll-Sonate op. 13 hieß ‚die dramatische', im Finale der Es-Dur-Sonate op. 81 kommen die Großen (Takt 37), dann die Kleinen (Takt 45) zum Willkomm herbeigelaufen." Das waren seine drastischen Deutungen, die mit einem Schlage Licht über das ganze Werk verbreiten konnten. Er scheute sich auch nicht, sie ad hominem zu bieten, mit freundlichem Scherze, und sie wirkten dann nur um so stärker. „Leicht, hüpfend, nicht an den Bärengraben denken", hieß es bei der Lisztischen Valse-Impromptu (die Schülerin stammte aus Bern), oder mit Anspielung auf den Namen der Schülerin: „Das sind Engelsstimmen aus der Höhe, hell und klar" (die Zweiunddreißigstel der rechten Hand im Anfang der As-Dur-Sonate op. 110 von Beethoven).

„Das Instrument muß singen", das war sein Leitwort, darum auch etwa ein plötzlicher Zwischenruf „Cello" oder die Frage: „Was für Instrumente denken Sie sich hier?" So im ersten Satz der As-Dur-Sonate op. 110, nach dem Wiedereintritt der ersten Vorzeichnung, „sollen die imitierenden Oktavenschritte wie Geigen klingen, weich, aber bestimmt, mit vollem Klange". Und das mußte dann heraus, kostete es, was es wollte. Dann neigte er das Ohr tief auf die Tasten, um die Gleichmäßigkeit des Tones zu erspähen, und ruhte nicht, bis es erreicht war. „In den Fingerspitzen liegt die Seele des Pianisten", pflegte er zu sagen. Und wahrlich war er selbst mit einem weichen Anschlag begabt, wie wenige. Bagge selbst, der doch gewiß nicht allzu freigebig mit seinem Lob über Huber war, hat bezeugt,

daß er seit Liszt keinen solchen Anschlag mehr gehört, wie bei Huber. Und diesen seinen Schülern zu übermitteln, war Hubers innigstes Bestreben. Es wird uns erzählt, daß er nicht ermüdete, den Gesang im ersten Satze der erwähnten As-Dur-Sonate, vom vierten Takte an namentlich, auszufeilen, stets unmittelbar neben dem Schüler, mit Wort und Hand, und daß er dann beiseite trat, in eine entfernte Zimmerecke, und von dort aus wiederum kontrollierte, Takt für Takt und Ton für Ton. „Der Finger kann nie weich genug auf die Tasten aufgesetzt werden. Vibriert er fast unwillkürlich, so ist das gerade das Rechte, dann erst realisiert sich das wirklich Empfundene, mögen die Klavierbauer von ihren Hämmern sagen, was sie wollen. Aber weich und matt ist nicht dasselbe, ein noch so weiches Piano darf nicht matt werden, sondern muß klar bleiben."

Das Metronom zu befragen, hat Huber seinen Schülern stets widerraten. „Im Kopf sitzt das Metronom", sagte er, wer das richtige Tempo eines Stückes nicht selbst empfinde, könne es vom Metronom doch nicht lernen. In Haltung des Körpers und der Hände verlangte er vor allem „Natur", also Vermeiden alles Gezwungenen, Steifen. Leicht, ungezwungen, das war das Motiv seiner Haltungsvorschriften. Über das Kapitel der Tonleitern und Arpeggien geben ja glücklicherweise seine technischen Publikationen die beste Auskunft, so daß wir es hier nicht zu berühren brauchen. Was er in ihnen niederlegte, ist ein Verfahren, das er schon in den achtziger Jahren anwandte. Das bezeugen nicht nur mündliche Berichte, sondern auch ein kleines Notenheft, das eine Schülerin aufbewahrt hat, und in das er selbst die Übungen eintrug. Auch in den Dingen der mechanischen Technik legte er auf rhythmisches Spiel den Nachdruck. Darum wollte er auch, daß Etüden stets mit immer aufs neue verändertem Rhythmus gespielt würden, ja daß der Schüler Stellen in Sonaten, die besondere Mühe verursachten, heraushebe und ebenso mit vielfach verändertem Rhythmus rein

technisch durchnehme. Dann saß er daneben und spielte dasselbe wiederum rhythmisch anders gewendet, um den Lernenden sattelfest zu machen.

Ein von dem Geschilderten etwas abweichendes Bild bietet der Unterricht Hubers in den letzten Jahren seiner Konservatoriumstätigkeit. Vor allem ist dabei zu berücksichtigen, daß die Schülerzahl enorm gewachsen war, und daß an einem Tage bis zu zwanzig Schüler an die Reihe kamen. Man hatte seine Aufgaben erhalten (und mit Aufgaben wurde nicht gekargt), eine Sonate, eine Bachfuge vorzubereiten, und bekam nun beim Vorspielen kurz und prägnant Hubers Auffassung zu hören, wobei er allerdings abweichende Auffassungen eines Schülers, wenn sie nur musikalisch begründet waren, gerne gelten ließ. „Ich würde das freilich so machen", hieß es dann mit einer kurzen Illustration am Klavier. Bestimmte technische Anweisungen hatte man sich gut zu merken, denn er wiederholte seine Anmerkungen in der nächsten Stunde nicht gerne ein zweites Mal; wenn es gar beim dritten Vorspielen derselben Stelle nicht nach Wunsch ging, war es aus mit dem Interesse: „Nehmen Sie das andere Stück, das geht ja doch nicht, und sorgen Sie dafür, daß die Sache in der nächsten Stunde sitzt, wir sind hier nicht in der Kleinkinderschule." Denn technisches Beherrschen der Aufgabe war ein für allemal vorausgesetzt. In der Anleitung zum geistigen Durchdringen des Stoffes war Huber sehr kurz: „Das muß von selbst kommen, sonst ist's Dressur." Wessen Spiel kein musikalisches Verständnis zeigte, der war von vornherein erledigt.

Und natürlich wurde auch der fallen gelassen, bei dem Energielosigkeit und offenbarer Unfleiß zutage trat. „Sie spielen wieder so prosaisch, als wär's eine Platte weißer Rüben. Wissen Sie was, stricken Sie Strümpfe, ich glaube, das läge Ihnen besser als zu musizieren." Wo Huber aber Fleiß, Freude und Ausdauer sah, da wußte er aus der kleinsten Begabung das Bestmögliche zu entwickeln. Eine

Schülerin, und zwar aus der Zeit nach der Jahrhundertwende, teilt hierüber mit: „Ich kam sehr mangelhaft vorbereitet zu ihm, keine Technik, sehr schwache Finger. Es ist nicht zu sagen, mit welcher Geduld und welchem pädagogischen Verständnis er da im Unterricht vorging. Immerzu erfand er technische Übungen, deren ich gerade bedurfte, und die er in den Stunden abhörte, um die Fortschritte zu prüfen. Er gab mir Weisung, wie der einzelnen Passagen Herr zu werden, lobte, wo im geringsten etwas zu loben war; merkte er, daß ich ängstlich war beim Spielen eines Stückes, so spielte er mit, bis ich im Zuge war. Er ermutigte, wo er konnte, sagte z. B.: ‚Gerade Sie, die selbst mühsam jeden technischen Fortschritt erkämpfen müssen, werden später beim Unterrichten Ihren Schülern gute Wegweisung geben können.‘ Gewissen Komponisten gegenüber hatte ich Abneigung, so speziell gegen Mozart, wohl weil ich seine Sonaten als Kind zu früh und wie Etüden zu spielen bekommen hatte. Ich bat also Huber, mich von Mozart zu dispensieren. ‚Im Gegenteil‘, war die Antwort, ‚jetzt wird Mozart gespielt, bis er Ihnen aufgeht. Sie werden sehen, welche Freude Sie an ihm erleben werden. Bei Mozart ist alles musikalisch zu spielen und zu gestalten; keine Passage, nichts darf etüdenmäßig klingen. Mozart ist nicht leicht zu spielen und sollte Kindern, etwa mit Ausnahme einiger Variationen, gar nicht in die Hände gegeben werden.‘“

Daß er als Individualität behandelt wurde, das konnte der Schüler auch an der Stoffwahl merken, da unterschied Huber trotz allem Massenbetrieb scharf. Es gab Schüler, von denen er nur Chopin oder Liszt hören wollte, niemals aber Beethoven, weil er das Gefühl hatte, dessen Welt sei nicht die des Schülers, und umgekehrt gab es manchen, der nur mit Bach, Mozart, Beethoven beschäftigt wurde und niemals zu Liszt oder Moderneren kam. Und doch war das kein einseitiger Unterricht, denn erstens waren das ja

solche Schüler, die selbstverständlich mit dem größten Teil der klassischen wie modernen Literatur bekannt waren; sodann zeigte sich gerade hierin die Menschenkenntnis Hubers, die ihm gestattete, den Schüler als Einzelperson zu nehmen und jedem das Seine zu geben.

Mit der Berücksichtigung des Technischen hängt es zusammen, daß Huber in den Stunden die langsamen Sätze meist unterschlug. Mit „Gefühl" mußte man ihm nicht kommen; er wollte wissen, ob und wie man zu üben verstehe, das Vervollkommnen der Technik ging ihm über alles. Deswegen gab es im Wohltemperierten Klavier hauptsächlich die raschen, spielfreudigen Präludien, nur seltener die langsamen. Die Griepenkerlsche oder Czernysche Ausgabe dieses Werkes war ihm ein Greuel, da wurden Phrasierung und Vortragsbezeichnungen radikal geändert, und bei den Fugen galt das wohl als einzig richtig anzusehende Prinzip: je mehr Stimmen, desto größere Kraft.

Das Gefühl, bei einem Meister in die Schule zu gehen, hat alle seine Schüler zu jeder Zeit beherrscht; die Sicherheit seiner, wenn auch knappen Anweisungen bot Gewähr für ihre unfehlbare Richtigkeit. Und weil der Schüler spürte, daß Huber nichts anderes wollte, als das Hilfsmittel weisen zur ungehemmten Wiedergabe eigensten Empfindens, blieb das Selbstgefühl unangetastet. Seinen eigenen Weg finden mußte doch ein jeder, man wurde zur Persönlichkeit erzogen und nicht zum Automaten, der in der Freiheit versagte. Das ist letzten Endes die höchste Aufgabe des Pädagogen, und sie hat Huber in vorbildlicher Weise gelöst.

Und darüber hinaus noch ein weiteres: es wird wohl im weiten Umkreis keinen Huberschüler geben, der nicht mit Freuden bekennte, sein Lehrer sei ihm auch über den Unterricht hinaus menschlich nahegetreten, Freund und Berater geworden. Hatte man einmal irgend etwas auf dem Herzen, so ging es nicht lange, bis er einem forschend ansah und fragte: „Nun, was ist denn los heute?" Und dann inter-

essierte er sich für alles und ging auf alles ein, und seine Güte, seine wahrhaft lisztische Freundlichkeit hat ihm ja alle Herzen geöffnet. Er selbst hat darüber niemals viele Worte gemacht, aber in drollig-ernster Weise hat er einst einer Schülerin anvertraut: „Ich habe manches Schicksal helfen auf die Beine stellen, das ist eine der Freuden meines Lebens." Wahrlich, Hubers Unterricht bleibt seinen Schülern allen unvergeßlich.

Wir wenden uns zu Konzertsaal und Bühne und lassen zunächst eine Aufstellung folgen, umfassend die Nummern der Basler Programme bis 1900, in denen Hans Huber als Pianist, Komponist oder Dirigent genannt ist.

1874.

29. November. Abonnements-Konzert:
Schumann, Konzertstück op. 92.
Grieg, Humoreske.
Liszt, Etüde (Waldesrauschen).
Jensen, Drei Ländler aus op. 46 (Huber).

1875.

4. März. Konzert des schwedischen Damenquartetts:
Grieg, Stücke aus dem Volksleben.
Huber, Studien op. 7 (Huber).
Schumann, Fantasiestücke op. 73.
Rentsch, Rêverie und Scherzo für Violine und Pianoforte (Huber und Rentsch).

1877.

28. Oktober. Konzert zum Besten der Witwen-, Waisen- und Alterskasse des Orchestervereins:
Chopin, Scherzo aus op. 35.
Huber, Zwei Stücke aus op. 19.
Reinecke, Ballade op. 20 (Huber).

28. November. Verein für Tonkunst:
Brahms, Variationen op. 23 (Frl. Ros. Trüdinger und Huber).
Huber, Violinsonate op. 18 (Huber und Rentsch).

1878.

3. Februar. Abonnements-Konzert:
Huber, Klavierkonzert op. 36 (Huber).

10. April. Verein für Tonkunst:
Huber, Frühlingsliebe. Liederzyklus op. 25 (Wäffler und Huber).
Huber, Walzer op. 27.

3. November. Abonnements-Konzert:
Huber, Violinkonzert op. 40 (Rentsch).

1879.

11. Februar. Verein für Tonkunst:
Huber, Sonate für zwei Klaviere op. 31 (Frl. Rof. Trübinger und Huber).
Glaus, Präludium und Fuge für zwei Klaviere (Glaus und Huber).
Saint-Saëns, Variationen für zwei Klaviere (Frl. P. Brenner und Huber).

18. u. 21. Februar. Stadttheater:
Die Lotosblumen, Lustspiel von R. Kelterborn. Ouvertüre, Entreaktes und zur Handlung gehörende Musik von Huber.

11. März. Kammermusikabend der AMG.:
Huber, Violinsonate op. 67 (Bargheer und Huber).

6. Dezember. Konzert von A. Walter:
Huber, Sonate für zwei Klaviere op. 31 (Frl. Rof. Trübinger und Huber).
Huber, Gesangsquartette aus op. 52 (Frau A. Walter, Frau Hegar, Ad. Weber, E. Hegar).
Saint-Saëns, Variationen für zwei Klaviere (Frl. Rof. Trübinger und Huber).

1880.

25. Januar. Abonnements-Konzert:
Huber, Gavotte für Pianoforte (Marie Heimlicher).

14. März. Liedertafelkonzert:
Huber, Aussöhnung op. 45 (Soli: Ad. Weber, J. Engelberger).

4. April. Extrakonzert der AMG.:
Huber, Aussöhnung op. 45.

8. Dezember. Konzert von A. Walter:
Schumann, Variationen für zwei Klaviere.
X. Scharwenka, Scherzo für zwei Klaviere (Marie Heimlicher und Huber).

1881.

28. Januar. Verein für Tonkunst:
Huber, Zwei Lieder aus op. 38 (Waitz und Huber).

15. März. Kammermusikabend der AMG.:
Huber, Mädchenlieder op. 61 (Frau Ida Huber).

26. April. Konzert von Hans Huber:
Beethoven, Leonoren-Ouvertüre (Dir. Volkland).
Vieuxtemps, Violinkonzert (Stiehle).
Huber, Tell-Sinfonie op. 63 (Dir. Huber).
Fr. Hegar, Lieder aus op. 3.
Huber, Lieder aus op. 38 (Emil Hegar).
Tschaikowsky, Sérénade mélancolique für Violine (Stiehle).
Huber, Römischer Karneval, Scherzo für Orchester (Dir. Huber).

2. Juni. Verein für Tonkunst:
Rentsch, Sonate für Pianoforte, vierhändig (Huber und R. Franck).
Herzogenberg, Variationen für zwei Klaviere (dieselben).

25. November. Konzert von Marie Heimlicher:
Huber, Zwei Gesangsquartette aus op. 52 (Frau Walter, Frl. Kieffer, Ad. Weber und Ungenannt).

1883.

18. Februar. Abonnements-Konzert:
Huber, Tell-Sinfonie op. 63 (Dir. Huber).

22. April. Matinée von Hans Huber:
A. Glaus, Orchesterfantasie (Dir. Glaus).
Schubert, Die Allmacht (Marie Fillunger).
Mozart, Klavierkonzert D-dur (Huber).
Huber, Gesangsquartette op. 69 (M. Fillunger, M. Reiter, Ad. Weber, E. Hegar).
Huber, Pandora op. 66 (Sopransolo: M. Fillunger. Chor: ad hoc).

27. Oktober. Konzert von A. Walter:
Huber, Violinsonate op. 67 (Bargheer u. Huber),
Bach, Konzert für vier Klaviere (Zickendraht, Huber, A. Lutz, Walter).

1884.

8. Juni. Basler Sängertag, Münsterkonzert:
Huber, Die Macht des Gesanges (Liedertafel).

1885.

10. März. Kammermusikabend der AMG.:
Huber, Gesangsquartette op. 69 (Frau Huber, Frl. Kieffer, Ph. Strübin, E. Hegar; Pianoforte: Huber und Glaus).
Brahms, Klavierquartett op. 26 (Pianoforte: Huber).

15. März. Abonnements-Konzert:
Huber, Serenade „Sommernächte" op. 86 (Dir. Huber).

24. Oktober. Konzert von A. Walter:
Huber, Lenz- und Liebeslieder op. 72 (Frau Huber, Frau Walter, Frl. Kieffer, Ph. Strübin, E. Hegar, Neumann und Chor).

1886.

20. Januar. Konzert von Marie Heimlicher:
Liszt, Ungarische Fantasie (2. Pianoforte: Huber).

23. Dezember. Konzert von A. Walter:
Huber, Serbische und rumänische Volkslieder für gemischten Chor.

1887.

20. Februar. Abonnements-Konzert:
Huber, Serenade „Sommernächte" op. 86 (Dir. Volkland).

18. Oktober. Konzert von Rob. Kaufmann und Huber:
Schubert-Müller, Die schöne Müllerin (Prolog, Epilog und drei nichtkomponierte Gedichte, gesprochen von stud. phil. Albert Geßler).
Zwischen erstem und zweitem Teil:
Huber, Intermezzi für Pianoforte op. 94 (Huber).

1888.

21. Oktober. Konzert von A. Walter im Münster:
Huber, Fantasie für Orgel (Glaus).

1890.

2. Februar. Abonnements-Konzert:
Huber, Sinfonie II, A-dur (Mskr.) (Dir. Huber).
Huber, Romanze für Pianoforte aus op. 104 (E. Schelling).

4. Mai. Liedertafel-Konzert:
Huber, Lenzlied aus op. 53 (Fanny Reinisch).

1891.

8. Februar. Abonnements-Konzert:
Huber, Dänisches Volkslied aus op. 72a (Frau J. Huber).

22. Februar. Abonnements-Konzert:
Huber, Klavierkonzert II, G-dur, op. 107 (Rob. Freund).

24. Februar. Kammermusikabend der AMG.:
Huber, Fiedellieder op. 98 (Emil Hegar).
Huber, Violinsonate IV, G-dur, op. 102 (Bargheer und Huber).

29. November. Abonnements-Konzert, Mozartfeier:
Mozart, Konzert Es-dur für zwei Klaviere (Huber und Hegner).

1892.

9.—11. Juli. Festspiel zur Kleinbasler Gedenkfeier, Musik von Huber.

3. u. 5. Novbr. Konzertmäßige Aufführung der Festspielmusik.

1893.

17. Oktober. Konzert von Rob. Kaufmann und Huber:
Schubert-Müller, Die schöne Müllerin.

19. Dezember. Kammermusikabend der AMG.:
Brahms, Trio op. 87.
Bach, Sonate Es-dur für Pianoforte und Flöte (Pianoforte: Huber).

1894.

20. Februar. Kammermusikabend der AMG.:
Huber, Klavierquartett B-dur, op. 110 (Pianoforte: Huber).

28. März. Stadttheater: Weltfrühling, Oper von Huber.

April—Mai. Drei Beethovenabende von Huber, Bargheer und Kahnt: Klaviertrios und Cellosonaten.

3. Juni. Liedertafel-Konzert:
Gade, Zwei nordische Tänze für Violine und Pianoforte (Bargheer und Huber).

31. Oktober. Konzert von F. Küchler:
Huber, Romanze für Pianoforte aus op. 104 (Josefine Hirt).
Huber, Zwei Frauenchöre aus op. 88.

1895.

12. Mai. Liedertafel-Konzert:
Huber, Sursum corda für Männerchor.

13. November. Konzert von F. Küchler:
Huber, Suite für Violine und Pianoforte op. 82 (Küchler und Huber).

19. November. Kammermusikabend der AMG.:
Mozart, Klavierquartett G-moll (Pianoforte: Huber).

11. Dezember. Konzert von Marie Engels:
Huber, Nachtgesang für Pianoforte op. 22 Nr. 5.
Huber, Drei Gesangsquartette aus op. 52 (Frau Huber, Frl. Hel. Kündig, Ph. Strübin, P. Boepple).
Chopin, Klavierkonzert F-moll (2. Pianoforte: Huber).

17. Dezember. Kammermusikabend der AMG.:
Beethoven, Klaviertrio op. 97 (Pianoforte: Huber).

1896.

29. Januar. Stadttheater: Kudrun, Oper von Huber.

16. Februar. Abonnements-Konzert:
Huber, Kanzonetta Fis-dur für Pianoforte (W. Rehberg).

18. März. Kammermusikabend der AMG.:
Brahms, Klarinettensonate op. 120 Nr. 1 (Wetzel und Huber).
Brahms, Klavierquintett op. 34 (Pianoforte: Huber).

27. März. Konzert von Emil Braun:
Huber, Celloromanze aus op. 30.

10. Mai. Liedertafel-Konzert:
Huber, Die schöne Lore (Mskr.) für Männerchor.
Huber, Werbung aus op. 72a (Frau Dr. Huber).

15. Dezember. Kammermusikabend der AMG.:
Sgambati, Klavierquintett op. 5 (Pianoforte: Huber).

1897.

16. März. Kammermusikabend der AMG.:
Huber, Violinsonate V op. 112 (Barghеer und Huber).
Brahms, Klaviertrio op. 8, Neue Ausg. (Pianoforte: Huber).

28. März.	Abonnements-Konzert:
	Mozart, Klavierkonzert A-dur (Huber).
	Huber, Ouvertüre und Vorspiel zum 3. Akt aus „Kudrun" (Dir. Huber).
	Huber, Gesänge aus dem Festspiel (Frau Dr. Huber, Rob. Kaufmann, Dir. Huber).
6. April.	Konzert von Osk. v. Lauppert:
	Beethoven, Cellosonate op. 69 (Braun u. Huber).
	Huber, Mädchenlied op. 61 Nr. 5 (Clara Stolzenberg).
13. Juni.	Gesangverein:
	Mendelssohn, Paulus (Dir. Huber, vertretungsweise).
23. Oktober.	Stadttheater:
	Festspiel zur Böcklinfeier von R. Wackernagel, Musik von Huber.
2. November.	Konzert von Rob. Kaufmann und Huber:
	Schumann, Dichterliebe.
	Brahms, Magelonenromanzen.
	Huber, Violinsonate V op. 112 (Anna Hegner und Huber).
13. November.	Feier zur Eröffnung des Saales im Gesellschaftshause:
	Huber, Festspielmusik; div. Chöre und Solisten (Pianoforte: Huber).
5. Dezember.	Konzert von G. Breil:
	Huber, Fantasie für Orgel, Satz I.

1898.

22. Februar.	Konzert von Jenö Hubay und Alb. Friedenthal:
	Huber, Melodie für Violine op. 49 Nr. 1.
27. Februar.	Matinée von F. Küchler:
	Händel, Violinsonate D-dur.
	Herzogenberg, Gesangsquartette op. 95 (Pianoforte: Huber).
10. März.	Konzert zu Gunsten eines alkoholfreien Restaurants:
	Huber, Violinsuite op. 82 (Küchler und Huber).
	Mozart, Klarinettentrio (Pianoforte: Huber).
29. März.	Kammermusikabend des Gesangvereins:
	Brahms, Klavierquartett op. 26.
	Huber, Gesangsquartette op. 69 (Frau Dr. Huber, Frau R. Stamm, E. Sandreuter, P. Boepple).
	Mozart, Klavierquintett mit Blasinstrumenten (Pianoforte: Huber).

2. *Dezember.* Konzert von C. Jul. Schmidt:
Huber, Walzer op. 27, Neue Ausg. (Pianoforte: Huber).

1899.

9. *Februar.* Gesangvereins-Konzert:
Brahms und Wolf, Lieder (Messchaert u. Huber).

26. *Februar.* Abonnements-Konzert:
Huber, Klavierkonzert III, D-dur, op. 113 (Rob. Freund, Dir. Huber).

7. *Mai.* Liedertafel-Konzert:
Huber, Lenzlied aus op. 53 (Frl. A. Hindermann).

26. *Mai.* Gesangverein, Künstlerkonzert:
Huber, Duette aus op. 58 (Pauline de Haan, Arth. van Eweyk).

5. *November.* Abonnements-Konzert:
Huber, Sinfonische Einleitung zu „Simplicius" (Dir. Huber).

22. *November.* Konzert von Johanna Enholtz:
Verschiedene Lieder (Maria Philippi, C. Sandreuter; Pianoforte: Huber).

1900.

27. *Februar.* Konzert von Felix und Adrienne Kraus und Otto Hegner:
Huber, Ballade op. 104 Nr. 1 für Pianoforte.

16. *März.* Konzert von Jenö Hubay und Otto Hegner:
Huber, Violinsonate V op. 112.

29. *April.* Konzert von Anna und Marie Hegner:
(Direktion des Orchesters: Huber).

11. *Juni.* Gesangverein, Künstlerkonzert:
Huber, Sextett für Pianoforte und Blasinstrumente (Pianoforte: Hegner).

30. *Oktober.* Gesangverein, Kammermusikabend:
Huber, Suite für Cello und Pianoforte op. 89 (Willy und Adolf Rehberg).

4. *Dezember.* Konzert des Vereins schweiz. Tonkünstler in Basel:
Huber, Romanze für Cello aus op. 30 (E. Braun).

November 1899 bis Dezember 1902. Direktion des Gesangvereins:
I. Hegar, Manasse. — Bach, Drei Kantaten. — Brahms, op. 81, 89, 109, 54 und Lieder. — Bach, H-moll-Messe.

II. Wolfrum, Weihnachtsmysterium, und Bach, Magnifikat. — Verdi, Quattro pezzi sacri, und Schumann, Manfred. — Händel, Judas Maccabäus.

III. Huber, Der Basler Bund 1501 (Konzert). — Bach, Zwei Kantaten. — Haydn, Die Jahreszeiten. — Mozart, Messe in C-moll.

IV. Schumann, Faust.

Außerdem: Neun Kammermusikabende.

Es schien uns angebracht, die Liste hier abzubrechen, denn eine in gleicher Weise weiterschreitende Aufzählung würde den uns zur Verfügung stehenden Raum weit überschreiten. An ihrer Spitze würde das Festspiel des Jahres 1901 stehen und die E-Moll-Sinfonie, an ihrem Schlusse, wenn man ihn auf den Dezember 1921 verlegen wollte, die Achte Sinfonie und ein Konzert mit Lustspielouvertüre und „Aussöhnung", und gekennzeichnet wäre eine solche weitere Aufzählung durch die Namen Hermann Suter, in dem Huber seinen berufensten Orchesterinterpreten gefunden hat, und Gottfried Becker, der die Wege wies zur Umformung des Simplicius und dadurch den Komponisten nochmals zur Bühne lenkte. Robert Freund und Otto Hegner, die Pianisten, werden abgelöst durch Rudolf Ganz und vor allem durch Ernst Levy, und an Stelle der früheren Gesangsquartette tritt für eine Reihe von Jahren das von Huber selbst geleitete Vokalquartett Ida Huber, Maria Philippi, Emanuel Sandreuter und Paul Boepple. Als sodann die großen Chorwerke erschienen, hat sich ihrer der Gesangverein angenommen und Hubersche Musik auch im Münster erklingen lassen. In Kammermusik, Orchesterkonzert und Chorkonzert wächst die Zahl der Huberprogramme zu einer Höhe, die dem Basler Musikleben des beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts einen eigenen Stempel aufdrückt; die Kompositionen aber im einzelnen aufzuführen, dürfen wir um so mehr unterlassen, als

an anderer Stelle eine Chronologie versucht worden ist, aus der deutlich hervorgeht, daß fast jedes bedeutendere Werk zuerst in Basel gehört worden ist. Anderseits nehmen die Anlässe, bei denen Huber als Pianist auftrat, oder gar als Dirigent, begreiflicherweise stetig ab. Seine Orchesterwerke selbst der Öffentlichkeit vorzuführen, lag kein Grund mehr vor, und nur bei den Kammermusikkompositionen übernahm er bis ungefähr 1916 noch persönlich den Klavierpart.

Betrachtet man nochmals die obige Aufstellung, die die Anfänge umschließt, bis in die Jahre der vollen Kraft, so ergibt sich vor allem eines, das auch an dieser Stelle wohl ausgesprochen werden darf: an Verständnis für die Bedeutung des Komponisten hat es in Basel von Anfang an nicht gefehlt. Vor allem nicht bei den großen Konzertinstituten. Die Bereitwilligkeit, mit der besonders die Allgemeine Musikgesellschaft in Sinfoniekonzerten und Kammermusikabenden Hans Huber hat zu Worte kommen lassen, findet wohl nicht in allen Städten ein Beispiel, die Wohnort und Wirkungskreis eines Komponisten sind. Das ist auch stets von Huber dankbar anerkannt worden. Neben ihr steht das Stadttheater, in dem schon 1879 Hubersche Musik erklang, und die „Liedertafel", die zu ihrem Sängertag 1884 bei dem jungen Künstler einen Eröffnungsgesang bestellte und schon vorher mit seinem Namen ihre Programme schmückte. Wir dürfen das den Männern, die damals das Basler Musikleben leiteten, schon anrechnen.

Sie fanden allerdings auch reichlich Zustimmung des Konzertpublikums. Die Berichterstattung der Tagesblätter war in jener Zeit noch nicht fachmäßig, allein von der allgemeinen Stimmung und von der Aufnahme eines Werkes gibt sie doch genügend Kunde, und so mag es nicht unerwünscht sein, wenigstens e i n Referat hier wiederzugeben. Im Volksfreund hieß es anläßlich des Abends (3. II. 1878), da Huber sein erstes Klavierkonzert vortrug: „Den Mittelpunkt des Konzertes bildete eine Novität, welche in mehr

als einer Beziehung ganz besondere Erwähnung verdient. Einmal wegen ihres bedeutenden musikalischen Wertes, dann wegen des jugendlichen Schöpfers und Spielers, und endlich weil derselbe unser Landsmann ist und wir uns in Basel dieses köstlichen Besitzes freuen dürfen. Wer die vielen poesievollen, frisch empfundenen Klavierwerke Hubers kannte, der sah mit Spannung und bester Hoffnung dem ersten größer angelegten Werke des jungen Künstlers entgegen. Und wie er nun so bescheiden und ruhig sich an den Flügel setzte, nach dem still-düsteren Vorspiel die Hände voll Kraft in die Tasten griffen, sich Stimmung an Stimmung reihte, klare, herzliche Melodien so fließend dahinrauschten und der Ernst und die Düsterkeit immer mehr schwanden und einer, wir möchten sagen, burschikosen Heiterkeit und Lebendigkeit Platz machten, und endlich das Ganze in ungebundener Fröhlichkeit schloß, da hatte er sich vieler Herzen gewonnen, und der Applaus endigte nicht, bis der junge Komponist, über dem man den Klavierspieler beinahe vergessen hatte, zum dritten Male für die warme Aufnahme seines Werkes dankte."

Neben den Konzerten der Musikgesellschaft sind es diejenigen August Walters und die Abende im Verein für Tonkunst, an denen Huber als Pianist oder als Komponist immer wieder auftrat, und wenn auch seine beiden eigenen Konzerte mit der Tellsinfonie und der Pandora den großen Musiksaal nicht zu füllen vermochten, so war doch sein Name und seine Kunst den Konzertbesuchern vertraut geworden. Für ein weiteres Publikum allerdings bekam dieser sein Name erst Klang und Glanz durch das Festspiel von 1892. Wieviel auch über jene leuchtenden Tage, an denen Hans Huber im Mittelpunkt stand, geschrieben worden ist, es bleibt ein schwacher Abglanz, und wie ein unaussprechliches Geheimnis wahrt sich das Gedenken im Herzen. Nur *eine* Erinnerung finde hier ihre Stelle. Wir blättern in dem Gedenkbuch jenes Festes und stoßen in dem Schlußabschnitt

auf die Worte, die Ernst Curtius an eine befreundete Basler Familie schrieb: „Ich habe die Eindrücke des patriotischen Festspiels, die ich in Basel empfangen habe, viel in Kopf und Herz bewegt, und ich muß mir sagen, daß ich nie etwas Ähnliches gesehen habe. Tausende von Menschen aller Herkunft, welche im glühenden Sonnenbrande stundenlang andächtig schauten und lauschten, die architektonische Anordnung des Ganzen, die harmonische Verbindung von Drama, Musik und Tanz, die ohne die geringste Störung durchgeführte Darstellung, in der nirgends ein Virtuosentum sich unbescheiden vordrängte, die würdevolle Ausstattung, die massenhafte Beteiligung aller Stände und Altersstufen, ohne einen Moment von wüstem Gedräng — alles spontan von einem Geiste beseelt — das war etwas, was kein Hoftheater leisten kann. Es gab eine Anschauung von geistigen Mitteln, von Kraft und Gesundheit in der städtischen Jugend, es war etwas, was an die schönste Zeit des hellenischen Altertums erinnerte."

Neben dieses Wirken vor der größten Öffentlichkeit tritt endlich eine weitere Tätigkeit Hubers, und zwar in intimstem Kreise, seine Leitung künstlerischer Hausmusik. Drei solche Kreise seien hier erwähnt, die sich aufs beste zu einem Gesamtbilde ergänzen. Von der Mitte der achtziger Jahre bis zur Zeit des ersten Festspiels erstrecken sich die regelmäßigen Zusammenkünfte in der Familie des Sensals Paul Preiswerk-Braun, an denen Huber teilnahm. Hier war er ursprünglich als Lehrer einer der Töchter, dann allmählich als wahrer Freund des Hauses der Mittelpunkt einer musikalischen Geselligkeit, wie sie lebendiger und unmittelbarer kaum gedacht werden kann. Ein einfaches Mahl, das die behagliche Atmosphäre schuf, machte jeweils den Beginn, und mit der Zigarre ging man dann an das Musizieren. Mit tüchtigen Dilettanten, etwa auch einmal mit Fachmusikern, wurden Klaviertrios und Ensemblesonaten älterer und neuerer Zeit durchgenommen,

wobei Huber, am Klavier abwechselnd mit der Tochter des Hauses, das Ganze leitete und zusammenhielt. Da ist ausgiebig musiziert worden, und es kam vor, daß die Petroleumlampe, die den Abendtisch freundlich erhellte, zu mitternächtiger Stunde nachgefüllt werden mußte, weil der Musik- und Gesprächshunger noch immer nicht gesättigt war. Selbstverständlich hieß es sich zusammennehmen, aber anderseits kannte Huber ja die Grenze der Dilettanten, und die Hauptsache war ihm selber der harmonische, gesellschaftlich einfache Ton, der diese Abende kennzeichnete. Immerhin konnte auch ein scharfes Wort dazwischen fallen, und als der Geiger einmal meinte, mit Mozart auch gar zu rasch fertig werden zu können, mußte er sich von Huber apostrophieren lassen: „Wenn Sie Mozart technisch leicht finden, so beweist das nur, daß Sie ihn nicht spielen können." Wir wollen das treffende Wort zu Nutz und Frommen aller Musikbeflissenen gerne festhalten, und man begreift, daß der ganze kleine Kreis die Anregungen, die Huber vermittelte, noch in später Zeit in treuer Erinnerung bewahrte. Aber auch Huber selbst hat sich da wohl gefühlt; und wenn er auch abends von einem arbeitsreichen Mülhauser Tage heimkehrte — zu seinen Freunden „im minderen Basel" hinüberzufahren, war ihm nie zu viel. Noch lange Jahre nachher schrieb er an Fräulein Preiswerk, wie gerne er sich der Stunden erinnere, da er in ihrem väterlichen Hause ein Heim fand, „lange bevor ich eine Basler Berühmtheit wurde".

Sodann die Musikabende im Hause Speiser-Sarasin. Dieser Name spielt im Leben und Schaffen Hans Hubers eine große, bedeutungsvolle Rolle. Der Hausherr ist es gewesen (wir stellen damit eine an anderer Stelle ausgesprochene Vermutung richtig), der als Mitglied der Regierung nach dem Besuch der Berner Feier von 1891 zuerst den Gedanken ausgesprochen hat, an der Kleinbasler Gedenkfeier müsse ein Festspiel aufgeführt werden, das

Huber zur Komposition übergeben werden solle. Und er hat den Gedanken nicht nur ausgesprochen, sondern auch durchgeführt. Der Hausfrau aber, die ihm auch in den neunziger Jahren als Schülerin nahegetreten war, verdankte Huber die Zusammenstellung des Textes zu dem Oratorium „Weissagung und Erfüllung", das infolge einer eigentlichen Bestellung und unter unermüdlicher Unterstützung des Ehepaares Speiser geschrieben worden ist. Hans Huber durfte mit Recht in einem Briefe dankerfüllt vom „Wiederkommen der idealen Zeiten der klassischen Musikepoche" sprechen, freilich auch, nach Beendigung der Arbeit, von „den schönen Stunden, die ihm die Komposition des gewaltigen Textes bereitet" hatte. Die Arbeit an der Komposition zog sich ungewöhnlich lange hin, denn viel freie Zeit stand dem Künstler nicht zur Verfügung, und während einer Reihe von Jahren wird in seiner Korrespondenz mit Frau Speiser „unser gemeinsames Oratorium" erörtert. Mit Interesse hatte Huber verfolgt, wie der Text aus den verschiedenen Bibelübersetzungen ausgelesen wurde, den Titel bestimmte er selbst und hat mehrere Vorschläge, wie die schlichte Fassung „Bibelworte" oder das ursprünglich geplante „Weihnachtsoratorium" zurückgewiesen. Von besonderem Interesse ist eine Briefstelle, in der Huber das Anklingen gregorianischer Choralmotive in seiner Komposition begründet. Er wendet sich dabei gegen eine Richtung, die damals von großem Einfluß war, heute aber glücklicherweise bedeutend zurückgedrängt ist, und wahrt das Recht der Kunst, über den Konfessionen zu stehen, in so unmittelbarer Weise, daß wir die ganze Stelle trotz ihrer Schärfe hieher setzen wollen. „In der Interpretation des Kunstwerkes sowohl wie auch in der Konzeption desselben hat der Künstler das Recht, seine eigenen Gedanken hineinzuziehen. Das ist ja gerade das Unglück bei der modernen katholischen Kunst! Der Regensburger Areopag hat die Frechheit, eine Beethovensche Missa solemnis als ‚nicht kirchlich' zu bezeichnen (auch die

Mozartschen sind auf dem Index), während für mich tausendmal mehr Religiosität oder religiöses Empfinden in Beethoven steckt als in der ganzen Bibliothek dieser Hetz- und Orgelkapläne. Auch meine Wenigkeit hat in den Text die Vision des Glaubensbekenntnisses (sei dasselbe nun protestantisch oder katholisch) hineingedacht, und deshalb klingt das prachtvolle Thema des Credo im letzten Chore mit, eines der prägnantesten Motive aller Zeiten. Also weg mit aller Theologie und allen Auslegungen, die Hauptsache ist und bleibt der innere Wert einer Sache."

Im Hause Speiser nun sind vorzugsweise um die Mitte der neunziger Jahre Hausmusikabende abgehalten worden, die Hubers Leitung unterstanden. Im Verein mit Ferdinand Küchler und Emil Braun und mit sattelfesten Kunstfreunden, wie dem Architekten Eduard Fueter-Gelzer, hatte er da Gelegenheit, Kammermusik zu interpretieren, klassische, romantische und moderne. So gab es Beethovenabende, Schumannabende, Schubert-, Mendelssohn-, Brahmsabende, gab es ferner ein Programm, das Rubinstein, ein anderes, das Saint-Saëns gewidmet war, man bekam Sgambatis Klavierquintett zu hören, das Quintett von Sinding, die Violinsonate von César Franck oder ein Klavierquintett von Dvořák. Dabei nahm Huber es ernst mit der Sache; es wurden Proben abgehalten und ganze Arbeit geleistet. Etwa einmal gab es mit besonders festlichem Anstrich auf ausdrücklichen Wunsch der Gastgeber auch einen Huberabend mit Klavierquartett oder -quintett, Gesangsquartetten und Klaviervorträgen. Dann wirkte der Komponist freilich gewöhnlich nicht selbst mit, wußte er doch den Klavieranteil bei der Hausfrau, bei Frau Dr. Moosherr-Engels oder Frau Josefine Hirt-Kopp, in besten Händen. Und war der letzte Ton verklungen, so saß man noch ein Weilchen zusammen beim Glase Wein. Das waren jene „Symposien", an die Huber stets mit Vergnügen sich erinnert hat, und denen die Gestalten eines Andreas Heusler oder Heinrich Wölfflin

besonderen Glanz gaben. Aber mit der ihm eigenen Selbstverständlichkeit nahm er auch Platz in der Gruppe des jungen Volkes, das zugegen sein durfte, und tauschte Rede und Gegenrede. Wer wägt die Anregungen und zählt die Fäden, die aus solchem Zusammensein mit einem geistig hochstehenden Künstler sich hinüberspinnen, auch über die Jahre hinweg, ins Kunstleben eines ganzen Gemeinwesens?

Ähnliches hat sich dann wiederholt, als Huber mehrere Jahre später im Hause seines Freundes und späteren Konservatoriumspräsidenten Ed. His-Schlumberger Hausmusikabende leitete. Auch diesen Namen tragen mehrere Kompositionen Hubers, Zeugnis gebend nicht nur von gemeinsamem Musizieren zu verschiedensten Zeiten, von den siebziger Jahren an, sondern auch von der künstlerischen Gewissenhaftigkeit, mit der hier Musik gepflegt wurde. An diesen Abenden waren es vorzugsweise die Werke der vorklassischen Zeit, dem Kunstfreund wieder erschlossen durch die Riemannschen Publikationen „Collegium musicum", die den Stoff boten. Die Namen Dall'Abaco, Stamitz, Fasch, Torelli, Leo u. a., von denen Stamitz, wie die Lucas Sarasinsche Sammlung ausweist, gerade auch in Basel einst zur Hausmusik gehörte. Hier übernahm Huber regelmäßig am Klavier die Continuopartie, doch gab es auch hier Gäste, z. B. Ernst Levy oder Edwin Fischer, und Abstecher in die neue Zeit: Die Hubersche Sonate für zwei Violinen op. 135 hat hier am 28. März 1913 ihre erste Aufführung gefunden.

Wenn Hans Huber, wie er gerne tat, von echter Basler Kultur sprach, so hatte er solches Milieu im Sinne. In solchen Kreisen gab er, angeregt, sein Bestes, und wer heute davon spricht, tut es mit der Erinnerung an etwas Vergangenes, aber Unvergängliches.

Wir haben versucht, die Bedeutung des Pädagogen und des Künstlers für das Basler Musikleben darzustellen. Es wäre verlockend, auch dem geistigen Gehalt seiner Musik

nachzugehen und zu zeigen, wie durch Hans Huber auch auf diesem Wege immer wieder neue Gedanken und Strömungen fruchtbar übermittelt wurden. Aber es würde zu weit führen. Rastlos wirkte in ihm die Schaffenskraft, das Höchste, was uns gegeben werden kann, ein Antrieb von unschätzbarem Werte für das künstlerische Leben unserer Stadt.

Kleine Reise nach den vaterländischen Eisbergen und durch einen Teil der Schweiz

getahn im Julio 1781 von

Herrn Cand. **Eglinger**, nunc Past. Lausensis,
" **Holzach**, Sen. Coll. Alumn.,
" **Falkeisen**,
" Helfer **Holzach** in Biel und
" Cand. **Kraus**.

Mitgeteilt von Paul Meyer.

Das Basler Jahrbuch hat in den Jahrgängen 1910 und 1912 die Tagebuchaufzeichnungen meines Großvaters Daniel Kraus mitgeteilt. Heute bin ich in der Lage, meinen Urgroßvater, Magister Daniel Kraus (1753—1814), reden zu lassen. Herr Dr. Edgar Refardt überließ mir das Manuskript der Schilderung einer Schweizerreise im Jahr 1781, das sich in seiner Familie vererbt hatte, und in die es vielleicht durch Kraus in seiner Eigenschaft als Hauslehrer geraten war. Einzelne Bruchstücke derselben hat Herr Dr. Refardt 1917 im Sonntagsblatt der Basler Nachrichten veröffentlicht. Da die Reise noch vor dem Ausbruch der französischen Revolution ausgeführt wurde, darf ihre Publikation wohl auf die Anteilnahme des Lesers zählen. Über die Persönlichkeit des Verfassers ist nicht viel zu sagen. Er studierte in seiner Vaterstadt Theologie, wurde 1783 Kantor zu St. Peter und versah das Amt eines Gemeinhelfers, war seit 1801 auch Lehrer am Gymnasium,

erteilte viel Privatunterricht und hatte Mühe, sich durch das Leben zu schlagen. Den Verlauf der Revolution verfolgte er voll Mißtrauen und hielt auch auf der Kanzel mit seiner Meinung nicht hinter dem Berg, was ihm wiederholte Rüffel seitens der helvetischen Behörden zuzog.

Die im folgenden mitgeteilte Reisebeschreibung hält den Vergleich mit den Aufzeichnungen seines Sohnes nicht aus, darf aber ihrem sachlichen Inhalt nach insofern auf Interesse zählen, als sie uns Zustände vorführt, die von den heutigen himmelweit verschieden sind. Eine Reise war damals für Viele ein ebenso wichtiges wie seltenes Ereignis. Wir entnehmen unserer Schilderung, daß ihr Verfasser, kaum hatte er den Stadtmauern den Rücken gekehrt, sich fast wie Peter in der Fremde vorkam, und daß er samt seinen Reisegefährten den mancherlei Überraschungen der Fußreise oft recht unbeholfen gegenüberstand. Offenbar fehlte es ihm an Gelegenheit, sich so auf die Reise vorzubereiten, daß sie ihm zum wirklichen Genuß und Erlebnis werden konnte. Zudem reiste es sich 1781 nichts weniger als komfortabel, Weg und Steg waren häufig in fragwürdigem Zustand, und das Auge war nicht von ferne so zum Genuß von Land und Leuten geschult wie heutzutage. Noch machte die Alpenwelt überwiegend den Eindruck von etwas Fürchterlichem.

Schon das Münstertal ist „entsetzlich", der Weg durch dasselbe „fürchterlich" schön, die Wanderer kommen an den „allerfürchterlichsten" Felswänden vorbei. Nicht jeder hatte eben den weiten und vorurteilslosen Blick eines Goethe, welchem, seinen Briefen aus der Schweiz zufolge, „der Zug durch diese Enge [bei Moutier] eine große, ruhige Empfindung" auslöste.

Dagegen fühlt sich Kraus als Kind seiner Zeit am Bielersee wie „im Himmel". Aber am Thunersee sind die Berge wieder „ungeheuer", der Weg zur Beatenhöhle geht über „fürchterliche" Felsen, und die Gletscher von Grindel-

wald sind „schauervoll“, dagegen ein Ort wie Sarnen „lustig angenehm“. Die von den jugendlichen Wanderern eingeschlagene Reiseroute liegt vielfach von den heutigen Heerstraßen weit ab; doch dürften die Reisenden für deren Bevorzugung ihre Gründe gehabt haben.

Das zum Abdruck benützte Manuskript ist als während der Reise abgefaßtes Brouillon zu denken, das der Verfasser später teilweise ins Reine geschrieben hat. Dadurch erklären sich kleinere Versehen im Satzbau, der Orthographie und Interpunktion. Die Reiseschilderung ist ziemlich hausbacken, in der Form etwas schwerfällig, hin und wieder auch flüchtig; aber sie gewinnt dadurch an Bedeutung, daß sie uns die Zustände unseres Landes aus der uns heute so fernliegenden Zeit des ancien régime vor Augen führt.

Reise Beschreibung von Basel nach der Schweiz A° 1781.

d. 20. Jul. Wir giengen bey gutem Wetter von Basel unter der Begleitung des jungen H. Osers ab; waren ungemein heiter und vergnügt; doch sah ich mich noch oft nach meinem lieben Basel um, u. allemal kostete es einen Seufzer! So lang soll ich izt die vielen lieben Leute nicht sehen — nicht sprechen! mein Klavier — o an das dachte ich wohl tausendmal — das bleibt izt lange — lange — unangerührt! Kaum kamen wir über Botmingen, so kam schnell ein tüchtiger Regen — ein starker Donnerknall machte uns ein wenig stutzen, u. die gut genetzten Kleider — u. die immer kräftigere Erfrischung der Wolken machte uns nach Derwil eilen, wo wir denn auch gut geweicht ankamen; als der Regen nachließ, nahmen wir von unserm bißherigen lieben Begleiter Abschied und marschierten der Platten zu, wo denn die Stockfische nochmals mußten eingeweicht werden, doch konnten wir noch unter einem Baum ein wenig Sicherheit finden. Aber herrlich wars durch die Platten

— immer Berg auf — auf beyden Seiten mit Bäumen besät — freylich unten zieml. weich, so daß wir bald nicht mehr schreiten konnten — reizend war mir das majestätische Dunkel, wo von Zeit zu Zeit zwischen den Bäumen hindurch die angenehmste Aussicht in Felder und Wiesen und Gebirge und Wälder unser Herz ergötzte. So gelangten wir endlich nach Blauen — dieses Dörfchen liegt zwischen waldichten Gebürgen ziemlich unangenehm; aber kaum hatten wir den Plattenberg zurückgelegt und waren auf die Landstraße gekommen, so wurden wir angenehm überrascht durch die plötzlich freye Aussicht, da dankte mein Herz dem Vater seiner Kinder für das Vergnügen, das ich hier mit vollen Zügen einathmete; von hier biß Lauffen war der angenehmste Weg von der Welt; mit großer Freude und müden Beinen kamen wir endlich in Laufen an; dieß ist ein sehr niedliches Städtchen in einem lustigen Tahle; es gefiel mir aus der Maßen wohl und weit besser als Liestall. Wir logirten zur Krone u. vergnügten uns sehr! Wie liebl. ists, wenn Brüder eines sind! Wir hatten ein recht gutes Nachtessen, ungeacht der Fastenspeisen; nach dem Essen ward ich sehr angenehm überfallen; wir kamen ungefehr auf die Laube, u. sahen da einen prächtigen Fall der Birs — von einigen Orthen her stürzte sie gerade vor dem Wirtshaus hinunter — dieser Fall — der schöne helle Himmel — das gewaltige Brausen des herabstürzenden Wassers — u. die angenehme Gesellschaft entzückten mich; dann wollten wir noch ein Pfeifchen schmauchen — und siehe, da war schon der Oberteil der Pfeife von H. Eglinger verlohren! Da mußten wir noch zum Krämer laufen, um doch nur einen elenden Nasenwärmer erhalten zu können, u. dann schmauchten — und leitschten — und besprachen wir uns mit einander ganz freundschaftlich!

Wir schliefen in einem mittelmäßigen Bett ziemlich gut, u. marschirten um ½6 Uhr nüchtern von Laufen ab. Das Städtlein ist 4 Stund von Basel, steht unter der

Gerichtsbarkeit des Landvogts zu Zwingen; die Vorstadt steht unmittelbar unter dem Bischoff; von Laufen bis gen Saugern [Soyhières] ists 2 Stunden, hatt schon ziemlich große Felsen von beyden Seiten; hier aßen wir eine gute Milchsuppe; von da giengs nach Delsperg; dieses ist ein herrl. Städtchen, so angenehm, so artig, daß wir recht erstaunten, in diesem steinichten Arabien einen solchen Ort mit so vielen, ja meistens schönen Häusern anzutreffen; aber unsere Freude ward uns bald sehr — sehr versalzen; denn kaum kamen wir für Delsperg hinaus, so verirrten wir uns ganz entsetzlich — anstatt links, liefen wir rechts und mußten uns gefallen lassen, mit unsern müden Beinen 2 ganze Stunden vergebens hin und her zu laufen, über Berge und Tähler u. Ebenen, Wiesen und Felder, in die Kreuz u. die Quer uns herumzutummeln, bis wir endlich nach einem langen — zu Zeiten mit einem „o wie müd bin ich!" unterbrochenen Stillschweigen in Rennendorf [Courrendlin] ankamen. Da tranken wir einen Becher, bestellten einen Wagen, ließen Stroh darein tuhn, legten uns der Länge nach und fuhren nach Münster. Der Weg war fürchterl. schön, immer an dem Ufer der Birs geht er fort, auf beyden Seiten hatten wir die entsetzlichsten Felsen, sodaß Menschenverstand hier verstummen muß. Ja der Gott der Natur ist herrlich und fürchterlich. Zum Entsetzen wars, wie sie herabhiengen, teils schon die größten Felsen losgerissen waren, u. teils auf der Straße, teils in der Birs fest gegründet dalagen. Wir kamen durch Roche, diß ist ein erbärmliches Dörfchen, auf u. in den Felsen gleichsam eingepfropft; die Häuser 6 biß 7 Schuh hoch — Baraquen aus etlichen Dielen zusammengenagelt; Münster ist zwar groß, sieht aber eher dem elendesten Dorfe als einem Städtchen ähnlich, hat weder Mauern noch Tohre, u. sehr schlechte Häuser, bey Roche sind die allerfürchterlichsten Felsenwände, die wie Münstertürme sich stolz in die Höhe heben u. mich oft mit Schauder erfüllten; vorzüglich bei der Brücke stunden

sie auf beyden Seiten derselben schnurgerade in die Höhe, sodaß wir oft kaum zwanzig Schritte vor uns sehen konnten; nun ists 3 Uhr — wahrhaftig, bald hab ich Hunger u. möchte etwas z'Mittag essen; endl. um 4 Uhr kriegten wir ein herrliches Mittagessen, bestellten eine Benne [Korbwagen] u. fuhren um 6 Uhr von Münster ab; wir hatten bis Court eine starke Stunde unter noch fürchterlichern Felsen hindurch als noch nie, so daß mich oft Schrecken u. Entsetzen überfiel. Unser Fuhrwerk war elend, es erschütterte uns ganz entsetzlich, und so gelangten wir, nachdem wir noch 5 schlechte Dörfer passirt, bey anbrechender Nacht in Dachsfelden an, wo uns Hr Pfarrer [Frène] gleich holen ließ, indem er mit dem Nachtessen auf uns wartete; wir wurden hier würklich ganz fürstlich tractirt u. hatten Betten, in denen sichs herrlich schlafen ließ! Nun wäre denn das wüste Felsenland überstanden, nun gehts in die liebe Schweiz, wenns einmal unsere Füße auszuhalten im Stande sind.

Noch nachholen muß ich, daß man hier erst heuet, die Kirschen erst anfangen zu zeitigen; es ist ein erbärmliches Land, nichts als rauhe, wilde Natur, Fels an Fels, Tannenwald an Tannenwald, hier muß mehr Holz verfaulen, als in mancher Stadt verbrannt wird! Unser Fuhrmann erzählte bey einer hohen Brücke über die Birs, daß letzten Herbst ein Mann hinunter gestürzt sey, ein Weibsbild sahs von weitem — sprang hinzu u. auch mit einem Fuße hinunter, um ihn zu retten, kämpfte drunten mit dem Wasser u. brachte ihn endlich glücklich heraus, doch lebte er nur noch 9 Tage.

Sonntag den 22. Juli. Morgens bey Zeiten mußte ich einige Lieder auf dem Klavier spielen u. singen, dann nahmen wir um 9 Uhr Abschied und giengen naher Biel, das 4 gute Stunden davon ligt; hier geht der Weg immer noch zwischen Gebirgen mit Tannenwäldern vollgepfropft fort; wir kamen zuerst nach Sonsebeau [Sonceboz], dann Reschenet [Renchenette], u. endlich Boezingen. Als

wir hier vorbey kamen, öffnete sich plötzlich der enge Paß, wir kamen um einen Ecken u. sahen einsmals den ganzen Bieler See und die reizendste Aussicht ganz nahe vor uns! Wir waren mehr dann entzückt u. weideten uns recht an dieser Aussicht; endlich kamen wir naher Biel, wo wir bey H. Helfer Holzach einkehren u. auch den ganzen Tag bleiben mußten. Nachmittags fuhren wir nach der [Peters-]Insel, welche ungefehr 3 Stunden im See ligt; es war herrlich für mich, der ich noch nie keinen See gesehen hatte, hier war mir, als wäre ich im Himmel; wir waren alle ganz Freude u. sangen einmal nach dem andern. Aber von der Insel giengs hart; denn wir hatten sehr wiedrigen u. starken Wind, der uns gänzlich hinderte, so daß unsre 3 Schiffleute sich halb zu Tode rudern u. wir das Segel abspannen mußten; auch hatte der See ziemlich starke Wellen u. war sehr ungestümm, doch fürchteten wir uns ganz nicht, ungeacht wir über 3 Stunden fuhren u. erst um 10 Uhr in Biel ankamen, zu Nacht spiesen und herrlich schliefen.

Montag den 23. Juli giengen wir um 8 Uhr von Biel ab, H. Cand. Holzach aber blieb noch dort, um morgen mit H. Pfarrer zu kommen; wir kamen in einer ½ Stunde nach Nidau, einem artigen Städtchen, dann nach Belmund, Kappelen u. Aarberg, wo wir zu Mittag speisten; biß hieher hatten wir 2½ Stund; Arberg gefällt mir gar nicht. Es ist ein schlechtes viereckigtes Städtchen, dessen Häuser zugleich die Stadtmauren ausmachen. Nachmittags giengen wir nach Seedorf, Baggwyl, Frienisberg, Meikirch nach Bern, es ist 4½ Stund.

Dienstag den 24. Juli. Montag Abends um 7 Uhr kamen wir in Bern gesund an. Ich erstaunte ganz über die Pracht dieser Stadt; morgen früh spatzirten wir auf die Pfalz; sie ist um ⅓ größer als unsre u. noch so breit, auch ist die Aussicht reitzend; das hiesige Münster ist ein prächtiges Gebäu. Von da machten wir uns nach der Enge; dieß ist eine entzückende Promenade, die zierlichsten Alleen,

Cabinete, Bänke sind hier; auch ist sie sehr groß u. beynahe eine Viertelstunde lang. Dort trafen wir H. Fischer, Küefer, H. Hornlocher, Kaminfeger, u. H. Sulger, Müller, an, welcher mich bat, Hrn Pfarrer Meyenrock zu fragen, ob er den Brief empfangen u. das verrichtet habe, unds ihm zu melden im Bären. Diese Herren führten uns zu H. Haubtmann Molei, H. Sulgers Stiefbruder, wo ich das Fortepiano spielte. So ein Instrument hab ich noch nicht gesehen, u. also war ich ganz entzückt; dann nahmen wir von ihm Abschied, um uns zum Mittagessen zu begeben, u. just kamen die 2 H. Holzach an; gleich, da wir noch am Tische saßen, kam H. Haubtmann Molei wieder, uns zu seinem Sohne, der ein sehr großer Musicus ist, abzuholen, und gieng den ganzen Nachmittag mit uns herum — aber ich muß ins Bett — Morgen wollen wir also fortfahren.

Thun Mitwoch den 25. Juli. Gleich nach Tische besahen wir biß um 9 Uhr alle Merkwürdigkeiten der Stadt; Bern ist schier so groß, als groß Basel, alle Häuser von Steinen u. aschgrau angestrichen, alles in einer Höhe, so daß diese Stadt ein herrliches Ansehen hat. Auch sind die Lauben, unter denen man beständig fortgeht, sehr angenehm; alles wimmelt dort von Menschen, die Mannspersonen sind lauter schöne Leute, u. nicht grob noch stolz; auch gibts viel schöne Frauenzimmer hier. Alle Obrigkeitlichen Gebäude sind königlich, die Thore sind prächtig, der Spittal u. die Insel sind völlige Palläste, der Musiksaal ist etwas herrliches, die Gallerie u. die Vergoldung daran haben einen reitzenden Anblick. Die Bibliothek ist sehr ansehnlich, sie hat 30,000 Bänd, schöne Gemälde, alle alten und jezigen Schultheißen u. Decani, die königl. preußische Familie, Haller u. Euler — alles kann man hier sehen. Der große Christoffel ist auch ein merkwürdiger Kerl. Aber das Zeughaus übertraf alle unsere Erwartung; über 300 brauchbare Stuck, meistens neu gegossen, eine ungeheure Menge Harnische, 60,000 Flinten, Sabel u. Schwerter wie Heu-

schrecken, wenn sie ein Land überschwemmen; es ist ein furchtbarer Anblick; o die Schweizer dörfen sich nicht fürchten, so lang sie dergleichen Mord-Instrumente haben! Es sind fürchterliche Stücke u. Mörser hier, auch Kanonen, die von hinten geladen werden. Schwerter, Kanonen, Gewehr; Fähnen von Herzog Karl von Burgund; die Rüstung W. Tells [!], des Herzogs von Zähringen u.s.w. Das Wortzeichen [Wahrzeichen?] von Bern ist ein 1½ Schuh hoher, bleyerner, Centner schwerer Soldat, der das Gewehr auf der rechten Schulter hat.

Hernach führte uns H. Molei bey der Matten vorbey in seine Obrigkeitliche Werkstätte [M. war Küfer], vorher — welches ja nicht zu vergessen — führte er uns in den Obrigkeitlichen Keller; der ist erstaunend groß, hat Fässer, die 2 bis 300 Saum halten; hier war es auch, wo wir ein gut Glas Wein tranken u. einen köstlichen Käs dazu aßen u. außerordentlich lustig waren; überhaubt bezeugte uns H. Molei u. Sohn sehr viele Höflichkeit, zeigte uns alles sehenswürdige, bey ihm spielte ich Klavier, Zimbel, u. im Landhaus eine schöne Orgel! Der Segen des Herrn sey auf diesem Hause u. vergelte ihm seine Menschenliebe! Auch war er Morgens um 5 Uhr schon bey uns u. nahm von uns sehr freundschaftlich Abschied. Wir verließen Bern um 5 Uhr, giengen nach Thun durch Muri, Almendingen, Rubiken, wir aßen nur Suppe in Münsingen, kamen darnach auf Wichtrach, Kiesen, Heimberg, welches letztere ein ½ Stund langes zerstreutes Dorf ist, um 11 Uhr kamen wir nach Thun, machten also diesen Weg von 6 Stunden just in 5 Stunden. Thun ist eine ziemlich schlechte, wüste Stadt, viel elende Häuser, doch ist sie allerdings wie Klein Basel; hier hatten wir gleich Verdruß wegen dem Schiff; es hatten es einige Schiffleute mit einander abgeredt u. forderten uns 2 Neutaler nach Interlachen, endlich wollten sie 4 ß, wir wollten nicht und ließen sie gehn; wir sagten ihnen zwar ziemlich trocken unsere Meinung, bestellten dann

einen andern, der uns versprach, um 70 Batzen zu führen; wies geht, weiß ich jezt noch nicht; nun sitzen wir in Thun unter diesen groben Leuten und machen Kalender — einer lacht, der andre jammert, der 3te schläft, und der 4te schreibt in Erwartung der Dinge, die da kommen sollen.

Untersee n. Mitwoch den 25ten abends. Wir giengen Nachmittags sehr mißvergnügt über den Wirth zum Adler von Thun ab; er forderte uns nur für unser Mittagessen für 5 Personen 86 Batzen! Wenns immer so fortgeht, so hat unsre Schweizerreise bald ein Ende! Doch trafen wir einige junge Herren von Bern an, welche sehr freundliche, artige Leute waren u. uns alle möglichen Höflichkeiten erwiesen. Wir fuhren bei gutem Wetter über den Thuner See, an dessen Ufern auf beyden Seiten eine Menge Dörfer sich befinden, hinter welchen vorzüglich links ungeheure Berge und Felswände sich in die Höhe hoben. Rechts sahen wir die Siebentalerberge, welche sehr hoch, ja oben ganz kahl sind; das allermerkwürdigste war eine halbe Stunde diesseits dem Ende des Sees. Da stiegen wir aus, kletterten fürchterliche Felsen mit Lebensgefahr an auf engem Wege, kaum einen Schuh breit, unter welchen oft ein schnurgerader Absturz uns den Tod drohte; doch giengs noch so ziemlich hinauf; aber welch ein Anblick war da! Eine Höle, worüber noch ein entsezlicher Fels hieng, gieng da hinein — so weit, daß wir kein End finden konnten, und aus dieser Höle quoll ein breites Wasser mit starkem Brausen hervor; neben dieser ist noch eine eben so große Höle ohne Wasser, man heißt sie die Battenhöle; nahe dabei liegt Battendorf [Beatenberg], wo ein Pfarrherr ist. Als wir nun wieder hinunter wolten, da mußten wir an etlichen Orten uns setzen u. rutschen, biß wir hinunter waren. Da machte das zarte Herrchen ein par Aeugelein! Endlich zu seinem Trost gelangten wir doch noch lebend ins Schiff nach dem neuen Haus, wo wir ausstiegen, nachdem wir 4 Stunden gefahren, u. zu Fuß nach Unter-

seen ¾ Stund vom See marschirten. Nun — wills Gott! gehts morgen in die Gletscher! Des Herrn Engel begleite uns u. wende alle Gefahren von uns ab! Ja — Amen!

Donnerstag den 26ten Morgens um 9 Uhr Lauterbrunnen! Wir giengen früh vor 5 Uhr mit einem Begleiter von Unterseen sehr mißvergnügt ab; denn der Himmel war sehr trüb, u. gleich fiengs an zu regnen, so daß wir tüchtig naß wurden. Wir kamen durch Interlaken, Steig nach Lauterbrunnen, es war 3 gute Stunden; unterwegs trafen wir den H. Pfarrer an, einen würdigen Mann! Aber wie wir ankamen; nur durch weit schröklichere, unübersehbare Felsen, gegen welche die Münstertaler nichts sind, wie erstaunten wir da! Wer hier unempfindlich bleibt, ist Stein! Schöpfer der Welten — wie groß — wie anbetenswürdig bist du in deinen Werken! Welche Pracht herrscht da! Ja du bist wol ein Wundergott, wohl in deinen Werken groß; wir besahen den Staubbach, der 1000 Schuh hoch über ungeheure Felsen hinabstürzt, sich völlig in Staub verwandelt u. so über Felsen u. Steine fortrollt! Wir standen ganz darunter, wurden auch ganz naß. Darauf kam zu unserm größten Entzücken die Sonne u. wir sahen den prächtigen Regenbogen von 3 verschiedenen Seiten; auch erzählte H. Pfr. Unger folgende merkwürdige Geschichte: den 25ten Oct. 1775 ist Peter Graf über eine Felswand 352 Schuh hinab gestürzt, u. hat nicht einen Knochen — nicht ein Bein zerbrochen — ward nur sonst sehr beschädigt; in wenigen Wochen war er völlig hergestellt, lebt izt noch u. ist ganz gesund! Wer muß hier nicht die Vorsehung erkennen u. erstaunt anbeten? Hingegen fiel ein Jar später schier am gleichen Ort ein junger starker Mann nur etwans 3 Schuh hoch u. fiel sich mausetod! Wunderbar sind deine Wege, o Gott! Das Monument, das dem vorigen Manne bey seinem Leben gesezzt worden, habe ich selbst gelesen. Wir aßen bei H. Pfr. z'Morgen u. Mittag, u. waren sehr gut logirt. H. Pfr. wartete uns mit Gemsen

Fleisch auf, welches ein sehr köstliches Essen ist, ungefehr wie Rehfleisch, nicht so zart.

Donnerstag den 26ten Abends um 8 Uhr Grindelwald. Nach Mittag nahmen wir von unserm freundlichen Wirt Abschied u. giengen weiter; noch nachholen muß ich, daß man des Staubbachs Regenbogen nie als von 8 biss 11 Uhr Morgens sehen kann, u. just, wie wir hingiengen, heiterte der Himmel so weit auf, daß die Sonne eine halbe Stunde durchschien u. wir ihn also deutlich sehen konnten, und hernach kam kein [Sonnen-]Blick mehr den ganzen Tag; ja im Gegenteil, wie wir auf [sic!] Grindelwald, welches 4 Stund weit ist, giengen, fieng es, da wir auf dem halben Wege waren, tüchtig wieder an zu regnen, so daß wir durchgeweicht wurden u. uns alle anderst anziehen u. unsre Röcke am Feuer trocknen mußten. Der Weg hieher geht ziemlich gut [über Zweilütschinen]; ein wenig zu steigen; aber gar nicht gefährlich, immer ist man in einem Tahle von Bergen umgeben. Im Grindelwald logiren wir im vordern Wirtshaus beym Kaufmann; hier sind wir den Gletschern schnurgerade gegenüber; es ist [ein] schauervoller Anblick, wenn ich zum Fenster hinaussehe und da auf den Bergen gerade neben einander grüne Bäume u. — eine Menge Schnee u. zwischen diesen Bergen die ungeheure Eismasse, die sich bis zu den Wolken erhebt, erblicke. Hier, Verehrer der Gottheit, hier findest du Stoff genug, anzubeten den, der unsre lieblichen Blumen u. diese ungeheuren Eisklumpen geschaffen hat.

Gründelwald Freytag den 27ten Abends 4 Uhr. Hier sind wir noch u. werden auch biß morgen bleiben müssen. Das Wetter ist uns sehr ungünstig; es hat den ganzen langen Tag biß izt unausgesetzt geregnet, so daß man keinen Schritt gehen konnte. Den Nachmittag wolten wir, ungeachtet es immer fort regnete, troz aller Nässe u. ungestümen Himmels dennoch die Gletscher betrachten; wir entlehnten also von dem Wirth Tücher, wickel-

ten uns darein, u. in diesem recht lächerlichen Aufzug giengen wir nach dem Gründelwald Gletscher, der eine ½ Stunde vom Wirtshaus entfernt ligt, zu; wie wir hinkamen, so erstaunten wir ganz über den Anblick; zwischen zween hohen Bergen, auf denen noch sehr viel Schnee liegt, ist dieser Gletscher. Eigentlich sind ihrer drey, der Lauterbrunner, der obere u. der untere, welche alle 3 hinter dem Berg hinten an einander hängen; wie wir dazu kamen, sahen wir diese ungeheuren Eisklumpen, die von unzähligen Rissen zerborsten sind, u. tiefe, tiefe Spaltungen, so daß, wenn einer hinein fiele, seine Gebeine nicht davon kämen. Wir kamen ganz an das Eis hinan, stiegen ein wenig hinauf; meine Reisegefährten giengen weiter. Unten hat der Gletscher eine Höle; aus welcher ein Wasser hervorkömmt; dieser Anblick ist die Reise u. die Kosten wert; es ist ein merkwürdiger Anblick, dieses ewige, unzerschmelzbare Eis zu sehen. Wir schlugen mit aller Kraft daran, u. es war härter als Stein. Wie wir nun alles gesehen hatten, kehrten wir wieder wohlgemistet [?] u. genetzt nach dem Wirtshaus, um uns trocken anzukleiden. Morgen, wenn Gott uns gutes Wetter schenkt, wollen wir über den Scheideck nach dem Oberhasli u. von da über den Brünik nach Lungern.

Samstag den 28ten Meiringen. Heut Morgen früh giengen wir in Gesellschaft H. Fischers von Bern, H. Füßli von Zürich u. eines französischen Grafen, nebst ihren 2 u. unserm Wegweiser von Gründelwald ab; wir besahen noch den Obern Gletscher, der noch viel schöner ist als der untere; dann giengs an ein beständiges Steigen über den Scheideck; es war lustig anzusehen, wie eine ganze Caravane daherzog. Der Scheideck ist sehr hoch; denn auf dem höchsten Gipfel hatten wir die Wolken weit unter uns; was das für mich war, neben mir auf beyden Seiten die Schneegebirge hoch sich auftürmen, die Wolken unter mir hin u. her fahren zu sehen! Von Zeit zu Zeit das schröckliche Knallen der losgerissenen Eisklumpen durch die Berge

zu hören, dann bald hier, bald dort eine Öffnung zwischen den Bergen hindurch zu sehen! Freylich war der Weg beschwärlich; denn 6 Stunden lang unausgesetzt steigen u. dann fallen, ist für uns etwas nicht alltägliches. Aber was wir da sahen, ersetzte reichlich alle Mühe u. Arbeit; denn die Menge Kühe u. Schweine etc., die um uns herumsprangen, die Alphöfe, die wir antrafen u. in deren einem wir einkehrten, um etwas Käsmilch u. gebratenen Käs zu essen. Dann sahen wir nahe bey Meyringen einen fürchterlichen Wasserfall von einer ungeheuren Höhe; das schoß hervor u. machte einen vollkommenen Bogen, dann rauschte es majestätisch zwischen den größten Felsenstücken hindurch, so daß wir uns daran nicht satt sehen konnten. Bis gegen Meiringen sind noch etliche prächtige Wasserfälle, die wir bewundern mußten.

Lungern den 28ten Abends. Zu Meiringen aßen wir z'Mittag, u. nach 3 Uhr giengen wir über den Brünik in den Kanton Unterwalden nach Lungern, das sind 3 Stund; heute hatten wir also einen Weg von 9 Stunden gemacht, das wäre für so junge, süße Herrchen genug. Der Teil des Kantons Unterwalden, den ich gieng, ist sehr unfruchtbar; wir sahen nichts als Wälder u. Wiesen, auf denen ein saures Gras wächset; Vale lector, ich bin müd.

Sonntag den 29ten Abends Luzern. Die letzte Nacht war für mich eine sehr harte Nacht; denn ich ward sehr unpäßlich, hatte große Schmerzen, so daß mir u. meinen lieben Reise Gefährten recht bange wurde. Sie waren auch so sorgfältig für mich, daß ichs ihnen nicht genug verdanken kann. Morgens tranken wir einen guten Kaffe, der mich ein wenig [fehlt ein Wort], dann fuhren wir über den Lungern See, der eine Stunde lang ist; von da giengs nach Saxeln, ein großes Dorf, wo die Kirche des Bruders Klausen, in welcher just Hohamt gehalten wurde. Wir verweilten uns also mehr als eine Stunde; wie das Gloria abgesungen u. abgeorgelt wurde, rührte es

mich biß zu Trähnen, es war alles hinreißend. Dann ward communiciert: o wenn unsere Reformirten das sähen, mit welcher Andacht u. Ehrfurcht diese heilige Handlung gehalten wurde, sie würden gewiß für ihre Gleichgültigkeit beschämt werden, einmal mir — so krank u. unfähig zu denken ich war — gings durchs Herz. Hier dachte ich an die Empfindungen Lavaters in einer Katolischen Kirche; diese Kirche selbst ist weit, weit prächtiger als die im Stein [Mariastein], alles ist von Marmor, Postamente, Säulen, die Altäre u.s.w. Die Kostbarkeiten blendeten uns völlig u. wir konnten schier nicht wegkommen; endlich giengen wir nach Sarnen, dem Haubtflecken ob dem Wald, einem recht lustigen, schönen Ort, in welchem viel niedliche Häuser u. zierliche Gebäude stehen; dann kamen wir [nach] Altnacht u. aßen in dem Wirtshaus hart am See z'Mittag. Nachmittags nahmen wir ein offnes Schiff, fuhren über den 4 Waldstädter See biß nach Luzern, das waren 4 Stunden. Es war herrlich auf diesem See: die vielen Arme desselben, die prächtigen Aussichten nach dem Pilatusberg, Stanz, Stanzstaat, den Landgütern von Luzern, u. endlich Luzern selbst, wo wir bey Zeiten ankamen, u. noch die zierlich schöne Jesuiten Kirche, die 3 Brücken über den See [sahen], die alle bedeckt sind, u. in welchen der Todten Tanz, wie auch die Schweizergeschichte abgemalet sind.

M o n t a g d e n 30ten W i l l i s a u. Heut Morgen ließen wir uns bei Ihrer Excellenz, H. General Pfiffer, melden u. giengen darauf selbst hin, seine merkwürdige Vorstellung zu betrachten. [Gemeint ist General L. Pfyffers (1715—1802) Relief der Zentralschweiz.] Wir mußten ganz erstaunen über die viele Mühe u. Fleiß, die sich dieser Mann gab; es sind nämlich auf einem Tisch Abdrücke in Wachs u. eine Art Gips; von diesen Abdrücken ist der 4 Waldstädter See der Mittelpunkt, da kan man im Kleinen jedes Dorf, jeden Berg, jeden Fluß, Weg, ja jeden Baum, Haus, Felsstein ganz deutlich erkennen. Wir erstaunten

ganz, da wir den größten Teil unsrer Reise hier mit einem Blick übersehen konnten, da alles so natürliche Farbe hatte, u. wir jedes Ort, durch das wir gekommen waren, gleich erkannten. Es ist kein Wunder, daß alle Fremde dieses Werk so sehr bewundern, auch waren Ihre Excellenz ungemein freundlich gegen uns. Darauf giengen wir in den Gasthof, tranken unsren Kaffee u. machten uns wohl gestärkt auf den Weg; wir kamen durch Littau u. Malters nach dem Kloster Wertenstein, das 5 Stund von Luzern ist; da speisten wir z'Mittag, besahen das Kloster, in welchem nemlich in dem untern Kreuzgang die ganze Geschichte unseres Heylandes in Lebensgröße en fresco gemahlet, u. unter denen einige sehr vortreffliche sind, vorzüglich einige Christus u. die wainende Maria beym Kreuz, auch Maria Magdalena, und der endlich doch glaubende Thomas; die gefielen uns vorzüglich. Dann kamen die H. Patres zu uns u. unterhielten sich eine Zeitlang mit uns sehr höflich; einer darunter, ein Elsäßer, war gar ein artiger, lieber Mann, mit dem ich lange redte u. sah, daß er heimlich Ihre eigenen Torheiten bedauerte. Von hier giengen wir über Wohlhausen u. Menznau nach Willisau, einem artigen Städtchen, das 4 kleine Stunden von Wertenstein ist; hier übernachteten wir zum Stern. Nirgends auf der ganzen Reise wurden uns so viele Höflichkeiten u. Commoditäten erwiesen als hier, u. doch waren wir sehr wohlfeil u. sehr gut logirt.

Dienstag den 31ten Leufelfingen. Heut Morgen giengen wir von Willisau weg; unterwegs scheideten wir von unsren bißherigen lieben Reisegefährten, H. Helfer Holzach u. H. Cand. Falkeisen, wir giengen durch Zell nach großen Dietwil, wo wir einen guten Bissen Käs aßen u. mit einem Trunk uns erquikten; dann marschirten wir nach dem Kloster St. Urban. Wir besahen hier die Kirche; die sehr prächtig ist, alles von weißem Gips mit zierlicher Stokaturarbeit, die Kanzel war prächtig, auch ist

das Kloster ein ausnehmend schönes Gebäude. Wir hielten uns aber nicht gar lange auf, sondern giengen nach Morgenthal, wo wir excellent gut u. wohlfeil zu Mittag spiesen; von Willisau bis hieher warens 5 Stunden. O da schmeckte uns die Ruhe! Wir nahmen da ein Schiffchen, fuhren die Aar hinunter bey Aarburg vorbey nach Olten, wo wir ausstiegen u. zu Fuß durch Olten-Trimbach über den Hauenstein uns begaben; aber das machte uns noch zu schaffen! Doch kamen wir endlich in Leufelfingen an; u. nun wäre diese Reise vollendet, viele Merkwürdigkeiten, schöne Gegenden, reizende Aussichten hab ich genug gesehen; aber das Vaterland — o das zieht wie ein Magnet!! Die öftern Schönheiten unserer Gegenden, das Abwechselndere der Natur; die schönen Wiesen, Felder, Weinberge, die herrlichen Obstbäume, die angenehmen Wälder, die großen Ebenen, nur zu Zeiten von einem kleinen Berge oder Hügel unterbrochen, kommen mir izt doppelt schön vor, nachdem ich die Natur auch in ihrer Wildnuß gesehen u. geschmekt habe.

Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht,
Die Weisheit deiner Wege,
Die Sorgfalt, die für alle wacht,
Anbetend überlege,
So weiß ich von Bewundrung voll
Nicht, wie ich dich erheben soll,
Mein Gott, mein Herr und Vater!

Den 1ten Aug. 1781.

Kraus S. M. C.

Fritz Amstein.

Von Richard Amstein.

In einer seiner wunderbar klaren und formschönen Biographien hat Andreas Heusler seinen Freund Wilhelm Vischer als einen jener seltenen Menschen bezeichnet, die reinen Herzens sind und eine anima candida in sich tragen. „Sie sind weniger unter den Großen dieser Welt zu treffen, welche die Geschicke von Völkern in der Hand haben, als unter den Stillen im Lande ... Aber wo Pflicht und Gewissen sie rufen, stellen sie auch im Geräusche der Welt ihren Mann, oft um so nachdrücklicher und überzeugender, weil sie nicht ihre eigene Ehre suchen. So ist überall, wo sie auftreten, im Kleinen und im Großen, ihre Tätigkeit ein Segen für ihre Mitmenschen und schon ihr bloßes Dasein Glück und Wohltat für sie . . ."

Zu den wirklich Stillen im Lande konnte freilich Fritz Amstein so wenig zählen wie Wilhelm Vischer, der Universitätsprofessor, der Kirchenrat, der Großrat und Präsident des Eidgenössischen Vereins; aber das Wesen des einen wie des andern war doch im tiefsten Grunde stille Bescheidenheit, Uneigennützigkeit, Liebe und Güte, kurz jene Eigenschaften, die das Wesen einer wirklichen anima candida ausmachen.

Geboren ist Fritz Amstein allerdings nicht in jenen alteingesessenen Bürgerkreisen, die seit Jahrhunderten das Stadtregiment in Händen hatten und es in seiner Jugendzeit immer noch führten; von unten her ist er gekommen und

hat mitgeholfen, seine kleinbürgerliche freisinnige Schicht zum Siege und zur Herrschaft zu führen.

Und nicht nur von unten kam er, sondern auch von draußen, wenn er auch selber in Basel das Licht der Welt erblickte. Denn die Amstein, denen er zugehörte, stammten aus dem lieblichen Wila im zürcherischen Tößtal, und erst sein Vater hatte das Basler Bürgerrecht erworben; seine Mutter aber war als Krankenpflegerin gar aus dem Württembergischen nach Basel gekommen. Und diese eigenartige zürcherisch-schwäbische Mischung hat auch sein Wesen bestimmt: das Zürcherische gab ihm den Optimismus und die sonnige Heiterkeit des Gemüts, das Schwäbische die kindliche Religiosität und damit auch die Treue und die Liebe zur Scholle, auf der er gelebt hat. So ist denn das Merkwürdige geschehen, daß dieser Neubürger sein Basel so stark liebte, wie nur die Besten seiner Altbürger, und daß er den Zauber des alten Basel in seinen unübertrefflichen Plaudereien so wundersam festhalten konnte, wie es keiner seiner Zeit- und Ortsgenossen vermocht hat.

Mitten in diesem alten Basel ist er allerdings auch zur Welt gekommen, zwischen Birsig und Rhein, an der ehemaligen Kronengasse: dort, an der Ecke Tanzgäßlein-Kronengasse, gegenüber der jetzigen Buchdruckerei Krebs ist Friedrich Georg Amstein am 8. Februar 1853 geboren worden. Er war das dritte Kind seiner Eltern, des einstigen Stänzlers und nunmehrigen Ladendieners Johann Heinrich Amstein, der 1866 auch das Basler Bürgerrecht erwarb, und der Margaretha, geb. Schäfer. Zwei Kinder waren ihm vorausgegangen: Elise, geboren 1849, die später den Zürcher Kaufmann Jean Rambli, den Vater des jetzigen Pfarrers zu St. Theodor, heiratete, und die vor einigen Jahren gestorben ist, und Ernst, geboren 1850, der sich dem Beruf eines Chirurgen und Fußarztes zuwandte; zwei Geschwister folgten ihm nach: Benjamin, geboren 1856, der manche Jahrzehnte sein Tapissierhandwerk in Nouméa, der Haupt-

stadt Neu-Kaledoniens, ausübte, und Rudolf Emanuel, geboren 1859, der aber schon 1860 wieder gestorben ist.

Unterdessen waren die Eltern nach dem Leonhardstapfelberg umgezogen, und so erhielt Fritz Amstein auch seinen Elementarunterricht zuerst in der Gemeindeschule St. Leonhard. Dann aber war es den Eltern gelungen, aus eigenem Erspartem und mit fremder Hilfe sich am Fischmarkt das Haus „zum Brunnen" zu erwerben und sich darin eine Badanstalt einzurichten, die in jenem Basel, dessen Privathäuser nur selten Badezimmer enthielten, sich bald eines großen Zulaufes zu erfreuen hatte. So trat denn der frische, fröhliche Knabe in die Gemeindeschule St. Peter über. 1861 finden wir ihn in der Realschule, der jetzigen Knabensekundarschule, dann im Realgymnasium, der jetzigen Realschule, und darauf in der Gewerbeschule, der jetzigen Obern Realschule. So vergingen für den Jüngling die fünfziger und sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts, in denen er das Glück hatte, neben einigen ganz unzulänglichen, mit Prügeln arbeitenden Pädagogen der „guten alten Zeit" auch den glänzenden Deutschunterricht des „langen Becker" und die klaren Mathematikstunden Kinkelins besuchen zu dürfen. Beide freuten sich über den aufgeweckten Jungen, auch wenn er kein Musterknabe war, am liebsten Karikaturen seiner Lehrer zeichnete und seine Aufsätze in Versen ablieferte, die ihm schon damals so leicht aus der Feder flossen.

Viel stärker aber als die Schule muß auf den jungen Menschen der Anblick des alten Basel und das Leben in der Kleinstadt gewirkt haben, die damals erst rund 40 000 Bewohner zählte. Die Leser des letzten Jahrbuchs wissen ja aus den Darlegungen Dr. Siegfrieds, wie gerade in jenen fünfziger und sechziger Jahren die Entfestigung Basels in die Hand genommen wurde. Noch standen die jahrhundertealten Mauern mit ihren Türmen und Toren — an das Steinentor hat Fritz Amstein Zeit seines Lebens nur mit innerer Bewegung zurückgedacht —, noch boten

Gräben, Gassen, Gäßlein, Bollwerke, Schanzen und der offene Birsig der Jugend Operationsgebiete von einer kaum mehr vorstellbaren Romantik. Abends aber saß man im Freien auf einem der Bänklein vor den Häusern des Petersbergs und erzählte sich grausige und gruslige Geschichten, wie die von einer in einem nahen Keller eingesalzenen Großmutter, die darum von den Ihrigen so sorglich konserviert wurde, weil sie lebenslänglich das Anrecht auf eine Pension genoß, die ihrem in holländischen Diensten verstorbenen Manne zugesprochen worden war, und weil man sie deshalb offiziell möglichst lange am Leben erhalten wollte. Oder man schaute und hörte den ungezählten Frauen und Mägden zu, die aus der nähern und der weitern Umgebung ins idyllische Höflein des Fischmarktbades hereinkamen und mit ihren Zubern und Eimern zum Lochbrunnen mit seinem ausgezeichneten kühlen Wasser hinunterstiegen und sich dabei das Neueste vom Leben der Kleinstadt erzählten. Drunten aber beim Lochbrunnen wurden in einem besondern, vergitterten Bassin auch die Fische aufbewahrt, die der Junge seinem Vater verkaufen half, wenn nicht gerade ein Hochwasser des unkorrigierten Rheins den Fischmarkt überflutet und schiffbar gemacht hatte, so daß man selbst die Leichen der in den nahen Häusern Verstorbenen auf Booten und Waidlingen abholen mußte. Alles das hat sich dem Knaben so unauslöschlich ins Gedächtnis geprägt, daß er sein ganzes Leben durch einen Reichtum mit sich trug wie wenige, und in der tiefsten Tiefe hat es ihn ergriffen, als er in den letzten Jahren seines Lebens das Glück genoß, einmal in Rothenburg an der Tauber zu weilen, und als er dort noch einmal in Mauern und Türmen, in Gräben und Gäßchen alles das leibhaftig vor sich stehen sah, was die Freude und das Entzücken seiner Jugend gewesen war.

Unterdessen war bei Spiel und erster Arbeit zuhause und in der Schule unvermerkt die Zeit der Berufswahl herangekommen. Am liebsten wäre Fritz Amstein ans Poly-

technikum und nach Zürich gezogen, wohin sich eben seine liebe Schwester verheiratet hatte, und wo er einmal auf einer Reise mit seinem Vater in der „Öpfelchammer" beim Wirtspaar Körner auch Gottfried Keller gesehen hatte; das Studium der Ingenieurwissenschaft hätte ihn gelockt. Aber Direktor Autenheimer riet ihm, sich zunächst der Praxis zuzuwenden, und so trat er etwas vor 1870 bei der Firma Jäcklin & Autenheimer im „Dalbeloch" als Lehrling ein und erlernte dort während 3½ Jahren den Mechanikerberuf. Wieder weitete sich sein Anschauungskreis, und manches Köstliche, was er gesehen hatte, faßte er an einem Jahresfest der Angestellten in einem übermütigen Stücklein zusammen, das ihm die Liebe und den Beifall seiner Mitarbeiter eintrug. Aber auch der Ernst des Lebens fehlte nicht, und er zeigte sich ihm besonders eindrücklich, als bei einem Ausgang, den er über das morsche Dächlein des Wasserrades antrat, dieses plötzlich einbrach, so daß er vom laufenden Rade auf die Schaufeln genommen wurde. An einem Faden hing in jenem Augenblicke sein Leben; aber die gute Fügung wollte es, daß im gleichen Momente der Maschinenmeister gerade beim Wasserrade stand, das Krachen hörte und ohne zu wissen, was sich ereignet hatte, automatisch das Rad abstellte. Hans Preiswerk, der spätere Abwart des Bernoullianums, war es gewesen, der dem Lehrling das Leben gerettet hatte; Fritz Amstein hat es ihm nie vergessen und ist später in täglichem Verkehr und in naher Freundschaft mit dem ausgezeichneten Praktiker und dem humorgesegneten Menschen verbunden geblieben. An einem eiskalten Wintertag hatte sich der Unfall ereignet; Fritz Amstein aber, seiner robusten Natur vertrauend, hatte in den nassen Kleidern ruhig weitergearbeitet und war in ihnen auch heimgekehrt. Dafür warf ihn jedoch ein furchtbarer Gelenkrheumatismus aufs Lager und ließ ihn erst nach einem ganzen schmerzensreichen halben Jahr wieder zur Genesung gelangen.

Die Praxis hatte Fritz Amstein so sehr zugesagt, daß er nun nicht mehr Lust empfand, zur Theorie zurückzukehren, sondern als alter Freund der Tore und Türme sich dem Spezialgebiet der Turmuhrenfabrikation widmen wollte. Noch hatte er die bewegten Julitage von 1870 in Basel miterlebt, als die eidgenössischen Truppen, mit Jubel begrüßt, in Basel einzogen; noch hatte er staunend die Kunde von den Herbst- und Wintersiegen der Deutschen vernommen, die in Basel, dem der Neuenburgerhandel von 1856 und 57 in unangenehmer Erinnerung geblieben war, mit gemischten Gefühlen aufgenommen wurden; er erinnerte sich an den Einzug der Preußen in Burgfelden, wo die Basler in Teuerungszeiten gern etwa das billigere Brot holten; er hörte beim Schlittschuhlaufen auf dem alten Rhein bei der Schusterinsel den Donner der deutschen Kanonen vor Belfort und sah mit Mitleid und Hilfsbereitschaft dem Einmarsch der Bourbakisoldaten in Basel zu. Dann aber trieb es ihn wie die Handwerksburschen und die fahrenden Leute, mit denen ihn sein ganzes Leben hindurch ein Gemütsverhältnis verbunden hat, hinaus in die Welt. Irgendwo im Zürichbiet übermannte ihn wie einen Wandergesellen, den er unterwegs getroffen hatte, der Hunger; aber das Geld war ausgegangen, und so bettelten die zwei, als sie im nächsten Dorf das frische Brot einer Backstube rochen, kurzerhand um ein Stück Brot, das ihnen nebst einem großen Teller Suppe freundlich verabfolgt wurde. Kurz darauf fand Amstein aber Arbeit bei der auch heute noch bekannten Firma Mäder in Andelfingen, wo allerdings nach der Sitte jener Zeiten noch von morgens 6 Uhr oft bis abends 10 Uhr gearbeitet werden mußte; aber der junge Geselle liebte die Arbeit, wie sie ihm auch bis zu den letzten Tagen Bedürfnis und Notwendigkeit geblieben ist. Von Andelfingen zog er darauf ins eben deutsch gewordene Elsaß, nach Straßburg zu Schwilgué frères, wo er unter anderm auch die Zeiger der Turmuhr des St. Johannstors mitverfertigen half; bald

aber trieb's ihn wieder in die Ostschweiz, diesmal nach St. Gallen zu Jakob Hugelshofer, wo er Sonntags oft seine Streifzüge aufs nahe Appenzellerland ausdehnte und auf dem Klavier, das er ohne Unterricht glänzend beherrschte, dem fröhlichen Völkchen dort oben gern zum Tanz aufspielte. In St. Gallen trat dann auch das große Glück in sein Leben: er lernte die frohgemute Tochter des Hauses, Hermine Hugelshofer, ein Mädchen von seltener Vollendung und wunderbarer Harmonie, kennen, und fand auch ihre Liebe.

Inzwischen war Fritz Amstein kurz vor dem Tode seines Vaters wieder nach Basel zurückgekehrt und war im Juli 1875 zur Übernahme des Bades mit seinem Bruder als mehrjährig erklärt worden. Er selber übernahm den mechanischen Teil der Anstalt, und als im Oktober der Vater, erst 57 Jahre alt, dahingeschieden war, kam in vermehrtem Maße das Heimweh nach seiner Braut in St. Gallen über ihn. So ließ er sie denn zu Beginn des Februar 1876 nach Basel kommen und ließ sich mit ihr von dem Pfarrer, der sie in St. Gallen konfirmiert hatte, von dem eben nach Basel ans Münster berufenen Zwingli Wirth, dem Hauptführer der gerade auch in Basel eindringenden kirchlichen Reform, trauen. Die glückliche Ehe, der fünf Kinder entsprossen, drei Knaben und zwei Mädchen, dauerte über 35 Jahre.

Ruhig lag der jung Verheiratete in der Badeanstalt seiner Arbeit ob; das öffentliche Leben schien ihn weiter nicht zu interessieren, nachdem zu seiner Freude die Bundesverfassung von 1874 glücklich unter Dach gebracht war. Nur hie und da trieb es ihm die Feder in die Hand, und er sandte dem kleinen Fortschrittsblatt, dem „Schweizerischen Volksfreund", den eben ein unternehmungslustiger Kaufmann, Hugo Schwabe, übernommen hatte, von Zeit zu Zeit ein originelles Referat über einen Vortrag, den er am Abend irgendwo mit angehört hatte. Ihm selber machte es, wie jedem jungen Menschen, wohl Vergnügen, seine Einsendungen in einer Zeitung gedruckt zu sehen; aber alle weitergehenden

Gedanken blieben ihm fern. So war es ihm auch die größte Überraschung, als er am 10. Mai 1878, am Hebeltage, schwarzberußt in seinem Mechanikerschurz ins Höflein der Badeanstalt herausgerufen wurde und dort Hugo Schwabe traf, der ihn bat, vorläufig jede Woche einige Vormittage auf die Redaktion an der oberen Freienstraße zu kommen und bei der Arbeit helfend Hand anzulegen. Nach kurzer Bedenkzeit sagte Fritz Amstein zu — der Bruder hatte sich einverstanden erklärt —, und so saß er nach wenigen Wochen schon als vollbeschäftigtes Mitglied auf der Redaktion der Zeitung, der er ganze 44 Jahre bis zu seinem Tode seltene Treue halten sollte.

Nur wenige Leser dieser Zeilen sind wohl imstande, sich einen Begriff davon zu machen, welche gewaltige Arbeit und Selbsterziehung diese Umstellung im Beruf von Fritz Amstein forderte. Die Schule hatte ihm nicht zuviel geboten; in der Praxis war seinem Gedächtnis manches für den neuen Beruf Wichtige entschwunden; und die Hauptsache — politische und kirchliche Kämpfe seiner Heimatstadt, hatten ihn, den vor kurzem erst aus der Fremde Heimgekehrten, nicht über das übliche Maß hinaus interessiert. Und nun saß er in der Redaktion der Zeitung, die damals zwar noch nicht mehr als 700 bis 800 Abonnenten zählte, die aber das Sprachrohr der freisinnigen Altbaslerschicht war und nun die seit 1875 stimmberechtigten Niedergelassenen aus der übrigen Schweiz um sich sammeln wollte. Da fing Fritz Amstein beim Kleinsten an, erzählte den Alten und den Neuen in seinem Blatt in seiner eigenartigen, von köstlichem Humor getragenen Weise von den bisher kaum beachteten Dingen dieser Stadt, von einem kleinen Mißgeschick, von einer originellen Gerichtsszene, die er mitangesehen und -angehört hatte, von den Häusern am Nadelberg und begann Erlebnisse der Woche in seinen köstlichen Plaudereien zusammenzufassen; die Schützenfestplaudereien von 1879 sind noch manchem seiner überlebenden Mitbürger unvergeßlich.

Inzwischen aber wuchs er in stetem Kontakt mit den Männern um Klein und Brenner auch in die Politik hinein. Krise und Reaktion zu Ende der 1870er Jahre hatten Basel, das 1875 zum erstenmal eine mehrheitlich freisinnige Regierung und einen ebensolchen Großen Rat erhalten hatte, noch einmal in konservative Hände gebracht, und Regierungsrat Klein, der Hauptführer der Radikalen, war vom Großen Rat, der damals noch Wahlbehörde war, aus der Regierung entfernt worden. Da sammelte sich alles, was freisinnig war, in den verschiedenen Quartieren zum entscheidenden Kampf vom 24. April 1881; der Hauptrufer im Streit aber war der „Volksfreund", dem Fritz Amstein zum erstenmal seine gewandte Feder zu solchem Kampf zur Verfügung gestellt hatte. Der Sieg fiel denn auch den Freisinnigen zu, die zwei Drittel der Sitze für sich eroberten und nun für 25 Jahre die absolute Mehrheit im Großen Rat behielten; unter den Gewählten aber befand sich neben dem fünfundzwanzigjährigen Dr. Ernst Brenner auch der achtundzwanzigjährige Fritz Amstein, der von da an ununterbrochen bis zum 24. April 1920, also genau 39 Jahre, unserer gesetzgebenden Behörde angehören sollte.

Eine kleine Vorübung im Kampfe war für ihn derjenige gewesen, der wenige Monate nach seinem Redaktionsantritt, im Herbst 1878, auf kirchlichem Gebiete ausgefochten worden war. Damals galt es, einen zurücktretenden positiven Pfarrer von St. Peter zu ersetzen, und die Reformrichtung, die im Münsterquartier bereits ihren Zwingli Wirth und im Leonhardsquartier Alfred Altherr durchgesetzt hatte, beanspruchte nun auch einen Sitz im Petersquartier. Mit Leidenschaft wurde dieser Kampf vom „Volksfreund" durchgefochten und von Haus zu Haus die freisinnigen Männer zur Wahl in der Kirche gesammelt: so siegte auch mit einem halben hundert Stimmen Mehrheit der Kandidat der Reformpartei, der Zürcher Pfarrer Paul Böhringer, der als nun allseitig geachteter Professor der Theologie in voller

körperlicher und geistiger Frische immer noch unter uns weilt, und der mit Fritz Amstein bis zu seinen letzten Tagen in ungetrübter Freundschaft verbunden geblieben ist.

So war der junge Redakteur, der eigentlich seinem ganzen Wesen nach dem Streit und dem Kampf abhold gewesen ist, mitten in diesen gewaltigen Kampf von Alt- und Neubürgertum hineingerissen worden und mußte ihn in seiner politischen und kirchlichen Färbung bis zum Ende durchkämpfen. Und da es solchen neuen Schichten jeweilen an der ihr nötigen Zahl begabter Führer zu fehlen pflegt, mußte Fritz Amstein, der seiner ganzen Art nach nie Nein sagen konnte, sich seinen Leuten überall zur Verfügung stellen. So gehörte er während neun Jahren dem Bureau des Großen Rates an, arbeitete im Rat als Mitglied verschiedenster Kommissionen, wie der Prüfungskommission, der Budgetkommission, der Kommissionen betr. Wahlreform, Arbeitslosenfürsorge, Zentralbahnhof, Kirchengesetz und nahm für 1893 auch das Präsidium der Rechnungskommission auf sich. Welche Arbeit sich damit in der Partei und im freisinnigen Quartierverein St. Johann verband, dessen Vorsitz er ebenfalls innehatte, können sich nur Eingeweihte vorstellen. In gleicher Weise diente er den kirchlichen Vereinen und Behörden, dem Kirchenvorstand St. Peter, der Synode, und von 1902 bis 1909 auch der obersten kirchlichen Behörde, dem Kirchenrat. Daneben fand er erst noch Zeit, wichtigen andern Kommissionen sich zu widmen, wie der Aufsichtskommission des Basler Frauenspitals, deren arbeitsreiches Präsidium er während drei Jahren auf seine schon stark beladenen Schultern genommen hat, und dem Schweiz. Presseverein, dessen Vorsitz ihm von den Kollegen während zweier Amtsdauern anvertraut worden ist.

Seine Hauptliebe aber gehörte der Zeitung, die 1888 vom „Volksfreund" zur „Nationalzeitung" umgetauft worden war. Ihr diente er, mit den Verlegern in steter Freundschaft verbunden, nicht als Herr, sondern als erster Angestellter in

uneigennützigster Weise bis zum letzten Hauch. Und gerade da, bei seiner Redaktionstätigkeit zeigte es sich, daß ihm nicht der Kampf die Hauptsache war: er liebte die großen Wahlschlachten nicht, sondern überließ da die Feder lieber andern und freute sich, wenn die normalen Zeiten zurückgekehrt waren. Denn dann konnte er in Ruhe seinen unterhaltenden und in angenehmer Form bildenden Stoff zusammentragen, konnte den großen und kleinen Sorgen der Stadt mit seiner köstlichen, an Einfällen reichen Schreibart nachgehen und konnte vor allem in seinen besten Schöpfungen, in seinen „Plaudereien aus Basel", den Ereignissen der Woche ein Licht geben, das nicht so leicht erlöschen wird. Langsam, aber sicher gewann er so auch die Herzen der Neuzugewanderten für unsere Stadt, zumal auch, wenn er im Basler Dialekt die Erlebnisse der gutmütigen Pechvögel und Dummeriane Dämperli und Gluckst schilderte oder in seinen tiefsten und glänzendsten Arbeiten vom alten Basel, seinen Häusern, seinem Licht und seinen Brunnen erzählte. Das einstige Kampfblättlein hatte er so in ein prächtiges Volksblatt umgewandelt, an dem sich Alte und Neue, Hoch und Niedrig gleich gern erlabten und erbauten.

Ein so wundersamer Erzähler, dessen Humor einem tiefgütigen Herzen entströmte, gehörte nicht nur zum erwachsenen Volk, vor das er auch mit ungezählten Vorträgen trat, sondern gehörte speziell auch zur Kinderwelt. Und so war es kein Zufall, daß neben der Zeitung und der Familie seine Hauptliebe dem Kinderabend St. Peter gehörte. Über 25 Jahre ist er jeden Wintersonntagabend glücklich und selig zu seinen 600 Kindern im Bernoullianum geschritten und hat ihnen in unvergleichlicher Weise erzählt, was ihm an Ernstem und Heiterem die Stunde eingab; ja, als er schon nicht mehr Tag für Tag die Redaktionstätigkeit ausüben konnte, hat er bei den Kindern bis zum letzten Sonntagabend geweilt.

Daß ein solcher Mann auch ein trefflicher Familien-

und Hausvater sein mußte, versteht sich wohl von selber. Nicht nur besserte er mit seinem handwerklichen Können jeden Schaden im Hause mit eigner Hand aus und wendete seine spezielle Sorgfalt den vielen Uhren älteren und neueren Datums zu, sondern er schenkte auch der Familie jede Stunde, da ihn nicht die Pflicht an einen andern Ort wegrief. Freunde und Freundinnen seiner Kinder nahm er dabei wie eigene in seinem wohltuenden Heim an der Friedensgasse auf und ließ sie als Zuhörer teilnehmen an den Erzählungen, mit denen er immer und immer wieder seine eigene Kinderschar beglückte, hieß sie auch willkommen an Ausflügen und Wanderungen, die er, ein köstlicher Reiseführer, mit den Seinen nach allen Himmelsrichtungen hin ausführte. Sein liebstes Wanderziel war ihm dabei, der jeden Winkel der Schweiz kannte und auch viele große und kleine Städte des Auslandes gesehen hat, der Vierwaldstättersee: volle vierzig Jahre hat er dem kleinen Gasthaus in Flüelen, wo er oft an schönen Oster- und Pfingsttagen mit den Seinen geweilt hat, Treue gehalten.

Nur zwei Dinge bedrückten ihn in den letzten Lebensjahren: der zu frühe Tod seiner Frau und ein von Zeit zu Zeit sich meldendes, mehr lästiges als schmerzliches chronisches Altersleiden. Sonst aber galt für ihn das Wort der Apostelgeschichte (VIII, 39), das sein Freund Prof. Böhringer seiner wundervollen Gedächtnisrede in der Peterskirche zugrunde legte: „Er zog aber seine Straße fröhlich.“ Ein tiefgütiger, grundbescheidener Mann von seltener Harmonie, voll Arbeitskraft und Arbeitsfreude, ist mit ihm am Sonntag, den 21. Mai 1922, friedlich ins Jenseits hinübergeschlummert; Basel, sein Basel aber, dem seine Liebe gehörte, und dessen Nöten und Schönheiten er sein ganzes Leben hindurch seine Feder und sein Wort geliehen hat, wird Fritz Amstein nicht vergessen.

Die Lasten der baslerischen Untertanen im 18. Jahrhundert.

Von L. Freivogel.

Das Staatsarchiv zu Liestal besitzt sub littera L. 1. 439 einen Band von Aktenstücken mit der Aufschrift: „Die Lasten der Untertanen.“ Es sind zwei Schreiben der Basler Landkommission an die Landvögte und die darauf eingegangenen Antworten. Obgleich die Angelegenheit weder von der einen noch der andern Seite genügend scharf und eingehend behandelt wurde, enthalten diese Papiere doch ein so wertvolles Material, daß ich sie zur Grundlage für meine Studien über die Untertanenverhältnisse der Landschaft Basel im 18. Jahrhundert gewählt habe.

Die beiden Schreiben datieren aus dem Jahre 1795, also aus einer Zeit, da die Revolution in Frankreich ihren Höhepunkt erreicht hatte. Das Haupt des Königs war gefallen und der Krieg mit dem Ausland schon einige Jahre im Gang. Im Elsaß wurden die Zinsen- und Zehntengefälle zurückbehalten, und große Scharen von Flüchtlingen erschienen an unsern Toren. Zeitungen, Flugschriften, französische Emissäre und die Ereignisse im Jura, in Schaffhausen, im Toggenburg und in der Waadt hielten das Volk in Atem.

Wohl hatte im Jahre 1790 die Regierung die Leibeigenschaft aufgehoben, nicht aber die damit verbundenen finanziellen Verpflichtungen, und die Härte des städtischen

Bürgerregiments und des mittelalterlichen Feudalsystems dauerte fort. So wurden die Bauern empfindlicher, und die Anordnungen der Landvögte wurden oft nur mit Unwillen ausgeführt. Es dürfte deshalb kein Zufall sein, daß gerade die letzten unter ihnen, Hans Franz Hagenbach auf Farnsburg, J. J. Müller auf Waldenburg, Philipp Heinrich Gemuseus auf Homburg und Daniel Schorndorf in Kleinhüningen, als Volksunterdrücker und eigentliche Tyrannen gebrandmarkt wurden, obgleich wahrscheinlich ihr Regiment sich von demjenigen ihrer Vorfahren nicht wesentlich unterschied. Andere, wie J. Christoph Rosenburger auf Münchenstein und Lukas Legrand in Riehen, erkannten früh genug die Zeichen der Zeit und lenkten ein.

Der erste der beiden Briefe vom 10. Juni 1795 enthält folgende vier Fragen:

1. Welches sind gegenwärtig die Lasten und Dienste der Untertanen?
2. Welches sind die Lasten und Freiheiten der alten Herrengüter der Beamtung?
3. Sind die seit 20 Jahren von den Herrengütern neu erworbenen Besitzungen von Lasten frei, oder worin bestehen sie?
4. Genießen auch die früheren Bauerngüter, die seit 20 Jahren von Bürgern der Stadt erworben wurden, die Rechte von Herrengütern?

Der zweite Brief stellt folgende vier Fragen:

1. Wie viele Fastnachtshühner gehen in natura oder in Geld ein?
2. Wie viele werden in natura oder in Geld nach Basel geliefert?
3. Wie hoch werden die Hühner gewöhnlich angerechnet, und worauf gründet sich der Anschlag?
4. Wer ist von der Lieferung der Fastnachtshühner befreit?

Während sämtliche Fragen des zweiten Briefes und die drei letzten des ersten damals aktuelle, aber ziemlich untergeordnete Gegenstände behandelten, beabsichtigte die erste eine tiefere, generelle Lösung. Doch in dieser Form waren keine genügenden Antworten zu erwarten. Darum stellte am 15. Juni 1795 der Landvogt auf Farnsburg, H. Fr. Hagenbach, noch folgende präzisere und detailliertere Fragen:

Welches sind die Dienste, die ihr den Gnädigen Herren oder dem Schloß zu leisten habt? Worin bestehen die Fronen auf die Landstraße oder aufs Schloß? Was habt ihr im Dorf als Gemeinwerk, Gemeinwache oder als Harschiergeld zu tragen? Wer ist dazu verpflichtet oder davon befreit? Werden irgendwelche Dienste bezahlt? Was haben Hintersässen oder Stadtbürger zu leisten? Gibt es Güter, die von Lasten befreit sind, und worin bestehen diese Freiheiten? Genießen die Güter, die seit 20 Jahren den Landleuten abgekauft wurden, diese Freiheiten auch? Wer zahlt die Vogtsgarben, den Futterhaber, die Fastnachtshühner, oder wer hat den Wucherstier zu halten? Wer leistet die Fastnachtshühner in natura oder in Geld oder ist davon befreit?

Dank dieser Fragestellung erhielt der Landvogt aus sämtlichen 28 Dorfschaften seiner Beamtung ziemlich ausführliche Berichte, während diejenigen der übrigen Ämter nur summarisch gehalten sind.

Zwei Beispiele mögen dies illustrieren:

Ormalingen gibt a) aufs Schloß jährlich an Jahressteuer 17 ₰ 10 β und, wenn ein neuer Landvogt aufzieht, doppelt oder noch einmal so viel.

b) Ein jeder Bürger gibt ein Viertel Futterhaber.

c) Die Gemeinde gibt 5 ₰ Tauengeld.

d) Sie hat an Unsere Gnädigen Herren den Bodenzins zu liefern.

e) Sie hat zu Zeiten Lohnhölzer (Kompetenz- oder Gabholz) und Bärenfelserholz (aus einem Walde bei Arisdorf) zu führen.

f) Die Landstraße hat die Gemeinde verdungen; sie kostet 130 ℔.

g) Die Fronungen in das Schloß sind nicht zu taxieren.

h) Das Gemeinwerk im Dorf ist auch nicht zu taxieren.

i) Das Harschiergeld kostet die Gemeinde jährlich 46 ℔.

k) Die Dorfwachten werden von Bürger zu Bürger versehen. Davon sind befreit der Drillmeister, der Amtspfleger (Waldbeamter), der Bannwart und die Dragoner nebst den alten, betagten Männern.

l) Der Hintersäß versieht, was ein Bürger an Gemeinwerk und Wachen. Er ist vom Futterhaber und Fastnachtshuhn befreit, zahlt aber jährlich in das Schloß 2 ℔ 10 β und ebenso viel in die Gemeinde.

m) Die Güter im ganzen Ormalinger Bann zahlen Zins, Zehnten und Steuer.

n) Eine einzige Juchart im ganzen Bann ist von Lasten befreit.

o) Ein jeder Bürger gibt die Vogtsgarbe, ausgenommen die Armen, sogar die Witweiber.

p) Der s. v. (salva venia, mit Verlaub zu melden) Wucherstier geht in der Kehre von Haus zu Haus, wer eine s. v. Kuh vermag.

q) Es sind ungefähr 70 Bürger, die Fastnachtshühner geben. Von altersher sind befreit die Geschworenen (Gemeinderäte), der Amtspfleger, der Bannwart, der Schulmeister, der Hirt, die Hebamme, die Kindbetterinnen und die Armen, alleweil 20.

r) Die Gemeinde Ormalingen hat keinen Bürger von Basel, der in ihrem Bann Land besitzt, außer dem Herrn Pfarrer Friedrich, der ungefähr 10 Jucharten eigen Land hat.

s) Von Abgaben und Dorflasten ist niemand befreit.

t) Die außerhalb sitzenden Bürger, die Güter haben, versehen ihre Sache, wie die andern, oder bezahlen; diejenigen, die keine Güter haben, zahlen 6 Batzen jährlich.

u) Der Herr Pfarrer zahlt die Abgabe von seinem eigenen Land wie ein Bauer.

v) Das Schafweidgeld ins Schloß beträgt 9 Rappen und von 2 Lämmern 9 Rappen.

w) Anno 1795 wurden von 107 Haushaltungen 75 Fastnachtshühner in natura oder in Geld entrichtet; 32 Haushaltungen waren befreit.

Arisdorf. Die Gemeinde leistet a) die Fronungen nach Gebühr aus dem Blomd (Wald bei Bubendorf), an das Wirtshaus an der Brücke zu Baselaugst, aus dem Bärenfelser Holz, auf das Schloß, auf die Landstraße, an das Wasenhaus in Tenniken. Auf die Landstraße trifft es den Bauer wenigstens zweimal und den Tauner (Taglöhner) dreimal;

b) das Gemeinwerk im Dorf für Steg und Weg und zum Schulhaus;

c) das Harschiergeld, jährlich 65 ℔; auch zahlt die Gemeinde an den Fricker Bodenzins Fuhrlohn.

d) Jeder Bürger versieht die Wache; die Tagwachten bestehen aus 2 Mann; jeden trifft es jährlich 10mal, wovon der Vogt und der Drillmeister befreit sind. Die Nachtwache wird von 8 Mann versehen, so daß es jeden jährlich 30mal trifft; denn sie wird nicht verlöhnt. Die Geschworenen beschweren sich, daß sie nicht davon befreit sind.

e) Ein Hintersäß zahlt jährlich 2 *fl* in die Gemeinde und 2 *fl* in das Schloß; außerdem trägt er alle Lasten wie die Bürger.

f) Die Gemeinde zahlt ins Schloß eine jährliche Steuer von 75 ℔, 5 ℔ Tauengeld, nach Basel 6 ℔ Heugeld von den alten Matten, nach Rheinfelden 8 ℔.

g) Ein Bürger zahlt vom eigenen Wein, den er verwirtet, vom Saume 18 Maß Ungeld.

h) Vom Schaf entrichtet man 1 *β* 6 *₰* Schafgeld.

i) Dem löbl. Dreieramt gibt man das Einschlagsgeld, von dem im Gemeindebann kein Land frei ist.

k) Jeder, der Frucht baut, zahlt die Vogtsgarbe.

l) Der Wucherstier wird nach der Kehre gehalten.

m) Jeder entrichtet ein Fastnachtshuhn, außer dem Untervogt, den Geschworenen, dem Bannwart, der Hebamme, den Armen und den Kindbetterinnen. 1795 sind zusammen 98 ℔ in natura oder in Geld bezahlt worden.

n) Im Bann ist ein Herrengut, Clemens genannt (der Pechhof des Professors De la Chenal).

o) Auswärts sitzende Bürger zahlen in den Gemeinde- und Armenseckel 10 β; von ihren eigenen Gütern haben sie bisher nichts geleistet.

p) Der Clemens zahlt die Abgaben wie ein Bauer; es sind keine Matten hinzugekauft worden.

q) Von den Abgaben ist weder Bürger noch Hintersäß frei. —

In andern Berichten werden noch ähnliche Lasten genannt, wie Holzgeld, Stammlöse, Bachhaber, Fischhaber, Erntegarbe, Burgkorn, Pfundzoll, Hochwacht, Landgarbe, Manumission (Freilassungsgebühr), Abzug, über deren rechtliche Natur Regierende und Regierte zum Teil schon im 18. Jahrhundert im unklaren waren. Doch bei aller Mannigfaltigkeit läßt sich eine absolute Vollständigkeit kaum erreichen, abgesehen davon, daß die eigentlichen bürgerlichen Freiheiten und Rechte erst am Ende unserer Periode sich geltend zu machen begannen.

Von einer Einteilung der Lasten in persönliche und dingliche, private und öffentliche, feudale, kommunale, kirchliche und obrigkeitliche glaube ich um so eher absehen zu können, als sie im Laufe der Zeiten eine wesentliche Änderung erfahren haben.

Ich begnüge mich daher, sie in freier Weise in folgender Reihenfolge zu behandeln:

A) Allgemeiner Teil.

Bodenzins, Landgarbe, Zehnten, Wucherstier, Einschlagsgeld, Ehrschatz, Gerichts- und Siegelgelder, Taxen

und Sporteln, Vogts- und Weibelgarbe, Tauengeld, Futterhaber, Burgkorn, Jahressteuer, Ehesteuer, Gütersteuer, Fastnachtshuhn, Korn- und Erntegarbe, Holzhuhn, Stuppel- oder Stoppelhuhn, Weidschaf, Weidgitze, Stammlöse, Zeigerlohn, Holzgeld, Bachhaber, Fischhaber, Wasserhuhn, die Bannrechte, das Wein-, Metzger- und Mehlungeld —, Ungenossame, Abzug, Fron, Gemeinwerk, Wacht, Harschiergeld, polizeiliche und richterliche, Armen-, Gemeindeverhältnisse, Hintersässengeld, Vorrechte der Herrengüter — Militär, Zoll- und Weggeld, Jagd, Salz —, Ablösung der Feudallasten.

B) Besitz und Verwaltung der Gefälle.

C) Landwirtschaft, Gewerbe und Handel.

A. Allgemeiner Teil.

Entwicklung der Untertanenverhältnisse.

Über die Germanen schrieb ums Jahr 100 n. Chr. Tacitus im 26. Kapitel seiner Germania folgendes:

„Die Germanen nehmen die Äcker nach der Zahl der Anbauer gemeinschaftlich in Besitz und teilen sie mit Rücksicht auf die Stellung der Teilnehmer. Die Größe der Felder erleichtert solche Teilung. Sie wechseln jährlich die Saatfelder, und dazu ist Land genug vorhanden. Sie suchen nicht durch fleißige Arbeit den ausgedehnten Boden ertragreich zu machen, um Obstpflanzungen anzulegen, Wiesen abzugrenzen und Gärten zu bewässern. Nur das Getreide fordert man von der Erde."

Krieg und Jagd waren ihre Beschäftigung. Privatgrundbesitz existierte nicht. Das jedem jährlich zugewiesene Ackerland besorgten die Frauen.

In diesen Zuständen liegen die Keime der späteren Entwicklung, der Besiedlungs- und Untertanenverhältnisse, die wir im einzelnen nicht verfolgen können. Tatsache ist, daß schon im 5. Jahrhundert im Gebiete der spätern Landschaft Basel im wesentlichen diejenigen Ortschaften entstan-

den waren, die heute noch existieren. Aus der Grafschaft bildeten sich Gemarkungen und Bänne mit ihrem Gemein- und Sondergut, der Allmend mit Wald und Weide und dem Acker-, Matt- und Pflanzland.

Diese Organisation begünstigte auch in ursprünglich freien Gemeinden die Bildung von Ständen und Bevorrechtigten, die über ihre Mitbürger Herrschaftsrechte auszuüben und größeren Landbesitz zu erwerben suchten.

Dies gelang besonders den Kirchen und Klöstern, namentlich seitdem Kaiser Heinrich III. 1041 dem Bischof den Sisgau geschenkt hatte.

1103 besaß das Kloster St. Alban in Basel schon Güter in Binningen, Oberwil, Pratteln, Gelterkinden, Thürnen, Hölstein, die später durch andere vermehrt wurden. 1226 bestätigte Bischof Heinrich dem Kloster Schönthal seine zahlreichen Besitzungen in Bennwil, Titterten, Reigoldswil, Bretzwil, Ziefen, Hochwald, Büren, Arboldswil, Onolswil, Lampenberg, Hölstein, Diegten, Eptingen, Läufelfingen, Wisen, Lostorf, Stüßlingen, Gösgen, Wangen, Balsthal, Holderbank, Langenbruck, Isenthal, Itingen, Sissach, Liestal, Hersberg, Pratteln, Muttenz und vielen andern Ortschaften. Es waren z. T. Güter, die man zum Seelenheil dem Kloster übergeben und gegen einen Zins oder Dienst zur Nutznießung für sich und die Nachkommen wieder empfangen hatte. Unter diesen Formen des Lehenrechts vollzog sich jede Rechts- oder Güterübertragung von der hohen Herrlichkeit bis zum einfachen Zinsgut.

So entstanden die Grundherrschaften, an Rechten und Umfang höchst verschiedenartige staatsähnliche Gebilde, die einen Bezirk, ein Tal oder eine Ortschaft umfassen, aber auch aus Teilen mehrerer Bänne bestehen konnten und durch Erbe, Teilung, Kauf, Verkauf und Verpfändung beständigen Veränderungen unterworfen waren. Ihnen möchte ich eine kurze Besprechung widmen[1].

Größere Grundherrschaften waren die Ämter Farnsburg, Homburg, Waldenburg, Münchenstein-Muttenz, kleinere Sissach-Itingen, Pratteln, Hölstein, Bubendorf.

Im Jahre 1376 zerfiel Farnsburg, durchaus nicht identisch mit dem späteren Amt, in einen birs- und leimentalischen, einen farnsburgisch-fricktalischen und einen buchsgauischen Teil. Zur eigentlichen Herrschaft Farnsburg gehörten damals Anwil zur Hälfte, Wenslingen, Kilchberg, Ostergau, Rünenberg, Scheidegg, Tecknau, Diepflingen, Gelterkinden, Ormalingen, Hemmiken, Buus, Maisprach, Wintersingen, Rickenbach, ein kleines Achtel des Bannes von Arisdorf, Zinsen in Anwil und Thürnen, im Fricktal die Bänne von Frick und Herznach und Zinsen in Oberfrick, Wittnau, Eiken, Obermumpf, Zeiningen, Grünlikon (verschwunden), Öschgen, Gipf, Altthierstein, Hellikon.

Von diesem Besitz gingen in der Landschaft Basel bis 1461 (Übergang an die Stadt) Kilchberg, Gelterkinden und Arisdorf verloren. Das neue Amt wurde aus allen denjenigen Ortschaften gebildet, die noch nicht von der Landgrafschaft losgelöst waren, so daß zum alten Bestand die drei genannten Dörfer Hersberg, Nußhof, Basel-Olsberg, Rothenfluh, Sissach mit seinen Nebengemeinden und das Diegtertal hinzukamen.

Die alte thiersteinisch-farnsburgisch-falkensteinische Herrschaft gruppierte sich um den Farnsberg herum und zog sich über die Buuser Höhe zur Schafmatt und zum Wisenberg, wo das Homburger, Froburger und Farnsburger Gebiet zusammenstießen. Hinter Gelterkinden erhoben sich zu beiden Seiten des Eitals die Burgen Scheidegg und Ödenburg, die Sitze zweier homburgischen Dienstmannengeschlechter, von denen die beiden Plateaus beherrscht wurden. Scheidegg behielt noch lange seinen Bann, wie der Bischofsstein und die Schauenburg. Der Ostergau, wohl ursprünglich ein

sisgauisch-homburgischer Teilgau, umfaßte mit seinen 124 Jucharten Kulturlands das zu diesem Schloß gehörende Fronhofgelände. Auf der andern Seite des Tals lagen der Hochwald Großholz und 700 Jucharten eigenen zinsbaren Geländes im Banne Wenslingen.

Eine geschlossene Herrschaft war die farnsburgische nicht, da eine Menge anderer Herren, besonders Kirchen und Klöster, sich hier Besitz und Herrschaftsrechte erwarben:

die Komturei Beuggen in Gelterkinden, Buus, Maisprach, Ormalingen, Hemmiken;

St. Johann in Rheinfelden in Maisprach, Wintersingen, Rickenbach, Tecknau, Ormalingen, Kilchberg, Zeglingen, Oltingen;

das Kloster Säckingen in Rickenbach und Hemmiken;

das Kloster Olsberg in Maisprach und Gelterkinden;

das Stift Schönenwerd in Zeglingen;

die Dompropstei Basel in Wintersingen, Gelterkinden, Rickenbach, Ormalingen, Rünenberg, Zeglingen;

das Schloß Gösgen in Oltingen

und die einheimischen Gotteshäuser.

Baselaugst verblieb wegen des Zolls bei Farnsburg.

Die Stadt Basel kaufte sich 1532 das Dorf Arisdorf von Adalberg von Bärenfels mit den großen Gefällen von 504 J., die fortan der Stadtschreiber in Liestal verwaltete. Andere Zinsen gehörten der Dompropstei, dem Deputatenamt, dem Kloster Olsberg und der Familie Löwenburg.

In Rothenfluh bestand seit dem 12. Jahrhundert ein Meierhof der Dompropstei Basel, der zwar von Graf Otto von Thierstein erworben, aber wieder veräußert wurde. Als Basel 1526 in den Besitz der thiersteinischen Lehen kam, übergab es Zwing und Bann dieses Dorfes mit allen Hofrechten dem Hause Münchenstein-Löwenburg, das sie bis 1759 innehatte, worauf die Gefälle dem Deputatenamt zur Verwaltung überwiesen wurden.

Die sisgauische Ostgrenze, welche im Jahre 1367 endgültig normiert wurde, folgte nicht immer den Herrschafts- und Banngrenzen, so daß Anwil und Teile der Bänne Oltingen, Rothenfluh, Buus, Wintersingen und Giebenach im Fricktale lagen. In der Folge regelten der Vertrag von 1534 die baslerischen und österreichischen Rechte und die Verträge von 1528 und 1684 die solothurnischen und baslerischen. Eine richtige, Kantone und Dorfbänne gleichmäßig berücksichtigende Grenze schuf erst der Staatsvertrag zwischen Aargau und Baselland vom Jahre 1893.

In den Höfen Hersberg, Nußhof und Basel-Olsberg hatte die Stadt Basel seit 1595 die hoheitlichen Rechte mit allen Gerichten und Wildbännen, das Kloster Olsberg aber einen sehr beträchtlichen Landbesitz [2].

Größere, zum Teil geschlossene, öfters wechselnde und ineinander übergehende Grundherrschaften schufen die verschiedenen Zweige der eptingischen Familie, eines bischöflichen Dienstmannengeschlechts.

In Eptingen-Oberdiegten gebot das Haus Wildeptingen (Witwald) ziemlich allein; denn am 13. März 1487 kaufte die Stadt Basel von ihnen „Veste, Burgstall, Gesäße und die Dörfer Wildeptingen und Oberdiegten mit Zwing und Bann, dem Kirchensatz, Wildbännen und Fischenzen, mit Hochwald, Galgen, hoher Gerichtsbarkeit und aller Zubehörde".

Nicht eptingisch war die Herrschaft Schloß-Diegten-Tenniken, die zuerst den froburgischen Edeln von Diegten, dann denen von Isenthal und von Eschenz gehörte und 1483 ohne die hohe Herrlichkeit an die Stadt Basel überging. Die sogenannten Eschenz- oder Hertensteinischen Gefälle konnte sie erst 1520 von Anna von Hallwil, der Gattin des Luzerner Schultheißen Jakob Hertenstein, erwerben. Im 18. Jahrhundert bezog der Untervogt von Diegten in Eptingen den Zins von 900 J., in Diegten denjenigen von 640 J. (von denen 230 von der eptingischen, 240 von der

eschenzischen und 170 von der farnsburgischen Herrschaft herrührten) und von 240 J. in Tenniken. Größere Güter besaß in Diegten auch das Kloster Olsberg.

Auch in Bennwil, Oberdorf, Niederdorf, Lampenberg, Hölstein wurden noch im 18. Jahrhundert Eschenzzinsen gezahlt.

Am 24. April 1406 erkaufte sich Heinzmann von Eptingen-Madeln von Werner von Frick als Lehen des Hans von Habsburg-Laufenburg: 1) das Dorf Zunzgen mit Zwing und Bann, Wunn und Weide, Holz und Feld, Bußen und Besserungen, 116 Menschen und über 100 Sack Zinsen, 2) die Burg Althomburg im Fricktal mit 27 Menschen und vielen Zinsen.

Der Verkauf an Basel mit dem dritten Teil von Althomburg und dem Dorfe Ifenthal erfolgte am 27. März 1464, als dieselbe schon im Besitze der landgräflichen Rechte war. Noch im 18. Jahrhundert war der Untervogt Verwalter der beträchtlichen Gefälle, die nicht nur aus der Dorfschaft, sondern von Itingen, Tenniken, Eptingen, Bennwil und Ifenthal eingingen, verfügte doch die Stadt hier über 950 J. eigenen Geländes. Am meisten andere Güter besaß das Kloster Olsberg mit ungefähr 70 J.

Daran reihte sich die Herrschaft Sissach-Itingen, die den sogenannten Kirchherren von Sissach aus dem eptingischen Geschlechte zustand. Sie waren Herren der Hofgüter, doch nicht des völligen Zehntens und nur eines Teils des Gemeindelandes. Allein sie eigneten sich den kleinen Zehnten an, ohne zugleich die Verpflichtung, Stier und Eber zu unterhalten, zu übernehmen, und hieben einen Wald nieder, der von jeher als Bannholz der Gemeinde gegolten hatte. Doch für diese trat die Stadt Basel ein, die im Jahre 1411 die Burg Gutenfels mit Itkon bei Itingen und Leute in Sissach selbst erworben hatte. So erfolgte 1435 vor dem bischöflichen Offizial eine Kundschaft über die Sissacher Allmend und 1438 ein Rechts-

spruch, die uns über die Dorfverhältnisse wertvolle Aufschlüsse erteilen.

Die Allmend Sissach, der den beiden Ortschaften Sissach und Itingen gemeinsame Weidbezirk, begann bei Itingen und zog sich anfänglich am Südufer, dann zu beiden Seiten der Ergolz bis zum Sissacherbach, hierauf nach Himmelrain, Tannenried und Bernhalden. Von den Waldungen blieben diejenigen um den Bischofstein, Kienberg und die Wildenfluh herrschaftliche Bannhölzer, während der Burgerrain und Tannenrain der Gemeinde überwiesen wurden. Von den Dorfvierern oder Einigsmeistern bezeichnete jede Partei zwei, und diese, nicht die Gerichtsleute, ordneten und beaufsichtigten mit dem Bannwart das Flurwesen. Die Einigsstrafen teilten Kirchherr und Dorfgemeinde zu ⅔ oder ⅓, je nach dem Ort, wo das Delikt begangen worden war. Bußen über 3 Schillinge gehörten dem Herrn. Die Netzmatte im Itinger und Sissacher Bann, die früher dem Gotteshaus Sissach zinste, behielt mit allen Speichern und Häusern Hans Heinrich von Eptingen, während die gesamte übrige Allmend innerhalb ihrer Grenzen als Gemeindeeigentum angesehen wurde.

Am 15. Januar 1465 verkaufte Götz Heinrich von Eptingen mit Willen des Lehensherrn, Sigmund von Österreich, und seiner Gemeinder Hermann, Thüring, Bernhard, Ludwig und Peter von Eptingen das Dorf an die Stadt Basel.

Offenbar waren die schönen Tage des eptingischen Hauses gezählt nicht nur hier, sondern auch in den benachbarten Ortschaften. Am 21. Februar 1467 veräußerte auch Hans Münch-Gachnang, der Gatte der Verena von Eptingen, das Dorf Itingen, wo er schon 1456 begütert war, mit ihrer Einwilligung an die Stadt Basel.

Bestandteile desselben Herrschaftskomplexes waren auch der B i s c h o f s t e i n und das D o r f B ö c k t e n. Jenes war 1356 zerfallen, bestand aber als eptingisches Lehen fort und besaß noch einen besondern Bann innerhalb der Mar-

ken von Sissach, Böckten, Rickenbach, Wintersingen und Itkon (Itingen). Dazu gehörten der Kienberg mit der Hochfläche beim Burgstall, das Holz unter Wildenfluh und an der Isenhalde, das Isental mit seinen 40 J. Ackerland, welche die Landgarbe gaben. Mit dem Lehen verbunden war 1464 das Dorf Böckten, wo jedes Haus eine Erntegarbe und ein Fastnachtshuhn entrichtete. Das Dorf veräußerte am 2. Mai 1467 Werner Truchseß von Rheinfelden mit Zwing und Bann und allen Rechten an die Stadt Basel, während der Bischofstein erst 1560 mit den offenburgischen Zinsen an sie übergingen.

Im 18. Jahrhundert bezog der Untervogt von Sissach die Gefälle von Sissach, Itingen und Böckten, die Erträge von über 1200 J. Es wurden aber auch Sissacher Zinsen direkt ins Kornhaus Liestal und Böckter Zinsen nach Farnsburg bezahlt. Jene hingen mit dem Bischofstein und Schauenburg, diese mit dem Zielempenhaus beim Schloß Farnsburg zusammen [3].

Die Burg Gutenfels, hinter Wildenstein, die 1356 zerfallen war, gehörte im 14. Jahrhundert einem Zweig der eptingischen Familie, kam dann in ramsteinischen Besitz, wurde 1392 von den eptingischen Brüdern Hans Günther und Ulrich Günther gekauft und 1411 mit Itkon bei Itingen an die Stadt Basel abgetreten.

Am 27. März 1373 erschienen vor einem Schiedsgericht die Vettern Hemmann von Wildenstein und Günther von Eptingen mit dem Basler Bürger Hartmann Roth wegen der Leute und Güter in Hölstein und erhielten den Bescheid, daß dieselben den Eptingern gehörten und Hartmann Roth keinen Teil daran habe. Wenn dieser mit dem Urteil nicht zufrieden sei, möge er nach Peterlingen reiten und sich vom dortigen Prior das Lehenbuch vorlegen lassen.

Es handelte sich um den alten St.-Albanhof, der noch 1196 vom Papste dem baslerischen Gotteshause bestätigt worden war. Im 15. Jahrhundert führten Günthers Söhne

den Streit weiter, zuerst um den Lehensbesitz (1411), dann mit der Stadt Basel um die hohe Herrlichkeit (1422), die sie nicht erlangen konnten. Doch außer dieser besaß Hans Heinrich, der letzte dortige Eptinger, alle Herrschaftsrechte, Tagwan (Fronen), Fastnachtshühner und Tavernen. Nach seinem Tode (ca. 1441) erhielten das Lehen Arnold von Rotperg und Henmann von Offenburg, die es der Stadt veräußerten. — Die Gefälle der 225 J. des Wildensteingutes bezog später das Kornhaus Liestal. Außerdem gab es hier noch Eschenz-, Dompropstei-, schöntalische und verschiedene andere Kirchengüter.

Außer in Wildenstein und in dem Freihof Liestal treffen wir die Eptinger noch in Pratteln, wo sie wenigstens zeitweise den Dorfbann beherrschten. Sie besaßen auch etwa 700 J. zinsbaren Geländes, neben denen andere von geringer Bedeutung waren. Der Verkauf an die Stadt Basel erfolgte im Jahre 1525, zugleich mit Frenkendorf. In Muttenz besaßen sie im 13. Jahrhundert das hintere Schloß Wartenberg [4].

Das Amt Waldenburg bestand 1687 aus den vier Gerichtsbezirken Waldenburg, Reigoldswil, Bretzwil und Bubendorf, von denen jedes mehr oder weniger seine eigene Geschichte hatte.

Eigentlich froburgisch-waldenburgischer Besitz war nur der Bezirk Waldenburg, wo auch das Kloster Schönthal am meisten begütert war, aber außer in Hölstein sich keine fremden Grundherrschaften bilden konnten.

Bretzwil, 1518 als ramsteinische Herrschaft erworben, wurde erst 1673 mit Waldenburg vereinigt. Bestandteile derselben waren Güter in Reigoldswil, Lauwil, Waldenburg, Niederdorf, Titterten, Arboldswil, Ziefen.

In Reigoldswil herrschten im 12. Jahrhundert die Edeln von Reifenstein und dann diejenigen von Reigoldswil.

Vom Dinghof Bubendorf soll weiter unten gesprochen werden.

Doch keinem fremden Grundherrn im ganzen Amt war es gelungen, die hohe Herrlichkeit zu erwerben, die von dem steinernen Brücklein bei Liestal bis zur Wasserfalle bei Reigoldswil oder bis zum Musbache hinter Langenbruck zum Stein zu Waldenburg gehörte [5].

Eine eigenartige Herrschaft mit alten Rechtsgebräuchen war das Homburger Amt, das nach einer Kundschaft von 1453 im Osten vom Farnsburger Amte durch eine vom Wisenberge sich nach Ostergaueck, der Eselsfluh und Eichhalde sich hinziehende Grenzlinie geschieden war. Weniger bestimmt war die Südgrenze gegen Solothurn, da zwischen Läufelfingen und Hauenstein eine beiden Dorfschaften gemeinsame Einig bestand, unter vier Läufelfinger Einigsmeistern, wo das Weid- und Beholzungsrecht nach alter Väter Sitte zugleich von baslerischen und solothurnerischen Untertanen ausgeübt wurde. Zoll und Geleite war mit dem Dorf Diepflingen bei Farnsburg geblieben. Fremde Grundherrschaften konnten sich keine bilden; außer den einheimischen Kirchen besaß nur das Schloß Gösgen im Läufelfinger Bann ein kleines Zinsgut [6].

Im Amte Liestal lassen sich vier ineinandergreifende Grundherrschaften unterscheiden, die ich nach den spätern Zinsen die offenburgische, quartfüllinsdorfische, wildensteinische und olsbergische nennen möchte.

Den Offenburgern gelang es, nach dem Aussterben der Schauenburger einen unabhängigen Bann Schauenburg zu schaffen, der später den Bännen Pratteln, Frenkendorf und Liestal zufiel, während die ansehnlichen Güter in Seltisberg, Lupsingen und Nuglar 1560 in den Besitz der Stadt Basel übergingen.

Das Quartgut Füllinsdorf, d. h. die mit dem Quartzehnten zu Füllinsdorf vereinigten Bänne zu Munzach, Frenkendorf und Füllinsdorf und die Zinsen von Liestal und Büren wurde 1439 an die Stadt Basel verpfändet. In Frenkendorf befanden sich noch größere eptin-

gische Güter, die 1525 als kleine Herrschaft mit Pratteln an Basel abgetreten wurde.

In Lausen waren 200 J. des Schloßgutes Wildenstein, die in den Jahren 1500 und 1510 Eigentum der Stadt Basel wurden.

In Giebenach gehörten im 18. Jahrhundert dem Kloster Olsberg über 200 J. zinsbaren Landes. Die staatliche Hoheit aber übte der Untervogt aus, der dem Gerichte zu Frenkendorf und dem Schultheißen zu Liestal verpflichtet war. Auch hatten die Giebenacher bis 1798 fronweise die Pflastersteine des Städtchens Liestal zu liefern.

Ganz verschiedenartige Gebiete vereinigte die jüngste linksrheinische Vogtei Münchenstein: die Herrschaft Münchenstein-Muttenz, das eptingische Pratteln, die im ursprünglichen Großbaselbann gelegenen Binningen und Bottmingen und den Dompropsteihof Biel-Benken.

Rechts vom Rhein entstanden 1522 die Vogtei Riehen-Bettingen und 1640 Kleinhüningen, die sich wiederum eigenartig entwickelt haben [7].

Wohl das wichtigste Recht der Grundherren waren

Die Bodenzinsen.

Sie sind schon in der Germania des Tacitus (Kp. 5), allerdings mehr in der Form von Geschenken, bezeugt. Von da an bis zum 13. Jahrhundert, in welchem unsere Quellen, Urkunden und Weistümer oder Dinghofrötel etwas häufiger werden, vollzog sich eine Abhängigkeit, die nach Form und Inhalt höchst verschieden war. Doch ob dieselbe gewaltsam oder freiwillig durch Empfang oder Übertragung eines Gutes an einen zeitlichen oder weltlichen Herrn erfolgte, änderte an der Stellung des Belehnten nicht viel. Leibeigenschaft oder Hörigkeit waren nur Abstufungen einer Dienstbarkeit, bei der die Abgabe so sehr zur Hauptsache wurde, daß nicht mehr von Güter-, sondern von Zinsverkauf die Rede war, wie dies Hunderte von Urkunden beweisen. Immerhin war

zur Feststellung des Schuldners stets eine genaue Beschreibung des Guts notwendig. Als z. B. im Jahr 1754 das baslerische Direktorium der Schaffneien seine Dossenbacher Erbzinsen urkundlich nicht nachweisen konnte, verfügte das Oberamtsgericht Röteln in Lörrach, daß bis zur Auffindung der Zinsgüter die Gemeinde von jeder Zinslieferung befreit sei.

Wie ein juridisches Gutachten aus dem Jahre 1745 ausführt, gab es außer dem einfachen, auf kürzere Frist abgeschlossenen Pachtvertrag drei verschiedene Formen der Güterübertragung, das Ritterlehen (feudum hereditarium), das Erblehen (contractus emphyteuticus) und das Zinsgut (contractus censualis).

Wie das Ritterlehen galt das Erblehen als eine Übertragung nicht des vollen Eigentums, der Eigenschaft, sondern der Nutznießung an den Belehnten und seine Nachkommen. Verliehen wurden Grundstücke, Gefälle, Steuern, Zehnten, Leibeigene und allerlei Rechte. Wurde der Erbzins, der canon annuus, der gewöhnlich sehr gering war, einige Jahre nicht bezahlt oder starb das Geschlecht des Belehnten aus, so fiel das Gut an den eigentlichen Besitzer zurück, ohne dessen Wissen und Willen keine wesentliche Änderung vorgenommen werden durfte.

Als 1745 nach dem Tode des Gernlerischen Lehensinhabers der Konkurs erklärt wurde, gestattete das Gericht weder den Rückzug des Gutes noch dessen Versteigerung zugunsten der Fallimentsmasse, weil es nicht hypothekiert worden sei, wies aber den Kreditoren die Nutznießung bei Lebzeiten des Erben zu. — Im Gegensatz dazu bestimmte 1757 der 88. Artikel der Landesordnung, daß ein Erbzinsmann von seinem Erblehen könne gestoßen werden, wenn er drei Jahreszinsen zusammenkommen lasse.

Das gewöhnliche Zinsgut ging nach dem 89. Artikel der Landesordnung in den völligen Besitz des Belehnten über, so daß säumigen Zinsern nur durch Betreibung

beizukommen war. Die natürliche Folge war, daß seit dem 17. Jahrhundert eine immer sich mehrende Güterzersplitterung eintrat, gegen welche die Gesetzgebung fast ohne Erfolg ankämpfte. Erblehen waren dagegen bedeutende Besitzungen, Mühlen, Gewerbe und Kirchengüter, trotzdem hie und da auch diese freies Eigentum wurden, wie z. B. 1738 die Deputatenlehen in Homburgertal[8].

Die wichtigsten Quellen für die Bodenzinsen sind die Urbarien oder Bereine, die ganze Schäfte unserer Archive füllen. Mögen sie bei dem ersten Anblick noch so dürftig und trocken erscheinen, dem Forscher bieten sie eine Fülle von Belehrung, nicht nur über die Besitzverhältnisse, sondern über das ganze spätmittelalterliche Wirtschaftsleben.

Urbor oder Urbar bedeutete nach Lexer (Mittelhochdeutsches Wörterbuch) ein zinstragendes Grundstück, ein Zinsgut, den Zins von einem solchen, eine Rente, überhaupt die Einkünfte. Ein Urbarbuch war ein Verzeichnis von Zinsgütern, Abgaben und Gefällen. Später wurden die Zusammenstellungen von Gefällen Korpora, die Beschreibungen der Zinsgüter Bereine genannt. Wurden mehrere Bereine in einem Bande vereinigt, so entstand das Bereinbuch. Das schönste und größte des Basler Archives ist das über die Ämter der Stadt Basel, welches im Jahre 1534 der Stadtschreiber Kaspar Schaller von Straßburg anfertigte. Neben dem Berein bestanden Zinsbücher und Heischrötel, in welchen alle Handänderungen und Einzugsanstände notiert werden mußten. Daß dies aber nicht immer in richtiger Weise von Ober- und Unterbeamten ausgeführt wurde, beweisen die zahlreichen Mahnungen und Instruktionen, die sich in Mandaten und Missiven vorfinden.

Ein Berein zerfiel je nach dessen Größe in eine gewisse Anzahl von Trägereien, die wiederum in Posten oder Item, vom lateinischen item (ebenso), eingeteilt waren. Das Schönauerberein in Muttenz bestand aus vier und das dortige Schloßberein aus 72 Trägereien. Man

darf wohl in diesen Trägereien die mittelalterlichen **Huben** (mansus) erkennen, welche Haus und Hofstätte, das in den drei Zelgen gelegene Ackerland, die zur Winterfütterung nötigen Matten und einen Anteil an der Gemeindeweide und am Wald umfaßte. Wirklich treffen wir in einer vollständigen Trägerei naturgemäß den vollständigen Privatbesitz an Haus und Hofstätte, Äckern und Matten vereinigt. Dies war z. B. bei den drei ersten Trägereien des Schönauer und den meisten des Gelterkinder Gotteshausbereins der Fall, während im Muttenzer Schloßberein sich bloße Häuser-, Matten-, Reben- und Weinträgereien finden, die nur als Bruchstücke einer Hube anzusehen sind. Wegen der Zersplitterung der Güter verschwand daher mit der Zeit der Name Hube, und dafür wurde Schupose oder Tschupus und Trägerei verwendet. Die Erklärung hiefür gibt Artikel 93 der Landesordnung, daß wegen des Zerteilens, Verkaufens und Vertauschens der Erb-, Lehen- und Zinsgüter der Höchste in jedem Tschupus Träger sein und den Zins einziehen solle.

Im Schönauerberein hatte ursprünglich die erste Trägerei 27 Item Äcker, 15 Item Matten, 1 Haus- und Hofstätten-Item = 43 Item; die zweite Trägerei 2 Item Äcker, 6 Matten- und 1 Haus- und Hofstätten-Item = 9 Item; die dritte Trägerei 6 Item Äcker, 4 Matten-, 1 Haus- und Hofstätten-Item = 11 Item und die vierte Trägerei 8 Item Äcker, 9 Item Matten, Beunden (Pflanzland) und Reben = 17 Item. Sehr früh begann man aus praktischen Gründen die Item fortlaufend zu numerieren (Schönauer 81), oder es wurden kleine Trägereien zu größern vereinigt, so daß z. B. das Gotteshausberein Gelterkinden im Jahre 1691 31, 1702 aber nur noch 15 Trägereien aufwies. Noch weiter ging die neueste Vereinigung des Wettingerbereins Riehen, indem nach Aufhebung der alten Trägereien die 395 Item nach Hofstätten und Gärten, Matten, Äckern, Beunden, Reben und Wald geordnet wurden.

Von den mir zu Gebote stehenden Bereinen wähle ich für die Besprechung als typische Beispiele das Schönauerberein zu Muttenz, das Wettingerberein in Riehen und das Gotteshausberein in Gelterkinden aus.

Das Schönauerberein ist als ein Bestandteil des alten Homburgischen Hofgutes in Muttenz anzusehen, dessen Geschichte im Artikel „Wartenberg" der „Burgen des Sisgau's" skizziert ist. Montag vor Simonis und Judae (27. Oktober) 1421 verkaufte nämlich Hans zur Sunnen, genannt Fürnow, vor Rudin Sydenmann, Vogt und Richter in Muttenz, dem Wernlin Motten von Buttken 14 Viernzel Korngeld (Kornzins), ⅔ Dinkel und ⅓ Haber, anderthalb Viernzel Roggengeld (Roggenzins), 16 Hühner und 210 Eier von guten Gütern im Banne Muttenz für 196 rheinische Gulden. Dieses Gut veräußerten am 20. Juni 1578 vor dem Schultheißen Hans Schwarz von Basel Max Haller, Herrendiener, mit Frau Jakobaea Heidelin und Barbara Haller, Witwe des Flachmalers Hans Hug Kluber mit fünf Kindern um 660 ℔ Basler Währung an Hans Rudolf Obermeyer, Bürger zu Basel. In den Besitz der Schönauerischen Familie gelangte es durch die Heirat der Anna Obermeyer mit Theobald Schönauer, bischöflichem Hofschaffner. Allein am 20. Januar 1650 war dieser genötigt, gegen Verpfändung der genannten Bodenzinsen und vier Mähdertauen Matten im Banne Riehen der Universität Basel einen jährlichen Zins von 40 Gulden zu 15 Batzen (50 ℔ = 5 %) für 800 Gulden (1000 ℔) zu verkaufen, d. h. diese Kapitalsumme aufzunehmen. Am 21. Juni 1650 gab die Universität die vier Matten in Riehen frei, da die anderwärtige Versicherung genügte.

Nachdem das Gut 1596 und 1650 renoviert worden war, verordnete im Jahr 1683 auf Befehl von Bürgermeister und Rat der Stadt Basel infolge eines gebührenden Ansuchens sämtlicher Zins- und Eigentumsherren im Banne Muttenz der Obervogt auf Münchenstein, Sebastian Socin,

eine allgemeine Vereinigung. So erschien die Schönauerische Witwe mit ihren Kindern in Anwesenheit des Obervogts vor dem Untervogt Heinrich Brüderlin, den Geschworenen (Gemeinderäten) Friedlin Meier, Claus Dietrich, Claus Seyler, Michael Mösmer, Gast Düring, Michael Schorr und dem Gescheid (Flurgericht) und erhielt am 1. August des genannten Jahres die besiegelte, erneuerte Vereinsurkunde. Solche Totalrevisionen, die in einem Jahrhundert höchstens dreimal vorgenommen wurden, nahmen die ganze Bevölkerung in Anspruch, da jedes Grundstück wieder genau bestimmt und sämtliche Zinsleute und Nachbarn abgehört werden mußten. Daß dabei die Beamten nicht zu kurz kamen, beweist folgende, im Sammelbande P 52 der Vaterländischen Bibliothek sich vorfindende Rechnung.

	℔	β	₰
Der Obrigkeit für das Siegel . . .	4 ℔	10 β	— ₰
Dem Schreiber für 50 Item à 5 β . .	12 „	10 „	— „
Für den Eingang und Ausgang der Urkunde	4 „	10 „	— „
Für 4 Bogen Pergament à 4 Batzen .	1 „	6 „	8 „
Für die Kapsel und seidene Schnur .	— „	6 „	4 „
Für das Binden	— „	5 „	— „
Den 7 Vereinspersonen nebst dem Bannwart-Taglohn, 3 Tage à 6 Batzen des Tages	12 „	— „	— „
Ein Tag beim Augenschein und ein Tag bei der Publikation den 8 Männern 6 Batzen des Tags	8 „	— „	— „
Dem Wirt für Speise und Trank an 5 Tagen den 8 Männern und dem Schreiber à 9 Batzen	33 „	15 „	— „
Summa	77 ℔	3 β	— ₰

Außerdem durften die Zinsherren nicht vergessen, den Landvogt oder dessen Eheliebste und die Unterbeamten mit einem Geschenk zu erfreuen, da auf deren Gunst so viel

ankam. Nach der Bereinigung des Bürer Bereins erhielt am 2. Februar 1751 der Schultheiß in Liestal den Auftrag, dem Landvogt in Dornach einen neuen Louisdor oder den Wert in Zucker und Kaffee zu verabreichen.

Bedeutend billiger waren im Jahre 1737 die Bereinigungskosten des Johanniterbereins in Riehen für 27 Item.

	℔	β	₰
Ein Ausgang	2 ℔	10 β	— ₰
Pro 27 Item	8 „	8 „	10 „
„ 5 Bogen Pergament	1 „	13 „	4 „
Schnur und Kapsel	1 „	10 „	— „
Binderlohn	— „	12 „	6 „
Summa	14 ℔	14 β	8 ₰.

Über das *Wettingerberein zu Riehen* erfahren wir aus den Akten des Basler Archivs, V 2, folgendes:

Am 14. April 1231 verkaufte Heinrich von Wasserstelz von Mülhausen seine Gefälle nebst dem Kirchensatz, dem Zehnten und dem Meierhof zu Riehen dem Kloster Wettingen im Aargau. Darauf kam in den Jahren 1503—1535 das alte Wettinger Berein mit den Zinsen in Riehen, Bettingen, Weil, Tüllingen, Ötlingen, Inzlingen, Haltingen, Wintersweiler, Blansingen, Märkt, Brombach, Maulburg, Stetten und Kleinbasel zustande. Das Kloster ließ diese Güter durch einen eigenen Schaffner verwalten, der seinen Sitz in der Burgvogtei gegenüber der Klarakirche in Kleinbasel hatte. Am 15. Juli 1540 kaufte es die Stadt Basel und übergab die Verwaltung der Stadtschreiberei Kleinbasel, der Kamerei auf Burg, der Quotidian und der Präsenz (drei Abteilungen der Dompropstei). Am 16. September 1658 trat der Rat von Basel die Riehener Gefälle wegen dessen großer Verdienste um das Vaterland um 2000 Gulden dem Bürgermeister Johann Rudolf Wettstein ab. Bereinigt wurden diese Güter am 10. Mai 1551, im Februar 1739 und zuletzt auf den Wunsch der Jungfrau

Susanna Wettstein am 27. Februar 1796, weil infolge verschiedener Todesfälle durch Teilungen, Käufe, Verkäufe und Abtauschungen in den Zinsverhältnissen wesentliche Veränderungen eingetreten waren.

Vom Gotteshausberein Gelterkinden standen mir die im Privatbesitz befindlichen Vereinsabschriften von 1594, 1691 und 1702 zur Verfügung. Da aber in der ersten die Einleitung fehlt, kann ich über die Geschichte nichts Näheres mitteilen. Doch vermute ich, daß das Verein einen Teil des Hennebühlhofs zu Gelterkinden bildete, welchen am 17. Januar 1399 die Gräfin Verena von Thierstein mit dem Kirchensatz, dem Widum (Kirchengut) und aller Zubehör um 300 Gulden der Kommende Beuggen verkaufte. So erklärt sich auch die große Ausdehnung dieses Kirchengutes über die Bänne von Gelterkinden, Rickenbach, Ormalingen, Tecknau, Rünenberg, Zeglingen, Diepflingen, d. h. weit über die Kirchgemeinde Gelterkinden hinaus. Am 4. Dezember 1401 räumte der Komtur (Vorsteher des Ordenshauses) dem Grafen Otto das Recht ein, den Hof wieder zu lösen; doch am 1. Februar 1402 erfolgte dessen Verzichtleistung und am 24. Januar 1411 eine zweite gegen weitere 100 Gulden.

Im Jahr 1691 wurde das Verein unter der Aufsicht der Deputaten der Kirchen und Schulen der Stadt und Landschaft Basel von dem „ehrwürdigen und wohlgelehrten Herrn M. Johann Wild, Prediger des göttlichen Worts, und den ehrsamen und bescheidenen Hans Grieder und Hans Gerster, beide Kirchpfleger des Gotteshauses Gelterkinden", verwaltet [10].

Auf die Einleitung folgt im Schönauer Verein die Beschreibung der Güter, von der ich als Beispiel den Anfang wiedergebe.

Die Erste Trägerey.

Michel Mößmer und Jacob Meuch als Trägere geben Jährlichen in

Korn fünff Vierntzel, fünff Sester, zwey Küpflin, Habern zwo Vierntzel, zehen Sester, zwey Küpflin, Hünner zehen Stückh.

Eyer Einhundert und Zwanzig Stückh

von Nachvolgenden Güttern:

1. Erstlich Vier jucharten äckher auff Matten an der Sulz, ligen ob dem Weg, der in Eberlins Halden geht, neben dem Riedtgäßlin, Zu einer seiten neben Rudi Schwarzen eigen, zur andern seiten neben dem Riedtgäßlin, ob sich an Jacob Brodtbeckhen, Spittal: und Berenfelser, jezt Üllen Guth, nit sich an Jacob Suter und anderen diß Guths stoßendt.

Hievon gibt 1 Juchart Korn 3 Kl., Haber 2 Kl.

Besitzer:

Hans Dornach	1/4	Juchart,	Hans Heyd	1/4	Juchart,
Michel Brucker	1/8	"	Hans Tschudin	1/2	"
Hans Mößmer	1/8	"	Adam Glinz	1/2	"
Hans Seyler	1/2	"	Clauß Schwarz	1/2	"
Samuel Urbin	1/2	"	Hans Schwarz	1/2	"
Jakob Scholer	1/4	"			

2. Item zwo Jucharten ackher auch an der Sulz, zue einer seiten neben Heinrich Heiden Eigen, Zur andern seiten neben Jacob Wälterlis Eigen, stößt hinten auf Hans Hammel, Präsenz Guth, hineinwerts auf Jacob Meuch, auch Präsenz Guth.

1 Juchart gibt Korn 1 Sester, Haber 2 Kl.

Besitzer:

Rudin Brodtbeck 1 Juchart,
Melcher Pfaw 1/2 Juchart,
Claus Seilers Stieftochter Magret Brüderlin 1/2 Juchart.

3. Item fünff jucharten ackher im Obern Brunn Rein gelegen, einseits neben Peter Brüderlin, Spittal Guth, an-

drerseits ein anwander, so auf widumb Guth stoßet, hinden an Hans Heid, auch Widumb Gut, fürher an Burgweg.

1 juchart gibt Korn 1 Sester, Haber 3 Kl.

Besitzer:

Hans Brodtbeck	1 Juchart,	Samuel Ürbi	3/4 Juchart,
Klaus Seyler	1 „	Jakob H. Tschudin	1 1/4 „
Joss Stohler	1 „		

4. Item Zwo Jucharten Ackher im Hindern Brunn Rein, in Runß Matt auf der Breiten Zelg, gegen dem Dorff auf Brattelen, einseits an Krummen Ackher so Jakob Brüderlin hat dieß Guths, und an Olspurger Gut im Lüzelhooff andrerseits neben Rudi Brodtbeckh Truck-säßen, jetzt Fäschisch Guth und Bernhard Brodtbeckh, Spittalgut gelegen, hinden auf Hans Pfirter, Gemeine Guth, vornen auf Michel Schorr, Spittal Guth stoßendt.

Besitzer:

Michael Mößmer, 3/4 J. gibt Korn 3 Kl., Haber 2 Kl.,
Michael Schor, 3/4 „ „ „ 3 „ „ 2 „
Hans Jakob Bruckers Erben 1/4 J., gibt Korn 1 Kl., Haber 1 Kl.,
Jakob Tschudi, Joggis sohn 1/4 J., gibt Korn 1 Kl., Haber 1 Kl.

5. Item ein halb Jucharten ackher in der Breite, auff der Breiten Zelg gelegen, gegem Dorf uf Brattelen, einseits neben Hans Vogt, Spittal Gut, andrerseits neben Hans Lüzler, auch Spittal Guth gelegen, außwarts auf Jacob Suter, Berenfelser; jetzt Üllisch-Gut, einwarths Hans Seidenmann, Statt Basel Gut stoßendt.

Besitzt Hans Lüzler 1/2 J., gibt korn 3 kl., Haber 2 kl.

6. Item ein halb Jucharten Ackher hinder der Runß Matten auf der Breiten Zelg gegem Dorf uf Bratteln, einseits neben dem fußweg, andrerseits neben Joggi Scholers Eigen gelegen, Einwarts auf Steffan Ürbi seel. Erben Eigen, ußwarts auf Peter Brüderlin gwidumb Guth stoßend.

Besitzer:

Ulli Vogt, Martins Sohn $^{1}/_{4}$ J., gibt Korn 1 Kl., 1 B., Haber 1 Kl.,

Steffen Ürbins Witwe $^{1}/_{4}$ J., gibt Korn 1 Kl., 1 B., Haber 1 Kl.

7. Item ein halb Jucharten Ackher, jezt matten, auff der Breite und auch auf der Breiten Zelg gelegen, einseits neben Peter Brüderlin, Presenz Guth, andrerseits neben Herrn Sebastian Sozin dem Obervogt, Spittal Guth gelegen, Ußen auf ein anwänderlin Eigen, so auch Herr Sebastian Sozin vorstehet hat, Inwarts auf Hans Vogt und Jhne, Herrn Sebastian Sozin stoßend, so Kilchenguth.

Besitzt Hans Tschudin, der Beck, gibt Korn 3 Kl., Haber 2 Kl.

8. Item zwo Jucharten Ackher im mittleren Brunn Rein auf der Breiten Zelg gegem Dorff auf Brattelen, zur obern seiten Gast Seyler Spital Guth, Unden Hans Seydenmann Eigen, ußwarts auf Joggi Suter, Presenz Guth, hinein Rispacher, jetzt Ullisch Guth stoßend.

Besitzer:

Hans Seydenmann $^{2}/_{8}$ J., gibt Korn 2 Kl. 1 B., Haber 2 Kl.,

Jakob Meuch $1^{1}/_{8}$ J., gibt Korn 1 Sest. 1 Kl. 1 B., Haber 3 Kl.

9. Item ein Halb Jucharten Ackher auch am Baselweg in der Zelg gegen Bürß aben, Oben einseits Michel Mößmer diß Guths, andrerseits neben Joggi Brüderlin diß Guths gelegen, stoßt oben auf die Pfaffimatt, Unden an den Baselweg.

Besitzer:

Michael Mößmer $^{1}/_{2}$ Juchart, gibt Korn 3 Kl., Haber 2 Kl.

10. Item ein Jucharten ackher im Schaff Acker in gemelter zelg gelegen, einseits neben Gast Düring, Spittal Guth, andrerseits neben Hans Brüderlin, Ullis Sohn, Eigen, stoßt vornen an Baselweeg, Hinden auf einen Anwander.

Besitzer:
Hans Yselin $1/2$ J., gibt Korn 2 Kl. 1 B., Haber 1 Kl. 1 B.,
Hans Upfert $1/2$ J., gibt eben so viel.

Hinter 17 weitern Posten folgen 15 Mattenposten, von denen ich noch die drei ersten zitiere:

Volgen hernach die Matten in diß Leehen gehörig.

1. Item zwo Jucharten Acher, jeztmahl Matten inn Engethal, stoßen ans Paradys, einseits neben Romey Dägen, Spittal Guth, auch Caspar Seiler und andere, Ullisch Gut, andrerseits neben Michel Hodel, Presenz Gut, ob sich an Oßwald Schmidlins Eigen gelegen, Nid sich zue auf Fridlin Seilers Eigen.

Besitzer:
Gast Dägen $3/4$ Juch.,
Hannes Ürbin,
Jakob Heid,
Hans Seilers Wittib; jedes von diesen 3 besitzt $1/3$ von $5/4$ Juch. Die Juchart gibt Korn 1 Sester, Haber 2 Kl.

2. Item ein Jucharten, so jetsmahl Matten, auf Wolffen See, ligt einseits neben Jacob Seilers see: Wittib, Spittal Gut, andrerseits neben Oßwald Schmidlins Eigen, ob sich an Bernhardt Ramstein Eigen, Nid sich an Hans Pröschen see: Wittib eigen stoßend.

Besitzt Bernhard Brodtbeck 1 iuchart. Gibt Korn 2 Kl., Haber 2 Kl.

3. Item 1 Mannwerdh Matten zu Lächlen, einseits neben Michel Schorr, Truckfäßen Guth, andrerseits neben Hans Seidenmann, Eigen, gelegen, ob sich an Bernhardt Dornacher, Statt Basel Guth, nid sich an Unterschiedliche stoßendt.

Besitzer:
Gast Düring $1/4$ Juch.,
Lieni Welterli $1/4$ „

Jakob Pfirter $^1/_4$ Juch.,
Hans Schwarz $^1/_2$ Viertel Matten,
Xander Brodtbeck $^1/_2$ „ „

1 Juchart gibt Korn 1 Sester 2 Kl., Haber 2 K.

Dieser Bereinsauszug eröffnet uns einen Blick in die Bevölkerungs-, Orts- und Besitzverhältnisse von Muttenz im Jahr 1683. Es sind z. T. dieselben Geschlechter, die heute noch bestehen: Äbin, Brodtbeck, Brugger, Brüderlin, Dietler, Fretz, Gysin, Hammel, Heid, Jauslin, Iselin, Leupin, Lüdin, Meier, Mesmer, Pfirter, Ramstein, Scholer, Schorr, Seiler, Spänhauer, Stohler, Suter, Tschudin, Ürbin, Vögtlin. Andere, wie Meuch, Ochsenmann, Schwarz, Seidenmann, Hodel, Lützler, Philipp, Vogt, Dornacher haben andern Platz gemacht. Muß es nicht von großem Interesse sein, Vorfahren im 7. oder 8. Glied, die vielleicht dasselbe Haus bewohnt oder gebaut haben, wenigstens dem Namen nach kennen zu lernen? Weitere Notizen über Geburt, Ehe, Kinder, Alter und Tod geben die Kirchenbücher. So gewinnen wir ein allgemeines Bild von Blutsverwandten, die als Leibeigene manche Beschwerden tragen mußten, aber sich vielleicht nicht so unglücklich fühlten, als gewöhnlich angenommen wird.

Ebenso wertvolle Notizen über Dorfnamen enthält das Wettingerberein in Riehen. Als im Jahre 1796 die Jungfrau Susanna Wettstein die letzte Bereinigung vornehmen ließ, führte Theobold Wenk, „einer der ältesten und erfahrensten Männer" von Riehen, als Untervogt den Vorsitz. Dem Akte wohnten außer dem Obervogt Lukas Legrand und dem Ratssubstituten Onofrio Bischof noch bei: Hans Jakob Stump, Kirchenmeier, Johannes Wenk im Meierhof, Hans Wenk, Metzger, Hans Jakob Reinacher, Johannes Fischer. Unter den Zensiten waren Leute vom besten Klang, die Basler Herren Daniel Burckhardt-Wild, Gerichtsherr, Emanuel Hoffmann, Direktor J. J. Bischoff zum Luft,

Dr. Singeisen, die Witwe von Theodor Winkelblech. Aus dem Dorf werden genannt: Leonhard Unholz, Armenschaffner, Theobald Häner, Müller, Daniel Wenk, Ochsenwirt, Johann Stump, Rößlinwirt, und Vertreter der jetzt noch bestehenden Geschlechter Bertschmann, Fischer, Göttin, Götschin, Hägler, Schweizer, Schultheiß, Seckinger, Stücklin, Sulzer, Vögelin. An die Sieglin erinnert der Sieglinweg. Doch vieles hat sich auch hier seitdem, in 127 Jahren, geändert!

Auch das Gotteshausberein Gelterkinden von 1702 weist bekannte Namen auf: Felber, Freivogel, Gerster, Grieder, Guldenmann, Handschin, Häfelfinger, Hasler, Pümpin, Schäublin, Wirz. Sie können noch durch andere im Urkundenbuch oder im großen Bereinbuch von 1534 bezeugte ergänzt werden: Änishäuslin, Bueß, Buser, Meier, Müller, Rüdin, Schaub, Tschudin, Vogt, Weber, die sich noch bis heute erhalten haben. Andere, wie Erb, Gaß, Stirnemann, sind aus den heutigen Adreßbüchern verschwunden. Auch in dieser Ortschaft hat die Fabrikindustrie z. T. eine ganze fremde Bevölkerung herbeigeführt.

Über die Spital-, Präsenz-, Olsberger-, Truchsessen-, Gemeine-, Stadt Basel-, Freyische-, Gwidem-, St.-Jakobs-, Gotteshaus- und andere im Schönauer Berein genannte Güter wird bei der Zusammenstellung der Muttenzer Bereine gesprochen werden.

Was bedeutet aber eigen? Waren das Schönauerische Güter? Dies besagt der Ausdruck „dies Guts“, der sich im 1., 4. und 9. Item vorfindet. Eigen in diesem Sinne aufzufassen, ist unmöglich, weil Rudin Schwarz (1), Heinrich Heid (2), Hans Brüderlin, Üllis Sohn (10) u. a. nicht unter den Schönauerischen Zensiten genannt werden. —

Es waren Leute, die außer den Schönauerischen Parzellen noch anderes bodenzinspflichtiges Land „besaßen“, weil die Inhaber als Besitzer galten. Wirklich bodenzinsfreies Gelände befand sich wohl nur auf den großen Gütern Rothaus, Hagenau, Rütihard und Kleinrheinfelden [11]. —

Das gesamte Kulturland außer den Hofstätten, die Äcker, Matten, Reben, Beunden, lag außerhalb des innern Etters (geflochtener Zaun, s. Wörterbuch von Lexer) in regelmäßiger Reihenfolge. Den breitesten Raum nahmen die Getreidefelder in den Zelgen ein, die gegen das weidende Vieh durch Zäune (telg, Zweig) geschützt waren. Sie fanden sich gewöhnlich an drei, mitunter bei ungünstigen Terrainverhältnissen an vier, fünf oder noch an mehr Orten des Gemeindebanns. Einige Beispiele:

In Seltisberg gab es eine Zelg gegen Orismühle, gegen Lupsingen, gegen Liestal;

in Buckten eine Zelg gegen Dietisberg, gegen das Schloß, gegen Häfelfingen;

in Häfelfingen eine Zelg gegen Buckten, gegen Mettenberg, gegen Ramsach;

in Diepflingen eine Zelg gegen Rebhalden, gegen Sternhalden, gegen Taubenrain;

in Zeglingen eine Zelg gegen Häfelfingen, gegen Wisen, gegen Oltingen;

in Oltingen eine Zelg gegen Zeglingen, gegen Kienberg, gegen Rothenfluh;

in Bennwil eine Zelg gegen Diegten, bei Kapf, bei Dilleten-Hornet;

in Hölstein eine obere und niedere Zelg und eine auf dem Berg, gegen Bubenried;

in Ormalingen eine Zelg in Seien (seiga, Senkung), im Silber, bei der Egg und im Weiher;

in Itingen eine Zelg gegen Winterhalden, gegen den Berg (Brunnenberg), gegen Sissach;

in Sissach gegen Kienberg, gegen Fluh, in Grimmissen (Grimmenstein, Wald, nach Bruckner), in Steineck (Wald), im Limberg, im Kuftal, gegen Itingen, im Niederfeld, im Wolfgraben, auf Tannenried, hinter der Halden, gegen Burgerstein (Burgerrain), im Wölfenstein (Wölflistein gegen Thürnen).

Die Zelgen waren in Gewanne (gewande = Umkreis, Ackerbeet) eingeteilt. Diese wurden durch Anwände (anwant = Grenze, Stelle, wo der Pflug gewendet wird) getrennt, während oben und unten gegen die Straße oder den Zaun sich das Anhaubt befand (ant-houbet, Land, das entweder gar nicht oder nur mit Querfurchen gepflügt werden kann). Um die Durchfahrt zu ermöglichen, hatte der Ackerbesitzer 5, später 15 Schuh Land für Fürfälle und Radbreite liegen zu lassen. Nach der Ernte wurde mit Pflug, Bau (Dünger) und Vieh durch die Zelg gefahren. Überdies stand immer das Brachfeld offen. Die Matten gruppierte man um Bäche herum, um sie wässern zu können. Die Beunden waren in der Nähe des Dorfes.

Die Güter des Schönauerbereins waren auf die 3 Zelgen: 1. die breite Zelg, 2. a) am Baselweg, 2. b) gegen Birs, 2. c) gegen Abfalter (apfal-ter, Apfelbaum), 3. in der Sulz (Salzwasser) verteilt. Da eine geometrische Ausmessung des Banns und ein richtiger Flurplan nicht bestand, war die Lage der einzelnen Grundstücke schwer zu bestimmen. Diesen Mangel ersetzten z. T. die Flurnamen, volkstümliche und mitunter recht zutreffende und witzige Bezeichnungen einer Lokalität, womit die Lokalforschung noch manches historische oder sprachliche Rätsel lösen könnte. Machen wir an der Hand des Schönauerbereins einen Gang durch die Muttenzer Flur.

Vom Dorf trat man zunächst auf die Allmend, die Gemeinweide, die nicht nur hier, sondern auch längs des ganzen Baches oder Grabens war, der jenseits des hohen Stegs (früher hohes Kreuz) am Allmendweg sich in die Birs ergießt. Dann stand auch das Birsufer und die Weitweide (wohl von wit, wite, Holz, Wald) den Herden offen. Noch heute sind auf unsern Karten südlich von Sulz der Stierenwald und die Stierenweid verzeichnet. Neben dem Dorfe war der Brühl (bewässerte Wiese), auf der im Jahr 1683 das Haus des Hauptmanns Werner Huber stand und Beunden angelegt waren.

Auf der breiten Zelg nördlich vom Wartenberg befanden sich die Lachenmatt, ein Lächeln, ein Lächelgraben, ein Lachelnboden (abzuleiten von lache, Lache, Pfütze), Lokalitäten, welche ihre Nässe vielleicht vom Wasser bei Brunnrain und Brunnmatt erhielten. Die Feuchtigkeit der Bizenen dagegen (vgl. bütze = Brunnen, Pfütze) rührte vom Dorfgraben. Beim heißen Geländ befand sich der Wolfgalgen.

In der Zelg am Baselweg (Unterzelgen Abfalter und gegen die Birs) lagen die Pfaffenmatte, die Sandgrube, die Moosjucherten, beim Stettbrunnen (steter Brunnen), Abfalter (apfal-ter, Apfelbaum), im Kriegsacker (Personenname), Kriesnagel (Kreis, vgl. Silbernagel, Wendnagel), in den Wegscheiden, im Schafacker, bei Fröscheneck (nach Bruckner S. 31 ein altes bischöfliches Weiherhaus), im Underwarth (nach unten).

In der Zelg in der Sulz werden genannt Engental oder Eigental (ein früheres Kloster), Wolfensee, wo noch im 18. Jahrhundert ein Weiher war, Riedtmatt oder Riedtgäßlein (Schilfrohr, Sumpfgras), Eberlins Halde, im Paradies, im Gestrüpp, im Grüessen (gries = Sand), Kriessand beim Rebfried (Einfriedigung).

Im Gotteshausberein Gelterkinden fällt uns vor allem die große Regelmäßigkeit in der Bebauungsart auf. Ringsum das Dorf, außerhalb des innern Etters, links von der Ergolz, lagen bei der Mättmatt (die in der Mitte gelegene Matte) die Wiesen, die Allmend, die Beunden, die Hofmatt, ein Bestandteil des einstigen, wohl den Edeln von Gelterkinden gehörenden Hofs und der Brühl. Darauf folgte das in die drei Zelgen abgeteilte Ackerland. Als solche werden genannt: 1. Hinter der Kirche; 2. a) auf Staffeln; 2. b) bei Furth (wohl ein Bachübergang, woran noch jetzt der Flurname Zelgwasser erinnern dürfte), welche auch „gegen Diepflingen" oder „vor Buhalden" (Buchhalde) genannt wurde; 3. a) in der Ei (wahrscheinlich = Au); 3. b) beim Mühlinbächlein. Hinten und zwischen diesen Äckern, die sich

auf fünf große Felder verteilten, befanden sich die zahlreichen Matten, die Weitweiden und Reben, die letzteren unter der Fluh, in der Kriesmatt und im Mahren (wahrscheinlich Personenname).

Von den im Berein genannten Grundstücken mögen folgende Erwähnung finden.

a) Hinter der Kirche. Dornhalde, unter Dickelen, 1591 Dickenen (Dickicht), Gänsacker (erinnert noch an die Zeit, wo überall Gänse gehalten wurden), ein Rutschacker, ein Meißletenboden, 1591 im Meißeltal, vgl. die Familie Meiß in Zürich, im Grimstaall (1691 Grimestel, Grimmin, Personenname, vgl. Leupin), auf der Breite, ob Langmatt, in der Leimgrube, hinter Letten.

b) Auf Staffeln. Unter Mahr oder Mahren (s. o.), unter Löhren (loh = Holz), Allersec, zum Zitterbrunnen, im Daubenloch, im Asp (Espe), vor Schleifen.

c) In der Furth. Unter dem Bettenberg (Böckterberg,) unter Buhalden, vor und ob Rohrbach, im Ziel, ob Zelgwasser, beim Frenletenbächlein, auf Leyern (lewer = Hügel), im Schweißacker, im Kapf (Aussichtspunkt), beim spitzen Brünnlein, bei Brüeleck.

d) In der Ei (Au), früher uf Gstad, auf Ebnet, im Hubacker, auf Dottmessen (Personenname), im Ziegelacker.

e) Beim Mühlinbächlein. Hinter Hofmatt, Gemstenmatt = Gemstalmatt, unter Sigmas = Sigmes (Personenname), im Haus Imber (Besitzer), vor Rotspell = Rotsbuel, auf Wolfstegen, im Hurstacker (Gesträuch, Hecke).

Die Riehener Flurnamen sind im Festbuch besprochen[12].

Feldmaße.

Die Größe der verschiedenen Grundstücke wurde nach Jucharten für Äcker und nach Mannwerken oder Tauen für Matten bestimmt. Juchart bedeutet nach Lexer soviel Land, als ein Joch Rinder an einem Tage umackern

kann, was wiederum mit „Morgen" identisch ist. Die Taue oder Tagwan = Tagesarbeit eines Lohnarbeiters — war gewöhnlich um die Hälfte größer. Es waren daher beide höchst unbestimmte Maße, besonders da es noch darauf ankam, ob das Land eben war oder hügelig, ob es von fleißigen oder bequemen Leuten bebaut wurde. Flächenmaße gab es bis zur Einführung des metrischen Systems drei: 1. das alte Basler Maß bis 1820; 2. das neue Basler Maß und 3. das Schweizermaß von 1851 bis 1875.

Der alte Basler Schuh (= 0,281 302 m) hatte eine dezimale und duodezimale Einteilung. Der Werkschuh, der den Handwerkern diente und 12 Zoll zu 12 Linien hatte, war gleich 11 Zoll 7 $^{8}/_{10}$ Linien Rheinisch. Der Feldschuh, der in 10 Zoll à 10 Linien eingeteilt war, war gleich 10 Zoll 9 Linien Rheinisch oder 124,7 Pariser Linien. 1 Rute hatte 16 Feldschuh, 1 Quadratrute 256 Quadratschuh und eine Juchart 140 Quadratruten (28 Ruten lang und 5 Ruten breit) oder 35 840 Quadratschuh (140×256). Demnach hatte die Taue 210 Quadratruten, 30 Ruten lang und 7 Ruten breit. Die alte Basler Juchart war gleich 28,36076 a, die neue Basler Juchart, die in 360 Quadratruten zu 100 Quadratfuß eingeteilt war, 33,38742 a und die Schweizerjuchart, die 40 000 Quadratfuß hatte, 36 a.

In den Rechtsquellen von Basel ist zwar oft von den Feldmaßen die Rede; aber es fehlt bis zur Gescheidsordnung der Stadt Basel vom 8. Januar 1770 die genauere Bestimmung, und auch da wird ausdrücklich hinzugefügt, da diese Maße nicht überall zuträfen, solle den Vereinen nichts benommen werden, und jeder dürfe bei seiner alten Possession bleiben.

Als im Jahre 1745 die Deputierten in Landsachen sich bei den Landvögten nach dem alten Juchartenmaß erkundigten, liefen höchst widersprechende Berichte ein. Die Gescheidsleute von Rothenfluh, Wenslingen, Buus, Maisprach, Sissach und andern Orten hatten bis dahin weder Feldruten

gehabt noch gebraucht, sondern nur mit der Schnur oder mit dem Stab gemessen. Die Arisdörfer besaßen zwei Richtscheiter, jedes von 10 Schuh verschiedener Länge, von denen das längere die Maurer verwendeten. In Pratteln brauchte man beim Feldmessen die 16-schuhige Rute. Im Amte Homburg schritt man die 16 Schuh der Rute mit 6 Schritten ab. Im übrigen hielt man ein Stück Land, das im ersten Jahr mit 8 Viertel Korn und im zweiten mit 4 Viertel Haber angeblümt wurde, für eine Juchart Acker. Für geringeres Ackerland nahm man das Doppelte an. Die Taue aber war um die Hälfte größer. Im Amte Waldenburg bediente man sich einer Rute von 16 Schuh zu 12 Zoll Nürnberger Maßes. Im Amt Liestal brauchte man zur Berechnung der Juchart von 28 Ruten Länge und 5 Ruten Breite das Basler Rutenmaß von 16 Schuh. Im Amt Münchenstein bestanden verschiedene Gebräuche. Pratteln und Münchenstein machten keinen Unterschied zwischen dem Acker- und Mattenmaß und kannten nur Jucharten von 140 Quadratruten. In Muttenz rechnete man zu einer Juchart Acker und Waldung 128 Quadratruten und zu einer Juchart Matten und Reben 256 Quadratruten. In Benken unterschied man Ackerjucharten von 196 Ruten und 208 Schuh, Mattenmannwerke von 238 Ruten und 59 Schuh, Waldjucharten von 464 Ruten und 240 Schuh und Rebenjucharten von 133 Ruten und 177 Schuh. In Riehen hatte man bis 1725 alles mit der Schnur gemessen. Als man aber damals einen Kanal durch die Matten graben mußte, verwendete man die Nürnberger Rute zu 12 Schuh à 12 Zoll. In den Gescheidsprotokollen der mehrerern Stadt, zu der auch Binningen und Bottmingen gehörten, waren nur Jucharten von 140 Quadratruten, 5 Ruten breit und 28 Ruten lang, und Tauen von 210 Quadratruten, 7½ Ruten breit und 28 Ruten lang verzeichnet. Das Gescheid der mindern Stadt endlich benützte ein Juchartenmaß von 12 Ruten à 16 Schuh ins Geviert = 144 Quadratruten. Wenn man aber etwas

„Irreguläres und krumme Zuspitzungen" zu messen hatte, zog man den Waldmesser bei.

Daß während des ganzen 18. Jahrhunderts auf diesem Gebiete keine Einigung und Besserung erfolgte, beweist folgende, wahrscheinlich aus dem Jahre 1798 stammende Klage eines Mitgliedes der Basler Ökonomischen Gesellschaft. Wie kann man für unsern Kanton einen nur halbwegs richtigen Bann annehmen, wenn geschickte Feldmesser dessen Inhalt auf 150 000 J. berechnen, andere aber nur die Hälfte herausbringen? Wer kann von Jucharten reden, die vielleicht doppelt so groß oder nur halb so groß sind, als man sie sich gewöhnlich vorstellt? Auch Pfarrer Lutz von Läufelfingen, der Verfasser der „Neuen Merkwürdigkeiten der Landschaft Basel", stand im Jahre 1805 den widersprechenden Angaben über die Größe des Kantons ziemlich ratlos gegenüber[18].

Doch nach der Aufhebung der Feudallasten erforderte die Organisation des neuen Steuersystems mit Notwendigkeit ein geordnetes Katasterwesen. Darauf wies am 11. April 1806 in einem Schreiben an die „Haushaltung" der Orismüller J. J. Schäfer hin. Er erklärte, daß das dermalige Verfahren bei der Landvermessung und Güterschätzung nur das allgemeine Mißtrauen, die Selbstsucht und die Parteilichkeit mehre. Ein selbständiger, brauchbarer Kataster sei die Beschreibung des Landes und der darauf befindlichen Gegenstände, der Städte, Dörfer, Häuser, Nebengebäude mit Nummern und Namen, der Besitzer, der Liegenschaften einer Gemeinde mit genauer Angabe der Wiesen, Reben, Äcker (nach Zelgen eingeteilt), der Weiden, Allmenden, Waldungen mit den darauf befindlichen Holzarten, der Beunden und Baumgärten, geometrisch vermessen und nach ihrer Güte und ihrem Werte in Klassen eingeteilt, die in sogenannte Lagerbücher einzutragen seien. Auf den Plänen müßten das Rebland, Wiesen, Äcker, Allmend, Wälder, Berge, Flüsse, Bäche, Seen, Teiche, Brunn-

quellen, Brücken, Stege, Straßen, Fahr- und Fußwege, Steinbrüche, Lehm- und Lettgrund und importante Gegenstände, wie Hammerwerke, Sägen, Mehl- und Papiermühlen, verzeichnet werden.

Das Schreiben erregte berechtigtes Aufsehen, und Schäfer wurde Landkommissär. Die Rechnungskammer erklärte, daß eine neue Vermessung und Taxation der Grundstücke im ganzen Kanton das rationelle Fundament für eine gerechte Verteilung der Grundsteuern bilde. Doch glaubte man, die Vermessung der Bänne den Gemeinden selbst überlassen zu dürfen, und beschloß, vorerst nur eine solche der Staats- und Deputatenwälder vorzunehmen. Die wissenschaftlichen Vorarbeiten verdankte man zwei Basler Gelehrten, Dr. Christoph Bernoulli, dem Sohne des Professors und Dompropsteischaffners David Bernoulli, und Prof. Daniel Huber. Am 5. Juni 1812 richtete nämlich Dr. Bernoulli ein Schreiben an den Kleinen Rat, worin er die Notwendigkeit eines trigonometrischen Netzes von 15 bis 30 Hauptpunkten dartat; und dann verlangte er die Anschaffung eines Theodoliten für ca. 40 Louisdor. Dieser wurde bewilligt und bei Baumann & Kinzelbach in Stuttgart gekauft. Doch Dr. Bernoulli trat von der Arbeit zurück. Diese übernahm Prof. Huber, der im Zeitraum von 1813 bis 1824 die 25 Hauptpunkte feststellte, indem er das Dreieck Basel Martinsturm-Wisenberg-Paßwang zugrunde legte.

Nun konnte auch die Hauptarbeit in Angriff genommen werden. Am 11. Juni 1823 beschloß der Kleine Rat und am 4. August 1823 der Große Rat, es sollten alle Gemeindebänne nach ihrer Lage, ihrer Kultur und Benützung ausgemessen und auf Pläne gebracht, die Staats- und Gemeindewaldungen beschrieben und zur Überwachung ein Landkommissär gewählt werden. Die Verordnung wegen der Ausmessung und Katastrierung des Kantons vom 27. August 1823 enthält folgende Hauptbestimmungen:

1. Es soll sofort mit der Arbeit an einem oder an mehreren Orten begonnen werden.

2. Die Grundlage für diese Vermessung sollen die von Herrn Prof. Huber gefundenen und berechneten Dreiecke bilden. Hiebei wird angewendet das neu eingeführte Fußmaß, die Juchart zu 36 000 Quadratfuß.

3. Die Regierung übernimmt die Vermessungskosten der ausschließlichen Staatswaldungen, der sämtlichen Hochwälder, der Landstraßen, Flüsse und Bäche.

4. Die Gemeinden besorgen die Ausmarchungen ihrer Bänne und Güter und geben dem Geometer einen sachkundigen Mann bei.

5. Jede Gemeinde wählt eine Kommission, welche die Grundstücke zu klassifizieren, abzuschätzen und in die Bücher einzutragen hat.

6. Sind nach Ausmessung des Banns die Bücher und Pläne erstellt, so werden von jeder Juchart 10 Batzen und von 1000 Fr. Schatzungswert 5 Batzen bezahlt. Diese Beträge sind in 4 Raten nach Jahresfrist der Landkommission einzuliefern.

Eine weitere Verordnung wurde am 6. Januar 1825 für die Schatzungsmänner erlassen.

In den Jahren 1824—26 wurde von Ingenieur Frei von Knonau, Zürich, die Sekundärtriangulation ausgeführt, welche mehr als 1200 Punkte umfaßte, nach welchen ca. 6700 Winkel und 2500 Dreiecke berechnet wurden.

Nun wurden die Vermessungsarbeiten systematisch an die Hand genommen. Auf die Stadt Basel in den Jahren 1818—22 waren Sissach 1821—22, Itingen 1823, Bettingen 1825, Liestal 1826—27, Riehen 1827, Muttenz 1829—30 und andere gefolgt, und die Möglichkeit eines Abschlusses bis zum Jahre 1840 wäre nicht ausgeschlossen gewesen, hätte nicht die Revolution auch dieses Unternehmen in eine weite Ferne gerückt [14].

Getreidemaße.

Getreidemaße gab es in der Landschaft Basel drei, die nebeneinander gebraucht wurden, das Viertelmaß, das Bürger- oder Landmaß und das Rittermaß. Das Bürgermaß, das älteste, das schon 1245 erwähnt wird, verwendete man im Kaufhaus im bürgerlichen Verkehr, das Viertelmaß, das urschweizerische Maß, in der obern Landschaft, in Riehen und in der Markgrafschaft und das Rittermaß bei der Ausmessung gewisser Zinsen und Zehntengefälle. Letzteres war das alte Maß des Klosters St. Alban in Basel, das 1384 im Elsaß und 1391 in Pratteln erwähnt wird. Es findet sich auch später noch in den Dompropstei-, Ramstein-, Deputaten-, Olsberg- und Eschenzbereinen, zum Teil mit dem Bürgermaß vermischt. Im Elsaß gab es nach Schmiedlin, „Geschichte des Dorfes Blotzheim“ (S. 358), fünf verschiedene Getreidemaße, das Ritter-, Basler-, Landser-, Müspacher- und Pfirtermaß.

1 Vzl. (Vierntzel = Vierzahl) oder 2 Sack Bürger- und Rittermaß hatte 8 große oder 16 kleine Sester, welch letztere in 4 Küpflein zu 2 Becher eingeteilt waren, so daß 128 solcher Becher auf 1 Vzl. gingen. 1 Vzl. Viertelmaß dagegen enthielt 12 Viertel zu 12 Becher, d. h. 144 Becher.

In karolingischer Zeit gebrauchte man den Modius oder das Mütt, das noch in älteren Bereinen erscheint und 4 Viertel faßte. 6 Viertel oder 1½ Mütt waren ein Malter oder Sack, d. h. 12 Viertel oder 3 Mütt = 1 Vzl., womit das Duodezimalsystem gegeben war. Da diese Vierntzel (Viertelmaß) = 24,9112 l war, kam 1 Viertel ungefähr 2 l und 1 Becher 1⅜ dl gleich.

Die beiden andern Maße rechneten nach dem Sester = sextarius (Sechstelmaß), der, mit dem Viertel oder Mütt kombiniert, sich später in ein ganz anderes System fügen mußte. Da 1 Vzl. Bürgermaß 17,082 l maß, war ein kleiner Sester etwas mehr als 1 l und ein großer Sester

ein starker Doppelliter. Das Rittermaß war um $^1/_{16}$, d. h. einen kleinen Sester, größer, so daß 1 Vzl. Rittermaß = 18,1496 l, 1 kleiner Sester Rittermaß = 1,12435 l und ein großer Sester Rittermaß = 2,2487 l war. Der Unterschied wurde ausgeglichen, wenn man einen kleinen Sester Bürgermaß aufhäufte, nicht strich, d. h. „ritterlich" maß. Da das Viertelmaß noch um ½ kleinen Sester größer war als das Rittermaß, standen die drei Maße im Verhältnisse von 32 (Bürgermaß) : 34 (Rittermaß) : 35 (Viertelmaß).

Wir dürfen wohl annehmen, daß überall Reduktionstabellen bestanden. Praktischer war jedoch ein anderes Verfahren, das jahrzehntelang auf den Verwaltungen ausgeübt wurde. Man ignorierte die Maßunterschiede, zog die Gefälle vorschriftgemäß ein, verrechnete sie aber nach dem kleinsten der drei Maße, dem Bürgermaß. Dann brauchte man auch wegen der Fehlbeträge nicht so besorgt zu sein, konnte glatt abschließen und behielt noch etwas vor zur beliebigen Verwendung [15].

Flüssigkeitsmaße.

Diese waren noch zahlreicher als die Getreidemaße. Für den Wein unterschied man die Baselmaß in der Stadt und den Ämtern Münchenstein, Riehen und Kleinhüningen, die Liestaler Maß in den Ämtern Liestal, Waldenburg, Homburg und dem Dorfe Pratteln und die Farnsburger oder Rheinfelder Maß. Die Baselmaß enthielt 1,4221 l, die Farnsburger Maß 1,5242 l, die Liestaler Maß 1,61943 l. Im Elsaß gab es eine Mülhauser, Reichsweier und Colmarer Maß, im Markgrafenland eine Maß diesseits und jenseits der Sausenhard. Ein Fuder hatte 8 Saum, 1 Saum 3 Ohm zu 32 Maß zu 4 Schoppen. In den Schenken der Stadt durfte man die Schenk- oder neue Baselmaß gebrauchen, von denen 5 auf 4 alte Baselmaß gingen = 1,13768 l; die Liestaler Schenkmaß hatte 1,53925 l. Etwas größer war die Ölmaß = 1,556 l [16].

Über das Eichen (ichen = abmessen, von ich oder iche, Maß), Sinnen (franz. signer, signare) und Fechten (phakten, pactare) bestanden gesetzliche Bestimmungen. In der Zunft zu Weinleuten standen alte Kannen und Gläser, nach denen alljährlich das Geschirr und die Gefäße geprüft wurden. Urmaße für Fässer wurden beim Kornmarktbrunnen und einem Brunnen der mindern Stadt aufbewahrt[17].

Umfang der Vereine.

Nach den ziemlich unsichern Größenangaben bestand das Schönauerverein aus folgenden Gütern:

Trägerei	Äcker Jucharten	Matten Jucharten oder Tauen	Reben	Häuser	Hofstätten usw.
I.	50 3/4 J.	3 J. + 11 3/4 T. 2 Rut.	—	3	1 u. Zubehör
II.	3 1/4 „	2 „ + 2 7/8 „ —	—	1	1 m. Scheune, Stall. Speicher
III.	12 „	1 „ + 2 1/4 „ —	—	1	1 u. Garten
IV.	9 1/2 „	— 4 „ —	1/4 T.	—	—
	75 1/2 J.	6 J. + 20 7/8 T. 2 Rut. rund 6 J. 21 T.	1/4 T.	5 H.	3 Hofft., Garten, Stall, Speicher

Berechnen wir nach der landesüblichen Regel die Taue zu 1½ J., so erhalten wir für Äcker, Matten und Reben folgendes Ergebnis:

Trägerei	Äcker	Matten	Reben	Total
I.	50 3/4 J.	21 J.	—	71 3/4 J.
II.	3 1/4 „	6 5/16 „	—	9 9/16 „
III.	12 „	4 3/8 „	—	16 3/8 „
IV.	9 1/2 „	6 „	3/8 J.	15 7/8 „
	75 1/2 J.	37 11/16 J.	3/8 J.	113 9/16 J.

Würde aber wie 1745 (s. o.) die Taue gleich der Juchart gewertet worden sein, so erhielten wir statt 113⁹/₁₆ J. bloß 101¾ J.

Im 33. Item findet sich die Bezeichnung ein Bletz Matte und eine Rute, was auf ein bestimmtes Maß hindeutet. Wirklich erklärt Lexer, bletz = Lappen, Fetzen, sei die Hälfte eines Mannwerks gewesen. In unzähligen andern Fällen dürfen wir es aber für eine kleinere Matte ansehen. Ein Zweitel heißt nach mittelalterlichem Sprachgebrauch ⅔, und ein halber Zweitel ⅓.

Bemerkenswert ist vor allem der große Umfang der Äcker gegenüber dem Grasland. Von 113½ J. waren 75½ J. Äcker und nur 37¾ J. Matten (66,5:33,2 %).

Im Gotteshausberein Gelterkinden war das Verhältnis für das Ackerland noch günstiger. Es waren nämlich von 397¾ J. 308½ J. = 77,6 % Ackerland, 78¼ J. = 19,7 % Mattland, 5 J. = 1,3 % Reben, 5¼ J. = 1,3 % Weiden und ½ J. = 0,1 % Holz.

Einen wesentlichen Unterschied aber zeigt das Wettingerberein in Riehen von 1797, da von 395½ J. 185 J. = 46,8 % Ackerland, 85¼ J. = 21,6 % Mattland, 11¼ J. = 2,8 % Beunden, 46¼ J. = 11,7 % Reben 67¾ J. = 17,1 % Wald waren. Doch auch hier war das Ackerland noch um die Hälfte größer als das Mattland. Immerhin darf schon jetzt auf die gewaltige Umwälzung auf landwirtschaftlichem Gebiete hingewiesen werden, die um die Mitte des 18. Jahrhunderts begann und mit der Zertrümmerung der Dreifelderwirtschaft und dem vollständigen Siege der Wechsel- und Graswirtschaft endigte.

Trotzdem das Schönauerberein ein mäßig großes Zinsgut war, bestanden im Jahre 1683 über 240 Parzellen, die mehr als 110 Besitzern gehörten. Es besaß also ein Zensit durchschnittlich etwas mehr als 2 J. Doch gab es viele, die nur ein „Stücklein", einen halben Viertel,

inne hatten. Die Behörden standen dieser umsichgreifenden Güterzersplitterung fast machtlos gegenüber. Als am 6. September 1780 im Großen Rate darüber verhandelt wurde, fand man, daß über die Zerteilung der Güter nicht ein Gesetz erlassen werden könne; es sei zweckmäßiger, den Landschreibern anzubefehlen, dahin zu trachten, daß bei Erbschaften, beim Kaufen und Tauschen keine kleinern Grundstücke als eine Achteljuchart geduldet würden.

Dieser Zerstückelungsprozeß wird folgendermaßen illustriert:

In Hundsbach im Altkircher Amt hatten drei Erben 5 J. Acker zu teilen. Einer hieß Hans, der andere Jakob, der dritte Klaus. Jakob starb und hinterließ drei Söhne. Diese teilten des Vaters Teil in drei Teile. Einer verkaufte seinen Anteil an Hans. Klaus starb auch, und sein Anteil wurde unter seine fünf Kinder geteilt. Zwei Teile wurden an Hans verkauft, weil die Äcker nebeneinander lagen. Nun fragt es sich, wieviel vom Gut jeder inne hatte.

Hans besaß 1. seinen Drittel	$1\frac{2}{3}$ J.
2. Jakobs Sohns Drittel . . .	$\frac{5}{9}$ J.
3. $\frac{2}{5}$ des Klausischen Erbes . .	$\frac{2}{3}$ J.
Hansens Anteil	$2\frac{8}{9}$ J.
der beiden übrigen Söhne Jakobs Anteile .	$1\frac{1}{9}$ J.
der drei übrigen Söhne des Klaus . . .	1 J.
Total	5 J.

Trotz der großen Güterzersplitterung blieb die Einheit gewahrt; denn es galten diejenigen als Lehensträger, welche die Höchsten im Tschupus, in der Trägerei, waren, und sie hatten gewöhnlich den Zins einzuziehen. Im Jahre 1683 waren es für das Schönauerberein folgende:

I. Trägerei: Michael Mösmer und Jakob Meuch,
II. Trägerei: Hans Seidenmann und Gast Düring,
III. Trägerei: Jakob Brüderlin.
IV. Trägerei: Hans Wendelin Meier.

Großbauern waren freilich diese Männer nicht. Michael Mösmer besaß im Verein ein Haus und 5½ J., inkl. ½ Tauen Matten, Jakob Meuch 2⅓ J., inkl. ¾ Tauen Matten, Hans Seidenmann 2¼ J., inkl. ½ Tauen Matten, Gast Düring 1¼ J., davon ½ Taue Matten, Jakob Brüderlin 3 J. Acker und H. Wendelin Meyer 2⅝ J., davon ⅛ Taue Matten[18].

Die Zinserträge

waren jahrhundertelang im wesentlichen gleich und unabänderlich, mochten sich auch die Preisverhältnisse noch so sehr verändert haben. Es erfolgte kein Zusatz, aber bei richtiger Ordnung auch kein Rückgang, da nach dem 91. Artikel der Landesordnung bei Verlust eines Items die Zensiten einer Trägerei den Zins pro rata unter sich zu teilen hatten. Bleibenden oder ewigen Wert aber erhielten sie dadurch, daß sie fast ausschließlich Naturalabgaben waren oder doch wenigstens nach den Naturalerzeugnissen geschätzt werden mußten.

Die Zinserträge der drei obengenannten Vereine waren folgende:

Schönauerverein:

12 Vzl. Dinkel, 5 Vzl. Haber, 16 Hühner, 210 Eier.

Gotteshausverein Gelterkinden:

24 Vzl. 7 Viertel Dinkel, 9 Vzl. 6 Viertel Haber, 19 Hühner, 130 Eier und 1 ℔ 6 β 3 ₰ Geld.

Wettingerverein Riehen:

13 Vzl. 6 Viertel 11 Becher Korn, 15 Vzl. 9 Viertel 10 Becher Haber, 32 Sack 3 Viertel 4½ Becher Roggen, 1 Viertel 4 Becher Erbsen und Linsen, 3 Saum 2 Ohm 12 Maß Wein, 10 Hühner, 2 Kapaunen (gemästete Hähne), 37 ℔ 3 β 9 ₰ Geld.

In den drei genannten Vereinen werden die wichtig-

sten Bodenzinsarten erwähnt. Sie könnten zwar noch durch einige andere, wie Kernen, Weizen, Gerste, Schweine, Widder, Hähne, Gänse, Wachs, Pfeffer, vermehrt werden. Aber diese waren keine gewöhnlichen Bodenzinsen. Die gebräuchlichsten waren die im Schönauerberein gezahlten Zerealien: Dinkel und Haber, wozu Hühner und Eier als Beigabe betrachtet werden können. Wer Ackerland besaß, hatte es auf den drei Zelgen verteilt, so daß er Winterfrucht oder Dinkel und Sommerfrucht oder Haber erntete.

Der Dinkel, triticum spelta, oder das Korn wurde auf der Winterzelg fast ausschließlich gebaut, da er auf den Boden wenig Anspruch macht und sehr widerstandsfähig ist. Er wurde meist gedroschen, aber unenthülst nach Vierzeln und nur ausnahmsweise ohne Spreu als Kernen, die nach Säcken gemessen wurden, von den Mühlen geliefert. Heute hat er dem leichter zu mahlenden Weizen weichen müssen.

Der Haber, der unzertrennliche Gefährte des Dinkels in den Bereinen und Zinstabellen, wurde in der Sommerzelg gebaut.

Der Umstand, daß der Zehnten in ⅔ Dinkel und ⅓ Haber entrichtet wurde, erlaubt uns nicht, über die Art der gepflanzten Bodenfrüchte einen Schluß zu ziehen, da der Zehnten meist verpachtet war und wohl der Pächter oder Beständer, nicht aber der Zehntherr den Naturalzehnten bezog. Der Dinkel wurde überall gepflanzt und war die geschätzteste Brotfrucht, so daß er den Roggen in der Landschaft ziemlich verdrängt haben dürfte. Ochs (VIII, 56) erwähnt diesen nicht unter den Getreidearten, und alte Roggenzinsen sind später durch Dinkel ersetzt worden. So betrug 1578 im Schönauerberein der Bodenzins aus 14 Vzl. Korngeld (-zins), ⅔ Dinkel und ⅓ Haber (D. 9½ Vzl., H. 4⅔ Vzl.) und 1½ Vzl. Roggengeld, 1650 aber aus 12 Vzl. Dinkel und 6 Vzl. Haber. Nur in Riehen, in der Markgrafschaft und im Elsaß wurde

bis zum Ende des 18. Jahrhunderts Roggenbodenzins entrichtet.

Übrigens war das Verhältnis zwischen Dinkel- und Haberzinsen nicht überall so stereotyp, was folgende Beispiele zeigen mögen.

Im Gelterkinder Kirchenberein wurden gezinst

Dinkel 24 Vzl. 7 Viertel,
Haber 9 Vzl. 6 Viertel.

In den Waldenburger, Ramsteiner und Homburger Schloßbereinen überwogen die Haberzinsen. Es wurden nämlich gezahlt

ins Schloß Waldenburg

Dinkel 66 Vzl. 1 Viertel 2½ Becher,
Haber 110 Vzl. 2 Viertel 7 Becher,

ins Schloß Ramstein

Dinkel 19 Vzl. 11 Viertel 8 Becher,
Haber 26 Vzl. 2 Viertel 9½ Becher,

ins Schloß Homburg

Dinkel 31 Vzl. 7 Viertel 9½ Becher,
Haber 34 Vzl. 6 Viertel 9 Becher.

Ins Schloß Farnsburg zinste man 1803

Dinkel 200 Vzl. — Viertel 5¼ Becher,
Haber 135 Vzl. 3 Viertel 4⅜ Becher.

Dabei muß erwähnt werden, daß die Rütinenzinsen, (Rüte war durch Reuten dem Walde abgewonnenes Land), die den Schlössern gehörten, meist aus Haber oder Geld bestanden.

Den Weizen, der nach den Mandaten und den Kornhausakten bei uns im 18. Jahrhundert nicht nur gekauft, sondern auch gepflanzt wurde, kennen wohl die elsässischen, aber nicht die baslerischen Bereine. Ebenso beschränkten sich die Gerstenzinsen meist auf das Elsaß.

Stroh entrichtete man in Riehen und Rümlingen. Erbsen und Linsen begegnen uns unter den Wettinger- und St.-Blasienzinsen in Riehen, Wicken unter den Farnsburgerzinsen in Wenslingen. In Zunzgen bezog im 16. Jahrhundert das Schloß Farnsburg einen Sester Mus und einen Sester Bohnen „von dem Gut, darauf das Haus steht". Ein Sester Nuß wurde in Bamlach dem Direktorium der Schaffneien verabfolgt. Gewöhnlich wurde in der Markgrafschaft Baden und im Elsaß Wein gezinst, ebenso in Riehen, Biel-Benken, Münchenstein, Pratteln, Arisdorf, Lampenberg. In Liestal und Sissach wurden dafür gewöhnlich Geldzinsen gezahlt.

Zinsen, die von Haus und Hof gegeben wurden, waren Hühner und Eier. Sie sind außer Korn und Haber, die überall üblich waren, die gewöhnlichsten und ältesten Bodenzinsen. Meistens finden sie sich vereinigt; nur in den Münchensteiner und Ramsteiner Schloßbereinen wurden die Hühnerzinsen ohne die Eier gefordert.

Wir begegnen folgenden Zusammenstellungen:

Buus, Olsberg	13 Hühner	130 Eier
Tecknau, Schloß Farnsburg	20½ „	205 „
Tecknau, Kaplanei Farnsburg . . .	6 „	60 „
Ormalingen, St. Johann Rheinfelden	2 „	20 „
Sissach, Olsberg	31 „	300 „
Diegten, Olsberg	22 „	217 „
Gelterkinden, Quartfüllinsdorf . . .	16 „	180 „
Muttenz, Schönauerberein	16 „	210 „
Gelterkinden, Dompropstei	12 „	150 „
Eptingen, Schöntal	3 „	15 „
Läufelfingen, Gotteshaus	5 „	10 „

In den Bereinen wird von jungen Stuppel-, Herbst- und Fastnachtshühnern gesprochen, welch letztere jedoch nicht als Bodenzinsen, sondern als eine herrschaftliche Steuer anzusehen sind. Neben den Zinshühnern werden oft Hähne

und Kapaunen gefordert. Auch Gänse kommen vereinzelt vor (Staatsbereine von Sissach, Böckten, Lupsingen, Riehen).

Daß ursprünglich ein Huhn gleich 10 Eiern gewertet worden sei, läßt sich kaum annehmen. Überhaupt war das Preisverhältnis ziemlich schwankend. Nach Hanauer (Etudes économiques, 1876) kosteten

1580 100 Eier 50 ₰, 1 Huhn 17 ₰,
d. h. 3 Hühner = 100 Eier,
1682 100 Eier 150 ₰, 1 Huhn 20 ₰,
d. h. 7½ Hühner = 100 Eier,
1693 100 Eier 200 ₰, 1 Huhn 24 ₰,
d. h. 8 Hühner = 100 Eier.

Ein Bodenzins, der sich im Amt Farnsburg bis zur Helvetik erhalten hat, waren die Zinsschweine, die im großen Bereinbuch von 1534 in Gelterkinden, Ormalingen, Tecknau, Wenslingen, Zunzgen, Böckten, Sissach, Thürnen, Jsenthal erwähnt werden. Da aber gewöhnlich die Umwertung in Geld hinzugefügt wird (24 β, 25 β, 30 β), so dürfte man wohl gewöhnlich die Geldabgabe vorgezogen haben. Geschätzt wurden die Mühleschweine. Ganz verschwunden sind in den spätern Bereinen die Spinnwidder, saugende Widder, die schon 1543 gegen 12½ Schillinge abgelöst werden konnten.

Im Bann Großbasel erhielten die Familien Reichenstein und Schönau 1 und 2 ℔ Wachs und das Kloster St. Blasien 16 Lot Wachs, d. h. einen Bienenzins.

Die Geldzinsen finden sich hauptsächlich in folgenden Fällen:

1. als Häuser-, Reben- und Holzzins (Liestal und Riehen),

2. als Rütinenzins, da das gereutete Land später wieder zur Allmend geschlagen oder anderwärts vergeben wurde,

3. für allerlei Rechte, die Eisenschmiede zu Walden-

burg, die obere und untere Säge zu Reigoldswil, die Bleichen zu Läufelfingen und Niederdorf, die Badstube und einen Speicher zu Sissach,

4. als Ersatz für einen Naturalzins, wie Schweine und Spinnwidder, deren Preise fixiert waren oder nach dem Schlage, der amtlichen Schätzung, bestimmt wurden, besonders wenn der Zensit die geforderten Produkte nicht besaß. Das gleiche Recht hatten auch die Güterbesitzer in Riehen und Münchenstein „seit unerdenklichen Zeiten". Als es aber 1752 auch die Bauern verlangten, wurden sie abgewiesen.

Man darf wohl annehmen, daß ursprünglich die Bodenzinsen mit Produkten des benützten Bodens oder Objekts entrichtet wurden. Man zahlte also Getreide vom Acker- und Mattland, Wein von den Reben, Erbsen und Linsen von Gärten und Beunden, Hühner und Eier von Haus und Hof. Änderte sich die Kultur des Bodens, so wurde der bisherige Zins gewöhnlich beibehalten. Das zeigt die Vergleichung verschiedener Bereinigungen eines Zinsgutes. Als Beispiele mögen folgende Auszüge aus dem Wettinger- und Wettsteinberein von 1503 und 1797 dienen.

Berein 1503	Berein 1797	Zins
Nr. 39. 1/2 Juch. Acker	Nr. 326. 1/2 Juch. Reben	1 Viertel Korn
Nr. 139. ein Zweitel Acker	Nr. 329. ein Zweitel Reben	1 Viertel Korn, 6 Br. Haber
Nr. 421. 1 Juch. Acker	Nr. 338. 1 Juch. Reben	2 Viertel Roggen, 1 Viertel Haber

Die Müllerordnungen unterschieden drei verschiedene Sorten Dinkel, eine gute, mittlere und geringe, die man im Elsaß mit der Wurfschaufel ermittelte. Gewöhnlich wurde die Qualität nach dem Gewicht bestimmt, wovon der Stand Basel vier verschiedene Systeme besaß.

a) das große Eisen- oder Handelsgewicht 1 ℔ = 0,4932 kg
b) das Eisengewicht für den Detailverkehr 1 ℔ = 0,4861 „
c) das Messinggewicht für Zuckerbäcker,
Gewürz- oder Detailhändler . . . 1 ℔ = 0,4802 „
d) das Silbergewicht . . . . 1 ℔ = 0,4677 „

Das Handelsgewicht stimmte fast ganz mit dem französischen poids de marc, und das Silbergewicht kam dem kölnischen Pfund nahe. (100¾ köln. ℔ = 100 franz. ℔.) Das Pfund hatte 32 Lot, das Lot 4 Quintlein.

Über die Qualität des Getreides enthält die Müllerordnung von 1740 folgende orientierenden Bestimmungen:

1 Sack Dinkel	gibt Kernen	gibt Spreu
90 ℔	50 ℔	40 ℔
95 „	58 „	37 „
100 „	64 „	36 „
105 „	70 „	35 „
110 „	78 „	32 „
115 „	85 „	30 „

1 Sack Kernen	gibt Mehl	gibt Krüsch
185 ℔	155 ℔	30 ℔
190 „	160 „	30 „
195 „	167 „	28 „
200 „	172 „	28 „
205 „	179 „	26 „
210 „	184 „	26 „
215 „	189 „	26 „
220 „	194 „	26 „

Das Gewicht der Spreu variierte also von 26 % bis 44,4 % und das des Krüsches von 10,8 % bis 11,8 %.

Im allgemeinen wog nach Ochs a. a. O. 1 Vzl. Korn = 2 Säcke ungefähr 227 ℔ und 1 Vzl. Haber 247 ℔. Verkauft wurde ein Vzl. Dinkel, d. h. ca. 1⅛ Doppelzentner,

1781 mit 4½ ℔ Geld, 1782 mit 8 ℔, 1789 mit 12¾ ℔ und 1790 mit 9 ℔.

Häufiger rechnete man nach Kernen, von denen 1 Sack wie der des Weizens nach Ochs a. a. O. ungefähr 200 ℔ wog. Dieser bemerkt (pg. 55), daß 5 Sack Korn 2 Sack Kernen rennleten. Es war also 1 Sack Kernen 2½ Sack Dinkel oder 1¼ Vzl., somit 1 Vzl. = ⅘ Sack Kernen. 1781 kostete der Sack Kernen 10 ℔ 13 β 4½ ₰; 1782 12 ℔ 8 β — ½ ₰; 1789 19 ℔ 14 β — ½ ₰; 1790 18 ℔ 15 β 5 ₰; 1885 in Zürich ein Doppelzentner Kernen 20—21 Fr. (Furrer), am 23. XII. 1915 in Basel 25 Fr., am 28. XII. 1916 40 Fr., am 2. VIII. 1917 50 Fr. (Schweiz. landwirtschaftliche Marktzeitung).

Ochs berechnet den Ertrag einer Juchart nicht ganz auf 3½ Vzl. oder nach Abzug der Saat auf 2 Sack Kernen. Dagegen bringe eine Juchart umgebrochenes Mattland im obern Kantonsgebiet 9—13 Sack Korn hervor. In Muttenz gingen im Jahre 1805 auf 1 Vzl. Korn 9—12 und in Pratteln und Binningen 10 bis 12 Garben, und aus einer Garbe rennleten 10 Becher.

Nehmen wir als den durchschnittlichen Ertrag einer Juchart guten Ackerlandes 11 Garben oder 110 Becher an, so erhalten wir für 1 ha = 3½ alte Jucharten 385 Becher oder 2 Vzl. 8 Viertel 1 Becher, d. h. stark 5 Sack Kernen oder ebensoviele q. Stellt man dem gegenüber die Angabe Furrers, daß 1883 im Kanton Zürich 1 ha durchschnittlich 14 q. Weizen getragen habe, und reduziert man das obige Ergebnis wegen der Brachjahre um einen Drittel, so ergibt sich eine mehr als vierfache Steigerung des Bodenertrags. Etwas weniger hoch (11,6 q.) war nach Reichenbergs Wörterbuch der Durchschnittsertrag der ganzen Schweiz. Für Baselland fehlen bestimmte statistische Angaben.

Bedeutend kleiner war die Ernte von den geringen Äckern, die sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts

fast in allen Dorfbännen in großer Menge vorfanden. Gesucht war damals überhaupt nur das eingeschlagene, d. h. das der starren Dreifelderwirtschaft entzogene, umgebrochene Mattland. Während man für eine Jucharte Ackerland 30 ℔, für einen Juchart Holzland 100—150 ℔ zahlte, kostete die Taue Mattland 500 ℔, d. h. ein Juchart 333 1/3 ℔, so daß das letztere 11 1/9 mal teurer als das Ackerland war.

Die Belastung des Bodens mögen folgende Angaben illustrieren:

Nach dem Schönauerberein zinste ein Juchart

1	Sester Korn,	2	Küpflein Haber	(6 K.)	oder
1	„ „	3	„ „	(7 „)	„
1 1/2	„ „	1	Sester „	(10 „)	„
1 1/2	„ „	1/2	„ „	(8 „),	

d. h. durchschnittlich 7 1/4 Küpflein = 1 Sester 3 1/4 Küpflein Getreide.

Im Diegter-Olsbergerberein zahlte ein Juchart

1 1/2	Becher Korn,	1 1/2	Becher Haber	= 3 Becher
9	„ „	5	„ „	= 14 „
10 1/2	„ „	5	„ „	= 15 1/2 „
11	„ „	7	„ „	= 18 „
8	„ „	8	„ „	= 16 „
1 Viertel 11	„ „	—	„ „	= 23 „

die Taue das Doppelte. Durchschnittlich gab man also hier 15 Becher, d. h. 1 1/4 Viertel Getreide.

Nehmen wir den obengenannten Durchschnittsertrag an, so wurden von 3 1/2 Vzl. Korn oder von 56 Sestern nur schwach 2 Sester und von 42 Viertel ein Zins von 1 1/4 Viertel entrichtet, was 3 1/2 % oder 3 % beträgt. Steigerte sich der Ertrag, so wurde der Zins nicht erhöht. Sehr drückend war jedoch die Abgabe bei Mißwachs oder

Hagel und wenn das Land unbebaut liegen blieb oder nur als Weide benützt wurde.

Nach Ochs (VIII, 54) konnte *ein Bauer* als *reich* gelten, wenn er ohne Schulden folgende Güter besaß:

Haus, Scheune, Stallung und Schopf, 5—6 Tauen Matten mit Obstbäumen, 4—6 J. Weidland, 24 J. Ackerland, in die drei Zelgen verteilt, 2 J. Holzland, einen Krautgarten und einige Beunden für die kleine Kultur, wie für Kartoffeln, Hanf usw., einen Zug von vier Stieren, ein oder zwei Pferde, zwei Kühe, Gustvieh, Kleinvieh, d. h. Schafe, Ziegen und Schweine zum Hausgebrauch, Geflügel.

Im Jahre 1578 kaufte die Familie Obermeyer das Schönauerische Berein in Muttenz um 660 ℔ Basler Währung. Nehmen wir statt des damaligen Zinses, 14 Vzl. Korngeld, 2 Teile Dinkel und der dritte Teil Haber, 1½ Vzl. Roggengeld, 16 Hühnergeld und 210 Eiergeld, den später üblichen von 12 Vzl. Korn, 5 Vzl. Haber, 16 Hühnern und 210 Eiern an, so können wir nach Hanauer (Études économiques) folgendes feststellen:

Im Jahre 1578 galt 1 Vzl. Korn 40 β und 1 Vzl. Haber 25 β, so daß damals der gesamte Getreidezins 30 ℔ 5 β, d. h. ohne die ganz unbeträchtlichen Hühner- und Eierzinsen (8 β 9 ₰) ca. 4,5 % betrug.

Hundert Jahre später, im Jahre 1678, war der Preis von 1 Vzl. Korn 150 β und 1 Vzl. Haber 120 β, so daß der genannte Getreidezins 120 ℔ wert war, was 18,1 % des obigen Kapitals betrug.

Im Jahre 1778 kostete 1 Vzl. Korn 7 ℔ und 1 Vzl. Haber 6 ℔ 5 β, so daß der ganze Getreidezins 115 ℔ 5 β betrug = 17,4 % des obigen Kapitals.

Im Hungerjahre 1795, in dem der Kornpreis auf 20 ℔ und der Haferpreis auf 18 ℔ pro Vzl. stieg, steigerte sich auch der Wert des Getreidezinses auf 330 ℔ = 50 % des ursprünglichen Kapitals.

Der Besitz eines Zinsgutes war also eine wertvolle,

bei der fortschreitenden Geldentwertung immer besser rentierende Kapitalanlage, während die Belastung der Zensiten größer wurde. Doch wie vieler Ländereien bedurfte es auch wieder, bis ein einigermaßen ansehnlicher Zinsertrag erzielt war![19]

Besondere Zinsen.

In den Bereinen findet man ziemlich oft die Ägerten verzeichnet. Lexer erklärt sie unter den Stichwörtern egerde, egerte mit Brachland, fügt aber hinzu, daß die Etymologie des Wortes noch nicht aufgeklärt sei. Der Umstand, daß sie gewöhnlich mit den Rütinen aufgezählt werden, scheint darauf hinzudeuten, daß sie als früheres Allmendland zu betrachten sind und Privaten gegen einen kleinen Bodenzins zur Nutznießung übergeben wurden.

Mit ihnen werden etwa die Raubgüter aufgezählt, von denen der Raubzins entrichtet wurde, der in dem Farnsburger Rütinenbuch des 18. Jahrhunderts etwa auch Rütinenzins genannt wird. Da er von dem Raub, der Ernte, genommen wurde, lastete er nur auf den bebauten Zelgen und bestand in einer gleich großen Menge von Korn und Haber, je nachdem auf denselben Winter- oder Sommerfrucht gepflanzt wurde.

Ochs (V, 503) bemerkt, daß dem Amte Waldenburg am 31. Mai 1525 versprochen wurde, es sollten die neuen Rütizinsen abgetan und nur die Rouby-Zinse beibehalten werden, welche man gebe, wenn die Rütinen tragen.

Eine Art Raubzins waren auch die Landgarben, die nach dem farnsburgischen Urbar Sigmunds II. 1372/76 in den Bännen von Oltingen, Wenslingen, Zeglingen, Kilchberg, Rünenberg, Tecknau, Gelterkinden, Ormalingen, Maisprach, Wintersingen und im Ostergau bei Rünenberg gefordert wurden, im 18. Jahrhundert aber nur noch in denjenigen von Bubendorf und Ziefen erwähnt werden. Nach einem undatierten Berein im Basler Archiv und dem großen

Bereinbuch bezog man sie von drei Zelgen hinter dem Dorf „an der Breite, an der oberen Breite und an der Leimen“, und zwar nach der Entrichtung des Zehnten im 1. Jahr als 6., im 2. als 7. und im 3. als 7. Garbe, wenn dieselben trugen, was einer zweiten Verzehntung gleichkam. Man nannte deshalb die Abgabe einen Zehnten, obschon sie ein Kanon, der Zins eines Erbgutes war. Der Ort, wo sie wuchsen, hieß die Landgarben. Es waren etwa 60 Jucharten, die zur Zeit der Ablösung, am 2. Juli 1791, etwa 80 Bauern inne hatten. Die Ablösungssumme betrug 600 Neutaler à 40 Batzen = 2000 ℔, was ungefähr dem obenerwähnten Juchartenpreis von 30 ℔ entsprach. Das Gelände blieb noch ferner der Einschlagsordnung unterworfen, hatte also, wie unten gezeigt werden soll, den gewöhnlichen Zehnten zu entrichten.

Die Landgarben, von denen ich nirgends eine rechtliche Erklärung finde, werden weder im Dinghofrotel noch in den Dompropsteibereinen von Bubendorf erwähnt. Sie gehörten somit nicht zu den eigentlichen Zinsgütern, sondern zum Kanon des Erblehens, welches ursprünglich das Salland von Bubendorf, den Gürbelnhof bei Hölstein, den Wald Blomd und zeitweise auch das Kirchenpatronat von Bretzwil und den dortigen Zehnten vereinigte. Inhaber des Lehens waren 1247 Ulrich von Bubendorf, 1248 Heinrich und Rudolf Lolinger und 1291 Werner von Eptingen, der letztere ohne das Bretzwiler Patronat.

Über das Salland wurde am 14. Januar 1427 vor dem Gericht zu Bubendorf eine Kundschaft aufgenommen, und die Junker Hans Günther und Ulrich von Eptingen empfingen den Rechtsspruch, es müßten diejenigen, die diese Güter hätten, sie in Ehren halten und jedes dritte Jahr mit „Bau und Mist“ bessern; sonst seien die genannten Herren befugt, dieselben wieder an sich zu ziehen und einem andern zu leihen. Wer das Gut jetzt wüst liegen lasse, den dürften sie um die Landgarben angreifen. Der Bannwart solle

das Salland hüten und als Lohn einen Vierntzel Haber erhalten. Am 14. Januar 1437 urkundete der Meier Ulman Meyger von Bubendorf, daß Junker Henmann Sevogel von Wildenstein von den Äckern, Holz, Feld, Wunn und Weide des Sallandes im Banne Bubendorf jährlich die Landgarben zu beziehen habe. Im Jahr 1500 ging das Schloß mit dem Salland an die Stadt Basel über, und die Landgarben wurden fortan dem Kornhaus in Liestal bezahlt. Landgarben dürfte somit soviel als Sallandgarben bedeuten. Unter dem Schutze der Hofverfassung konnten sich dieselben in Bubendorf behaupten, während sie anderswo in gewöhnliche Bodenzinsen übergegangen waren. Das darf ich wohl aus der Notiz eines Eptingerbereins schließen, daß in Isenthal sechs Viertel Dinkel von einem Acker ob dem Hause gezahlt werde, die vorher die Landgarbe gab. Vierzig Landgarben gehörten auch zum Lehen Bischofstein, das im Jahre 1464 mit dem Dorfe Böckten von Kaspar zu Rin, Werner Truchseß und Peter Offenburg an die Stadt Basel verkauft wurde. Es waren 40 Jucharten im Ysental (vgl. Karte im Bann Sissach, Isleten, Isletenhalde). Einen Wein-Landgarbenzins bezog 1348 der Edelknecht Bruno Pfirter aus dem Liestaler Rebberg. Am 4. April 1407 beschlossen Schultheiß, Rat und Bürger der Stadt Liestal, daß von jeder Juchart neugerodeten Landes dem Freiherrn Thüring von Ramstein ein Sester Dinkel für eine Landgarbe zu geben sei, von wüstem Lande aber nichts.

Landgarben entrichtete auch das Guidem oder Widem (ein einer Kirche gestiftetes Grundstück oder Gebäude, Kirchengut) in Ziefen, ein Bestandteil des Bubendörfer Herrenguts. Sie sind in dem großen Urbar des Deputatenamts vom Jahre 1697 verzeichnet, dessen Einkünfte als Pfleger der früheren Gotteshäuser der Stadtschreiber von Liestal verwaltete und bezog. Von den 13 Trägereien zinsten sieben ganz oder doch zum Teil Landgarben als eine bestimmte Getreideabgabe, nämlich:

Nr. 5: 1 ℔ 5 β, Korn 2 Vzl. 6 Viertel, Haber 2 Vzl. 6 Viertel, 7 Hühner, 50 Eier, Landgarben Haber 6 Viertel.

Nr. 6: Landgarben 2 Viertel Haber.

Nr. 7: Geld 1 ℔ 4 β, Korn 1 Vzl. 6 Viertel, Haber 1 Vzl. 6 Viertel, Eier 30, Hühner 3, Landgarben Korn 3 Viertel.

Nr. 8: Korn 2 Vzl., Haber 1 Vzl., 5 Hühner, 50 Eier, Landgarben Korn 2 Viertel.

Nr. 9: Korn 2 Vzl., Haber 1½ Vzl., 5 Hühner, 60 Eier, Landgarben Haber 1 Viertel.

Nr. 10: Geld 16 β, Landgarben Haber 2 Viertel.

Nr. 13: Landgarben Haber 2 Viertel.

Es war sonst zehnten- und zinsfrei und wurde laut einem Gantrodel vom 23. Oktober 1693 so verkauft, daß der letzte Drittel der Kaufsumme als ein ewiges Kapital mit drei vom Hundert verzinst werden solle.

Die genannten Güter genossen somit wohl die Zehnten-, aber nicht die absolute Zinsfreiheit, da sie den Kanon zu entrichten hatten. Doch gab es völlig freie Güter, Bestandteile von Herrengütern, wie dies z. B. von Pratteln und von Wildenstein bezeugt ist, lag es doch vielfach in der Macht der Besitzer, sich dieser Fesseln zu entledigen. Anders verhielt es sich mit dem zins- und zehntenfreien Bezirk im Banne Rickenbach, wo der Weiher gegen 7000 ℔ an die Gemeinde verkauft und das neue Gelände nicht mehr belastet wurde[20].

Eine weitere Art von Zinsen waren die von den Alphöfen geforderten, deren Gelände meist aus Weidland bestand. So bezog das Schloß Waldenburg von den Höfen Wald, Dirstel (Personenname), Bilstein, Oberbürten, Bogental, St. Romey u. a. Zinskäse und Geldzinsen im Betrag von 93 ℔ 5 β, von denen ein großer Teil Gülten waren, d. h. von Schuldverschreibungen herrührende Zinsen von unablöslichen Geldkapitalien. Von 50 Gulden Hauptguts entrichtete laut Brief von 1545 der Dirstel 3 ℔ 2 β 6 ₰, d. h. 5%. Interessant sind zwei rheinische Gulden oder 2 ℔ 6 β

als der Zins von 40 Gulden, der im Jahre 1475 dem Besitzer des Hofes Wald wegen eines Frevels auferlegt wurde.

Außer diesen Geldbodenzinsen finden sich etwa in den Vereinen die gewöhnlichen ablöslichen Geldzinsen, besonders in den Kirchenbereinen, verzeichnet. So hatte das Gelterkinder Gotteshausberein im Jahre 1702 an verschiedene Bauern einige hundert Pfund ausgeliehen, welche dieselben in mehreren Terminen zurückzahlen und zu 5 % verzinsen mußten. Als Hypothek hatten sie Haus und Land einzusetzen, das sonst ledig eigen und nicht weiter belastet war.

Eine etwas eigenartige Abgabe waren die neuen Bodenzinsen, welche seit dem Jahre 1703 zu Arisdorf Sissach, Zunzgen, Diegten, Itingen, Böckten, Tenniken, Eptingen bezogen und verrechnet wurden. In der Einleitung des Vereins wird gesagt, daß verschiedene Grundstücke noch keinem Gute angehörten. Die gnädigen Herren hielten es darum für billig, auf sie „zum Besten des Publikums" einen angemessenen Zins zu legen. Viele Bodenzinsen seien auch in den früheren Vereinen vergessen worden. Hier haben also die Bodenzinsen den Charakter einer allgemeinen Grundsteuer angenommen[21].

Umfang und Bedeutung der Zinsgüter in den Gemeindebännen.

Der Besprechung der Vereine lasse ich die Zusammenstellung der Zinsgüter einiger Bänne und eine kurze Entwicklung der Dorfgemeinde folgen, soweit es das vorhandene Aktenmaterial erlaubt. Dabei bin ich mir der Lückenhaftigkeit und Unsicherheit der Resultate wohl bewußt, und ich würde auch diesen Versuch nicht gewagt haben, ständen mir nicht zwei wertvolle Publikationen zur Verfügung:

1. Die Liegenschaften auf der Landschaft Basel mit Ausnahme der Gebäude, 1774, bei Ochs VIII, 57 ff. und

2. Die forstlichen Verhältnisse im Kanton Baselland, herausgegeben von der Direktion des Innern, Liestal 1898.

Um einen Vergleich zu ermöglichen, habe ich die Hektaren der basellandschaftlichen Publikation in alte Jucharten zu 0,2836 ha und die Ochsschen Angaben in ha umgerechnet und dabei große Änderungen in der Bodenkultur feststellen können.

Doch beschränke ich mich auf die drei Bänne Muttenz, Gelterkinden und Bubendorf, indem ich für Riehen, dessen Wettingerberein ich oben besprochen habe, auf das treffliche Festbuch verweisen kann.

Berechnung nach alten Jucharten à 28,36 a.

	Bann	Wald	Weide	Äcker und Matten	Reben	Unproduktiv
Muttenz						
jetziger Bann Muttenz	5853,3	2546,9	—	3067,7	137,5	101,2
Birsfelden	685,5	17,3	—	627,6	—	40,6
	6538,8	2564,2	—	3695,3	137,5	141,8
nach Ochs	1774,5	13,5	—	1623,2	137,8	—
Differenz	4764,3	2550,7	—	2072,1	*—0,3*	141,8
Gelterkinden						
jetziger Bann	3412,5	1473,9	—	1833,5	28,2	76,9
nach Ochs	1697,6	466,8	32,2	1150,2	48,4	—
Differenz	1714,9	1007,1	*—32,2*	683,3	*—20,2*	76,9
Riehen (Kantonsbl. 1877, 24. I.)						
Bann von 1877	3844,2	709,4	—	2665,9	219,4	249,5
nach Ochs	2776,1	349,3	—	2111,3	315,4	—
Differenz	1068,1	360,1	—	554,6	*—96*	249,5
Bubendorf						
jetziger Bann	3910,5	1227	15,9	2584,6	13,3	69,7
nach Ochs	2413,7	602,6	519,1	1242,6	49,4	—
Differenz	1496,8	614,4	*—493,2*	1342	*—36,1*	69,7

Wie sollen wir uns diese Unterschiede, zunächst der Bänne erklären? Ochs spricht nicht von Bännen, sondern nur von dem darin liegenden Kulturland. Nicht berück-

Berechnung nach Hektaren.

	Bann	Wald	Weide	Äcker und Matten	Reben	Unproduktiv
Muttenz						
jetziger Bann Muttenz	1660	722,2	—	870	39	28,7
Birsfelden	194,4	4,9	—	178	—	11,5
	1854,4	727,2	—	1048	39	40,2
nach Ochs	503,3	3,8	—	460,4	39,1	—
Differenz	1351,1	723,4	—	587,6	*—0,1*	40,2
Gelterkinden						
jetziger Bann	967,8	418	—	520	8	21,8
nach Ochs	481,5	132,4	9,2	326,2	13,7	—
Differenz	486,3	285,6	*—9,2*	193,8	*—5,7*	21,8
Riehen						
Bann von 1877	1090,2	201,2	—	756,1	62,2	70,7
nach Ochs	787,3	99,1	—	598,8	89,4	—
Differenz	302,9	102,1	—	157,3	*—27,2*	70,7
Bubendorf						
jetziger Bann	1109	348	4,5	733	3,7	19,8
nach Ochs	684,5	170,9	147,2	352,4	14	—
Differenz	424,5	177,1	*—142,7*	380,6	*—10,3*	19,8

NB. In der schweiz. Arealstatistik von 1912 sind die Bänne von Muttenz, Gelterkinden, Riehen und Bubendorf fast gleich groß, derjenige von Birsfelden wesentlich größer angegeben (251,36 ha).

sichtigt ist alles unproduktive und unbebaute Land. Bestimmt abgegrenzte Dorfbänne kannte das Mittelalter nicht, und im 18. Jahrhundert waren sie erst im Entstehen begriffen. Das zeigen die unzähligen Weidgangsstreitigkeiten, zwischen Arisdorf-Hersberg (1776), Olsberg-Nußhof-Hersberg (1774), Diegten-Eptingen (1777), Tenniken-Diegten (1780), Bubendorf-Ramlinsburg (1789), Liestal-Nuglar (1791), Liestal-Lausen (1794), Häfelfingen-Rümlingen (1793), Rümlingen-Wittinsburg (1772), Hemmiken-Hellikon (1781), Gelterkinden-Rickenbach (1777, 1795), Anwil-Witt-

nau (1755), Tecknau-Rünenberg-Wenslingen (1776), Biel-Benken (1775), Basel-Muttenz-Pratteln (1775) u. a.

a) Muttenz.

Im Banne Muttenz fallen zunächst die großen Unterschiede in den Waldbeständen sowie im Acker- und Mattland auf, während das Rebland fast gleich geblieben war. Gewiß hatte sich der Bann nicht verändert; doch die davon abgelösten Teile und das Allmendland wurden nicht gezählt. So verblieben nur 13½ J. Holzland. Der im Jahr 1802 aufgenommene „Kataster der Hoch-, Gemeinde- und Partikularwaldungen im Kanton Basel" verzeichnet 705 J., wovon 100 J. dem Rotenhaus, 8 J. der Rütihard, 32 J. dem Waisenhaus, 364 J. der Gemeinde und 163 J. dem Deputatenamt gehörten. Nicht erwähnt wird die Hard, die im Jahre 1831 nach den Waldakten für den Muttenzer Bann mit 1126 alten Jucharten berechnet wurde. Doch wie sind die übrig bleibenden 720 J. zu erklären?

Es kann zu dieser Differenz dreierlei beigetragen haben: 1. die Ungenauigkeit der Ausmessung, 2. die Verwandlung der Weitweiden in Kulturland, 3. das Verschwinden der Allmende und des schlechten oder ungebauten Geländes.

Noch aus neuerer Zeit erfahren wir, daß man den Flächeninhalt des Bannes Rickenbach, der im Jahr 1876 zu 260 ha angegeben wurde, 1882 zu 294 ha und 1891 zu 290,22 ha berechnet habe. Wie viel größer mögen die Fehler im 18. Jahrhundert gewesen sein!

Die Weitweiden waren der zum Weiden benützte Wald (wit, wide, Holz), besonders der Hochwald, wo das Vieh genügend Raum zum Weiden hatte. Als dann meist in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts der Weidgang abgeschafft wurde, pflanzte man entweder diese Lichtungen mit Waldbäumen an oder übergab das freigewordene Gelände der Landwirtschaft (so z. B. den Geispel bei Muttenz, Rebmann S. 2).

Nicht als Kulturland konnten die brachliegenden Ägerten und die Allmenden angesehen werden.

Über die Allmend des mindern Basels spricht sich 1764 ein Gutachten folgendermaßen aus: „Die öffentliche Weid des mindern Basels besteht teils in Allmendweiden, teils in Matten (Früh- und Spätweide). Die Allmend ist die ziemlich große Strecke Landes, das sich zu beiden Seiten des Wiesenflusses von dessen Ausfluß bis Riehen erstreckt. Der Boden der Bäume, so meistens Eichen, gehört der hohen Herrlichkeit, der davon fallende Nutzen aber den Herden der mindern Stadt. Diese Weide ist eine Allmend. Das ist genug gesagt. Von niemand besorgt, sich selbst überlassen, mit Steinen, Dornen und Morästen gefüllt. Es ist der Ort, wo unsere Kuhherde mehr von Hunger als von Nahrung träumt, wo sie sich vom Georgentag (23. April) bis gegen den Herbst aufhalten und geduldеn muß, mag sie Nahrung finden oder nicht."

Eine Allmend in dem obengenannten Sinne war hauptsächlich das ganze Birsgelände von der Rütihard bis zum Einfluß der Birs in den Rhein, wie auf einem Meierischen Plan von 1657 (Basel, T 147) ersichtlich ist. Da war neben Kiesgrien und Weidepflanzungen ein geringes Weidgelände, das den Herden spärliches Futter bot. Wie ist doch seitdem dieser Boden verwertet worden! —

Über die Muttenzer Zinsgüter gibt die Tabelle auf S. 172 Auskunft.

Wenn Ochs für das Jahr 1774 für den Bann Muttenz-Birsfelden 1774½ J. Kulturland angibt, dürfte dies den Tatsachen entsprochen haben. Fast nicht zinspflichtig waren die Herrengüter Rothaus, Kleinrheinfelden, Hagenau, Rütihard und St. Jakob. Anderseits wurden gewiß verschiedene Ägerten nicht als Kulturland behandelt.

Von den berechneten 1641¼ J., für deren Richtigkeit ich natürlich nicht die volle Gewähr übernehmen kann, waren 705½ J. = 43 % Eigentum des Staates und 682¾ J.

a) Muttenz.

	Zinsgüter	Träg.	Signatur	Juch.	Korn Vzl. V. B.[1]	Haber Vzl. V. B.[1]	Geld ℔ β ₰	Hühner	Eier	Wein S. O. M.[2]
1.	Schloßgut Münchenstein von 1744	72	Liestal 370	518	66 3 5 1/4	31 6 5 3/4	30 5 8	64	—	1 2
2.	Schloßguidem von 1744	18	—	98	—	—	—	—	—	—
3.	Kirchenberein von 1722	22	Liestal 366	183 1/4	20 3 5	7 4	3 6 2	—	—	1
4.	Kirchenguidem von 1671	4	Liestal 359	41	2 4 3	—	4 1 6	—	—	—
5.	Präsenz-Kaplanei von 1683	17	Liestal 362	165	16 6 10	10 4 9 1/2	2 8	22	—	3
	Augustiner } 1683 und 1744		Liestal 361							
6.	Prediger und } 1683 und 1744	1	Liestal 363	ca. 35	1	—	17	2	—	—
	Steinen } 1683 und 1744		Liestal 364							
7.	Spital 1683	16	Liest. 69 A	197	20 8 9	9 1 8	1 15	29	—	3
8.	Spital Kl.-Rheinfelden 1683	1	L. Deputatenamt E. E.	18	10 11 1/2	—	—	—	—	—
9.	St. Jakob 1683	1	L. Deputatenamt E. E.	13 1/2	10 11 1/2	—	—	2	—	—
10.	Hartgut 1683	2	L. 360 Bas.	89 1/2	4	—	2 11 9	—	—	—
11.	Olsberg-Lützel 1683	2	L. 1 Klöster Basel	40 1/2	7 9 3	—	—	—	—	—
12.	Gr. Almosen (Deutschorden)	2	Alm D. 5 Basel	ca. 30	4	1 4	—	4	—	—
13.	Schönauer 1683	4	O. 31. 4	112 1/2	10 11 8	4 6 10	—	16	210	—
14.	Andere Private	—	Tabelle	ca. 100	11 8 6	2	5	1	—	2 27
	Total	—	—	1641 1/4	167 6 1/4	66 1 1 1/4	45 10 1	140	210	9 1 29

[1] Vierzel, Viertel, Becher. [2] Saum, Ohm, Maß.

= 41,6 % Korporationsgut, so daß sich nur 16 % in den Händen von Privaten und eines fremden Klosters befanden.

Als Besitzer von Privatzinsgütern nennt 1799 die 13. Iselinische Zinstabelle folgende: Witwe De Lachenal, Peter Burckhardt und Joh. Rud. Frey, Rudolf Frey, Joh. Burckhardt, Goldschmieds Erben, Wernhard Herzog, Professor der Theologie, G. Falkner, älter. Von diesen dürften Peter Burckhardt und Joh. Rud. Frey, nach dem Burckhardtischen Stammbaum direkte Nachkommen der Schönauerischen Töchter, das Schönauerische Berein geerbt haben. Sie bezogen 1799 Korn 11 Vzl. 10 Viertel 1½ Becher, Haber 5 Vzl. 1 Viertel 10½ Becher, d. h. 17 Vzl. Frucht, was außer den Hühnern und Eiern dem Schönauerischen Zinsertrag entspricht. Vielleicht wurden dieselben dem Träger für den Einzug überlassen.

Der Bann Muttenz, einer der größten der frühern Herrschaft, hat wohl ursprünglich eine Einheit gebildet. Die Hauptbestandteile waren die drei Burgen auf dem Wartenberg, der Dinghof mit Wunn und Weide, Wasser und Wasserrunsen, dem Dorf, Gütern und Leuten, hohen und niedern Gerichten, Jagd- und Fischrecht, der Birszoll, die Rheinfähre, die Hard, Kleinrheinfelden, das Rothaus mit Au und Lachmatt, Engental, Fröschenedk.

Wohl schon sehr früh entstand ein homburgischer Dinghof, ein Lehen des Bischofs von Straßburg, das im Jahre 1306 Werner und Ludwig von Homburg der Königin Elisabeth von Österreich verkauften. Dazu erwarb sich später die Herrschaft Österreich vom Bischof von Basel noch die landgräflichen Rechte. Inhaber einzelner Teile waren verschiedene Familien, bis zuletzt die Herren von Münchenstein wieder eigentliche Dorfherren wurden. Doch sie konnten ihre Herrschaft nicht länger als ein Jahrhundert behaupten. Im Jahre 1470 verpfändeten sie dieselbe und traten sie 1512 ganz an die Stadt Basel ab.

Es kam ihr zugute, daß die früher abgelösten Teile

entweder an sie oder Basler Bürger übergegangen waren. Im Jahre 1227 hatte Ritter Peter im Thurm 223 J. in Kleinrheinfelden vom Kloster St. Alban als Erblehen erhalten. Im Jahre 1295 erwarb die Stadt Basel die Fähre an der Birs und das Recht, Brücken zu schlagen, somit auch den Birszoll. Im Jahre 1396 gingen die Fähre zu Bertlikon bei Grenzach (untergegangene Ortschaft), die Rechte in der St. Albanvorstadt und Güter im Muttenzer Bann an den Basler Bürger Sintze über. Im Jahre 1421 erhielt das Rothaus seine Kirche, einen eigenen Bann mit Wunn und Weide, die Fischenz im Rhein, den Weinzehnten des Rebgeländes und einen Teil der Salmenwage. Nach dem Bauernkrieg wurde das ganze Klostergut Privatbesitz, wechselte öfter die Hand und bildete bis 1918 einen Bestandteil der Christ. Merian'schen Stiftung.

Die Hagenau wurde im Jahre 1539 von den Pflegern von St. Alban denen von St. Jakob verkauft und teilte von da an die Geschicke dieses Gotteshauses.

Vor allem wichtig war das Lehen, welches die vordere und mittlere Burg Wartenberg, die Hard und die übrigen Wälder in sich schloß, da seit dieser Zeit die Hardwaldung die reservierte Stellung besaß, die ihr bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Sie schied ganz aus dem Banne aus, so daß die Muttenzer Herde keinen Zutritt hatte. Da sie 1803 durch die Aussteuerungsurkunde der Stadt Basel zugeteilt wurde, konnte sie derselben auch bei der Teilung des Kantons nicht entrissen werden.

Daß der Dinghof nicht mehr den Mittelpunkt der Dorfgemeinde bildete, beweist der Umstand, daß seit der Mitte des 14. Jahrhunderts der leitende Beamte nicht mehr der Meier, sondern ein Vogt war [22].

b) Gelterkinden.

Eine Vergleichung des zinsbaren Geländes mit den Angaben von Ochs ergibt eine Differenz von etwas über

b) Gelterkinden.

	Zinsgüter	Träg.	Signatur	Juch.	Korn Vzl. V. B.[1]	Haber Vzl. V. B.[1]	Geld ℔ β ₰	Hühner	Eier	Wein S. O. M.[2]	Kernen S. V. B.[2]
1.	Schloß Farnsburg 1792 . . .	15	Liestal 26 Gr. Vereinb.	447	33 7 10¼	21 2 10⅞	17 8 5	45	404	—	7
2.	Schloßrütinen 1702	1	Zins u. Zehnten Basel	26¼	—	—	—	—	—	—	—
3.	Kaplanei Farnsburg 1702 . .	1	Liestal 82	7	8	8	—	1	30	—	—
4.	Kirche Gelterkinden	16	Gelterk.	279	19	7 6	1 1 5	17	120	—	—
5.	Kirche Ormalingen	6	Liestal 81	2	3	—	—	—	—	—	—
6.	Dompropstei	7	Liestal 34	158	22 10 9⅜	9	7 10 10	—	—	—	—
7.	Waisenhaus inklusive Strübin, Basel	1	Tab. 6	ca. 30	1 8 6	1	—	—	—	—	—
8.	Beuggen 1702	4	Liestal 463 Tabelle 3	84½	6 3	3 7	—	10	70	—	—
9.	Kloster Olsberg 1799 . . .	—	Tabelle 5	ca. 200	14 9 1	6 1	—	15	30	—	—
10.	Patronatsstift Rheinfelden 1799	—	Tabelle 5	ca. 100	6 6 4	4 11	—	9	90	—	—
11.	Frauenstift Säckingen . . .	—	Tabelle 6	ca. 30	1 8 6	1	—	—	—	—	—
12.	J. R. Merian, Straßburgerhof	—	Tabelle 13	ca. 50	4 9	1 3 6	10	—	—	—	—
13.	Leonh. Paravicini	—	Tabelle 13	ca. 60	1	6	—	1½	20	—	—
14.	Peter v. P. Burckhardt Wetzel u. Zeller, Liestal	—	Tabelle 13	ca. 120	7 6	4 6	—	—	—	—	—
	Total			1593¾	120 8 ⅝	66 2 9⅞	26 10 8	98½	764	—	7

[1] Vierzel, Viertel, Becher.

[2] Saum, Ohm, Maß.

100 J. Wahrscheinlich hatten die schönen Landgüter, besonders die Erndhalde, so viel zinsfreies Land.

Von den genannten 1593¾ J. waren 473¼ J. = 29,7 % dem Schloß Farnsburg, 476 J. = 29,9 % basleriſchen kirchlichen Korporationen, 414½ J. = 26 % fremden Gotteshäusern und 230 J. = 14,4 % Privaten zinspflichtig. Zählt man aber die Gelterkinder Kirchengüter, die ganz von Beuggen abhängig waren, zur dritten Kategorie, so verfügten die fremden geistlichen Herrschaften über 695½ J. = 43,6 %. Der Dompropsteiverwaltung unterstellt war ein Verein von 3 Trägereien, das der Familie Strübin in Liestal gehörte.

Die starken fremden Einflüsse zeigt auch die Entwicklungsgeschichte dieser Gemeinde.

Über Gelterkinden erhalten wir aus dem Mittelalter nur sehr dürftige Nachrichten. Doch können wir wohl dieses Dorf, in dem noch später die Leute des gesamten Amtes den Landvögten huldigten, als den Kern und Mittelpunkt der Herrschaft Farnsburg ansehen.

Schon 1288 gab es hier einen homburgischen Hof, der damals an zwei Rheinfelder Bürger verkauft wurde. Im Jahre 1323, d. h. bald nach der Erbauung des Schlosses Farnsburg, verkaufte Peter von Eptingen, von Gutenfels, unter anderem auch 6 Vzl. Spelt und 3 Vzl. 6 Viertel Haber in Gelterkinden an das Kloster Olsberg. Später besaßen hier nach dem Farnsburgischen Urbar von 1372/76 die Thiersteiner Zwing und Bann und 22 Schupposen = ca. 550 J., die 34 Vzl. Korn, 16 Vzl. Haber, 12 Mütt Kernen, 6 Mütt Mühlekorn (Mischleten), 47 Hühner, 440 Eier und 1 ℔ Tavernengeld abwarfen.

Leider vernehmen wir hier nichts von dem Hennebühlshofe, den am 7. Januar 1399 die Gräfin Verena von Thierstein im Namen ihrer Söhne Otto und Hermann mit dem Kirchensatz, dem Widum und aller Zubehörde an die Kommende Beuggen verkaufte, und auf den am 1. Fe-

bruar 1402 Otto von Thierstein feierlich verzichtete. Über das damit ursprünglich verbundene Kirchenberein ist oben gesprochen worden.

Nach dem Tode Sigmunds II. scheinen die Gräfin Verena und ihre Söhne oft in bedrängter Lage gewesen zu sein. Doch nicht nur der Hof, sondern das ganze Dorf Gelterkinden ging verloren; denn im Jahre 1417 schlichtete der Ritter Hans Rich „in namen und wegen der gebursame und gemeinde gemeinlich des dorffes Gelterchingen" wegen der Eichhalden einen Streit mit Rümlingen. Deshalb amtete schon während dieser Periode ein Vogt, Wernlin Abegg. Erst unter den Falkensteinern erscheint wieder ein Meier, Hans Sigrist, der neben oder unter dem Vogt als Verwaltungsbeamter figuriert (1420).

Ihm verlieh am 15. Oktober 1425 der Freiherr Hans Friedrich von Falkenstein „von der getrüwen diensten wegen, so er mir und den minen dik und vil hat getan und noch fürbasser getůn mag", ein Mannwerk Matten „nid dem dorf, zu Talwasser, neben der tumherren von Basel gůt und der herren von sant Alban gůt". Doch seit 1447 begegnet uns nur noch der Vogt, der auch den Landtag leitete[28].

c) Bubendorf

kann als Typus einer eigentlichen Fronhofverfassung dienen. Der Dinghof erstreckte sich zur Zeit seiner höchsten Ausdehnung nicht nur über die Bänne von Bubendorf, Ziefen und Ramlinsburg, sondern auch über Teile von Hölstein, Lupsingen und Lausen. Dazu gehörten die Hofgüter, das Salland, das Blombd, die Meiertumsgüter von Bubendorf und Ziefen, die Mühle von Bubendorf, Wildenstein, das Gürbelngut bei Hölstein und die Kirchen von Bubendorf und Ziefen.

Die Zinsverhältnisse erläutert die Tabelle auf S. 178.

Über die Besitzverhältnisse in Bubendorf geben die Dompropsteibereine von 1601, 1700 und 1757 höchst inter-

c) Bubendorf.

	Zinsgüter	Signatur	Juch.	Korn Vzl. V. B.[1]	Haber Vzl. V. B.[1]	Kernen Vzl. V. B.[1]	Hühner inkl. Hähne	℔ β ₰
1.	Wildenstein Zinsgut	Gr. Bereinbuch und Liestal Nr. 175	41½	—	4 2 4	—	2	—
2.	„ Raubgut	—	10	1 3	1 3	—	—	—
3.	„ Landgarben	—	66	Ertragsabgabe		—	—	—
4.	Schloß Waldenburg und Dompropstei	Gr. Bereinbuch	112	4 6	4 6	—	—	—
5.	Dompropstei Klingental	Basel Dompropstei C. C.	167½	5	5 9	—	—	4
6.	„ Kamerei a. Burg		40¾	3 8	—	—	—	3
7.	„ Meiertum	—	57¼	3	5	—	3	10
8.	„ Raubgüter	—	50	2 6	2 6	—	—	—
9.	„ Rebgütlein	—	10	7	7	—	—	—
10.	„ Mühle	—	20	—	—	—	5	—
11.	Kirche	Vaterl. Bibl. P. 27 Liestal	180	13	11	3	—	2 10 9
12.	Deputatenamt	191, 264, 424	72½	3 7	1 8	—	—	—
13.	Olsberg	Aarau 834	24½	2	1	—	—	—
	Total		852	35 8 8	36 9 1	3	10	3 7 9

[1] Vierzel, Viertel, Becher.

essante Aufschlüsse. Nach demjenigen von 1757 waren die eigentümlichen Boden-, Widem- und Hofzinsen, Güter und Gefälle, welche von altersher das Kloster Klingental in der mindern Stadt, die Kamerei auf Burg und die Dompropstei von Rechts wegen in den Bännen von Bubendorf und Ziefen besessen hatten, der Dompropsteiverwaltung inkorporiert worden.

Es umfaßte 1. die Klingentalzinsen, die aus dem Schäfergut, dem Lüdingut und dem Häningergut eingingen, 2. die Kamereizinsen und 3. die Hofzinsen der Dompropstei. Die 130 Tschuppus, in welche ursprünglich das Hofgut eingeteilt war, wurden 1596 des leichtern Einzugs wegen auf 23 reduziert, da der ganze Zins nur 8 ℔ 10 β 4 ₰, 4 Vzl. Haber und 1 Huhn aus jeder Familie betrug. Kein Gut in Bubendorf war ledig und eigen, sondern der ganze Zwing und Bann der Dompropstei zinshaft, und „dinghöfig" waren die Besitzer, ihre Erben und Nachkommen von all ihren Gewerben, Häusern und Gütern, weshalb sie den Hofzins ewig zu geben verpflichtet waren. Als aber später die Gemeinde Tilgung der ungiebigen Posten verlangte, erklärte der Dompropst, daß diese Zinsen auf alle Haushaltungen und Gewerbe gleichmäßig zu verteilen seien, und befahl 1701 den Unterbeamten, den Hofzins mit dem Jahreszins einzuziehen.

Der Hofzins hatte seinen Zinscharakter auch deshalb verloren, weil die meisten Güter auch noch anderweitig belastet waren. Wie sich diese Güterveränderungen vollzogen haben, zeigen drei Aktenstücke des Klingentalarchivs. Im Jahre 1365 verkaufte vor dem bischöflichen Offizial in Basel der Schultheiß Vollmar von Liestal, genannt Völlmin, dem Schaffner des Klosters Klingental einen jährlichen Zins von 12 Vzl. Dinkel für 132 Goldgulden; darauf verzichtete er gegen weitere 36 Goldgulden auf die Bubendörfer Güter. 1391 gab Konrad Schwank in Bubendorf vor dem Offizial 20 J. Äcker und Matten zurück, von denen er dem Klingentalschaffner Peter, genannt

Locher, einen jährlichen Zins von 1 Vzl. Dinkel und 2½ Vzl. Haber Liestaler Maß und der Dompropstei den Hofzins von 1 Sester Haber und 2 β 9 ₰ zahlen mußte, worauf Konrad Huber damit belehnt wurde.

Da der Unterschied zwischen dem Umfang des zinsbaren Geländes im Banne Bubendorf und dem von Ochs notierten Kulturland, Äcker, Matten, Reben, nur 442 J. beträgt, dürfte die Anzahl der nicht weiter belasteten Güter nicht beträchtlich gewesen sein. Denn die großen Herrengüter Wildenstein, Beuggenweid, Falkenrain, Großtannen, Luxmatt, Gemeindematt, das Bad u. a. besaßen gewiß mehr als 300 J. fast freien Eigentums. So unterschied sich Bubendorf ökonomisch nicht wesentlich von den übrigen Gemeinden der Landschaft Basel.

Im 15. Jahrhundert gebot über den Hof und Bann Bubendorf nur einer, der Dompropst, da er den Kirchensatz, den Korn- und Weinzehnten und die Hofzinsen besaß, die Bußen und Steuern bezog und den Hubern und Hofleuten gebot. Starb ein Lehenmann, so gehörte dem Dompropst der Fall oder Todfall, das beste Tier, das sogar noch im Dinghofberein von 1601 erwähnt wird, allerdings mit der Bemerkung, daß die Pfleger der Dompropsteiverwaltung sich vorbehielten, denselben zu jeder Zeit aus Gnaden zu mildern oder nachzulassen, je nach Gestalt der Person und des Vermögens.

Bei dem Tode eines Dompropstes wurden das Amt des Meiers, Hirten und Bannwarts ledig. Kam der Dompropst zu den gewöhnlichen Hoftagen, so hatten ihm der Meier und Hirte mit 13½ Pferden entgegenzureiten und ihn zu verköstigen und tags darauf ihm die Huber-, Hof- und Lehenleute Futter und Imbiß zu geben. Auch diese beiden Verpflichtungen waren 1601 verschwunden; die erstere hatte sich in eine Abgabe von 3 ℔ für den „Zuritt" verwandelt. Das andere ist der Futterhaber, von dem weiter unten gesprochen werden wird.

Das Fastnachtshuhn zahlten die Hofgenossen doppelt, der Dompropstei und dem Vogt. Das Bauholz wurde frei abgegeben; nur mußte man um die Erlaubnis einkommen.

Zu richten hatte der Dompropst über Hof- und Dorfangelegenheiten und geringere Vergehen, während die schwereren Fälle, besonders Diebstähle, Mord und Totschlag, dem Bischof oder dessen Vogte zukamen. Doch dürfte die Ausscheidung der Kompetenzen in bischöflicher Zeit keine allzu genaue gewesen sein, so daß die Ausbildung einer unabhängigen Herrschaft unter günstigen Verhältnissen im 15. Jahrhundert erfolgt wäre. Als aber Basel das Amt Waldenburg erwarb, mußte sich der Dompropst mit ihm wegen der Hoheitsrechte auseinandersetzen.

So wurde 1399 und 1406 sogar vor dem Dinghofgerichte zu Bubendorf unter den dortigen Linden auf öffentlicher Straße von den Hubern und Hofleuten festgestellt, daß der Vogt (Landvogt) in Waldenburg über alle Frevel über 3 Schilling und über Wasserrunsen und Fischenzen von der steinern Brücke bei Liestal bis zur Wasserfalle und über Holz und Feld im Zwing und Bann von Bubendorf zu richten habe. Er hatte im Dinghof einen Weibel, der des Gerichtes wartete, den Feldhüter bestimmte, die Pfänder bezog, aber auch dem Dompropst und dem Hof schwor, ihren Nutzen zu fördern und Schaden zu wenden. Schwere Fälle brachte er jedoch vor seine Obern. In eigentlichen Hofsachen blieb dem Meier seine Gerichtsbarkeit ungeschmälert, so 1427 über das Salland und die Landgarben.

Als Rechte des Vogtes werden im Dinghofrotel der Vogthaber, 8 Tagwen und die Vogthühner gefordert, Leistungen, die sich bis zur Revolution erhalten haben. Eine solche war auch das Wasserhuhn, welches im Jahr 1411 vom Schlosse Waldenburg von denjenigen erhoben wurde, welche zu Bubendorf saßen und von dem Herrn von Ramstein oder einem andern Herrn Matten hatten.

Eine Erwähnung verdient noch, daß die Gerichtsurteile von Biel-Benken nach Kötzingen bei Sierenz, von Kötzingen nach Hüningen, von Hüningen nach Bubendorf und von Bubendorf an die Leimenstegen in die Dompropstei gezogen wurden, Bubendorf also ein sogenannter oberer Dinghof war.

Als der Übergang der Grafschaft Farnsburg mit der Landgrafschaft Sisgau an die Stadt Basel sich vorbereitete, wurden auch die Verhältnisse des Dinghofs Bubendorf definitiv geordnet. Die Stadt Basel und der Dompropst vereinbarten sich am 12. März 1461 folgendermaßen:

Der Dompropsteimeier übt auch fernerhin die Gerichtsbarkeit in Hofsachen aus und bezieht die Bußen. Handelt es sich um Geld, Schuld, Fried und Frevel, so können beide richten, der Dompropsteimeier und der Weibel des Vogts von Waldenburg, je nachdem sie zuerst aufgefordert werden, gewöhnlich aber der Meier in Anwesenheit des Weibels, und die Besserungen werden halbiert. Nur bei eigentlichen Blutsachen übernimmt der Weibel den Stab und bezieht die Besserungen allein. Auch die Hoheitsrechte, Jagd und Fischfang, innerhalb des Bannes, wurden von der Dompropstei ausgeübt. Doch hatte der Weibel dem Meier das Gericht zu behüten und die Bußen einzutreiben. Dafür empfing er vom Dompropsteimeier als Lohn 3 Schilling zu Johanni und 4 Sester Haber zu Martini. Vom Salland und den Landgarben ist schon oben gesprochen worden [24].

Einzug der Bodenzinsen.

Höchst eigenartig war der Bezug der Hofzinsen im Mittelalter. Der Dinghofrotel der St. Albanleute zu Pratteln vom 27. März 1333 verordnete folgendes:

Uff Sant Hylarien des heiligen byschoffs tag, das ist an dem zwänzigsten tag nach wienachten (13. Januar), sol ein innemer oder schafner eins brobstes zu Sant Alban

erschinen zů Brattelen in dem dorf, und nach dem die sunn under gangen ist und die zit kumt das die sternen schinen und die nacht an stosd, sol er under bloßem himel sitzen und also ein zyt warten der zinßlüten und die hofzinß da uffnehmen. und wåre sach, das die zinßlüte sümig wårent und nit bald zinseten, so mag der schaffner uffstan und in die herberg gan. und wer also sümig wurde an sölicher bezalung und die nit tåte an dem ort, da der schaffner vor gesessen ist, der selb oder die verfallent morndes zwüren als vil, und wenn sy ein ganzen tag und ein nacht übersitzent, verfallen sy vierfåltig als vil. darumb söllent alle zinslüt gewarnet sin, iren hofzinß ußzerichten, vor und ee sy schlafen lygent.

Viel praktischer waren die Bestimmungen des wahrscheinlich etwas jüngern, undatierten Dinghofrotels von Bubendorf, dessen 11. Artikel, „Betreibung für Hofzinse", folgendermaßen lautet:

„Ist es, das dheiner ze rechter zit sinen zinß versumbt ze gebende, der sol bessern einem probst in sinen nutz iij (3) β. der meier sol auch ein pfand nemen dem, der sinen zinß versumpt zu geben, uf der weid, ob er es da findt, ist des nit, so sol er es nemen, so er es zů der trenke fürt, und findt er es da nit, so sol er es im hus nemen und es in fronhof füren und daselbst mit schaden des, des es ist, siben tag verkostigen. darnach sol es verkouft werden, und so etwas überplibt, daz sol man sinem herren wider geben, gebristet aber da ützit, das sol er ouch nach geben mit der besserung. item ist, das iemand dem meier oder sinen botten ein pfand zu nemen wert oder das genomen pfand wider mynet wider sinen willen, der sol dem probst bessern lx (60) β und einen helbing."

Die spätere Gesetzgebung, besonders die Landesordnungen der Landschaft Basel von 1611, 1654 und 1757, ergänzte und erweiterte das gerichtliche Verfahren. War nach der gewöhnlichen Auskündungsfrist von 6 Wochen und

3 Tagen der Zinsherr nicht befriedigt, so war dieser befugt, auf das Zinsgut selbst zu greifen und es anderwärts zu verleihen oder zu verkaufen. Ging ein Item verloren, wurde der Zins pro rata unter die übrigen Zensiten verteilt (Landesordn. 91).

Ebenso wichtig war die Verordnung, die sich zuerst in der Landesordnung von 1611 findet, es solle der Höchste im Tschupus Träger sein und den gesamten Zins in guter, geputzter, d. h. gedroschener Ware, wie 1757 hinzugefügt wird, der eigenen Hand, d. h. dem Zinsherrn, abliefern. Dies mußte in seinen eigenen Kosten und ohne Entgelt des Eigentumsherrn erfolgen. Doch wurde ihm empfohlen, die Güter dergestalten zu beladen, daß er zu seinem Mäß komme.

Im allgemeinen war zu diesem Dienst jeder Zensit verpflichtet. Doch machte man hievon gerne eine Ausnahme zugunsten der bürgerlichen Sennhöfe, die, wie ein Gutachten der Landkommission am 31. Januar 1761 ausführte, keine Züge hätten und vom Dorf zu weit wegwohnten, wo der Einzug erfolgen und der Bodenzins gelagert werden müsse.

Die dem Träger zukommende Entschädigung wurde der Tragbecher genannt. Eine gesetzliche Bestimmung kenne ich nicht. Wahrscheinlich wurde eine solche auch nie erlassen. Doch lag wohl auch hier, wie bei den Fastnachtshühnern und Vogtsgarben, eine gewisse Einheit zugrunde, z. B. ein Becher von jedem Sester oder einem Viertel Bodenzins, was bei den drei Getreidemaßen schon große Unterschiede ergab. In den meisten Bereinen ist hievon nichts notiert; doch weist die Differenz des Bereinszinses und der Summe der Trägerzinsen darauf hin. Ausdrücklich genannt ist der Tragbecher in einigen Bereinen der Dompropstei Basel und des Klosters Olsberg. So bezog 1726 der Dompropsteiträger in Gelterkinden von 14 Vzl. Korn und 4 Vzl. Haber 2 Vzl. 6 Viertel 6¼ Becher Korn und 8 Viertel 8¾ Becher Haber, was 14,1 % beträgt. Weniger

bedeutend war im Jahre 1703 der Gewinnanteil des olsbergischen Trägers in Diegten, da ihm von 8 Vierteln Korn und 8 Vierteln Haber nur 3 Becher Korn und 3 Becher Haber, also etwas mehr als 3 %, zukamen.

Gewiß lag es im Interesse der Herrschaft, die Träger bei guter Laune zu erhalten, da man sonst den Bock zum Gärtner gemacht hätte. Grund zur Unzufriedenheit war ja immer vorhanden. Neben dem allgemeinen Widerstand der Steuerzahlenden hatte man mit der manchmal großen Not in Fehljahren oder bei Krisen zu rechnen. Trotzdem wurden nur höchst selten, z. B. im Dezember 1797, Bodenzinsen erlassen, sondern nur gestundet, was im folgenden Jahre die Lage nur noch schwieriger gestaltete. Da war es besonders in fremden Herrschaften nicht leicht, den Zins zu erhalten, was folgendes Beispiel zeigen mag.

Am 29. Dezember 1751 erhielt der Landvogt von Waldenburg die Mitteilung, daß die Gnädigen Herren von Solothurn dem Landvogt von Thierstein befohlen hätten, die Einzinser des baslerischen Breitenbacher und Büsseracher Bereins anzuhalten, den laufenden und letztjährigen Bodenzins abzuführen. Doch der Einzug verzögerte sich, und am 26. Januar 1752 wurden der Landvogt und Schloßschreiber von Waldenburg zur Verantwortung nach Basel geladen, weil die Solothurner Regierung sie beschuldigte, sie hätten dem Pfarrer von Meltingen in Reigoldswil seine Gefälle zurückbehalten. Vor Verhör stellten beide Beamte den Sachverhalt folgendermaßen dar:

Der Landvogt von Waldenburg sandte den Meier von Bretzwil nach Büsserach, den Zins einzuziehen. Doch der Meier von Büsserach wollte von seinem Landvogte den bestimmten Befehl erhalten haben, nur den laufenden Zins zu liefern, da die Bereine und Heischrödel mangelhaft seien. Später erklärte der Landvogt dem Schloßschreiber von Waldenburg, wegen einer Viehseuche sei es den Bauern unmöglich, zwei Zinsen auf einmal zu bezahlen. Im Wirts-

haus zu Büsserach warfen die Zensiten die Schuld auf die Träger, die sich wieder auf den Landvogt stützten.

Am gleichen Tage hatte sich auch der Pfarrer von Meltingen nach Reigoldswil begeben, um seine Gefälle zu beziehen. Doch da einige Reigoldswiler klagten, daß des Pfarrers Träger sie übervorteile, bald mehr und bald weniger verlange und das letztemal drei Becher zweimal gefordert habe, hatte der Schloßschreiber die Zinsen in Beschlag nehmen lassen, um selber mit dem Pfarrer abzurechnen. Am Abend trafen Pfarrer und Schloßschreiber unterwegs zusammen und wechselten scharfe Worte; aber am folgenden Tage überbrachte der Meier von Bretzwil dem Pfarrer sein Geld, das er in Reigoldswil aus den Zinsfrüchten gelöst hatte.

Auch hier brauchte man also Träger, mußte aber die Zinsen abholen und sie bisweilen unter dem Preise am Orte verkaufen. Solche Streitigkeiten wiederholten sich Jahr für Jahr, so daß die Zinsherren ihres Besitzes nicht recht froh werden konnten.

Im Markgräfischen sammelte man die Gefälle gewöhnlich in einer Frucht- oder Zehntenscheune, die unter der Verwaltung eines eigenen Beamten stand.

Am schwierigsten gestaltete sich wohl der Zinseinzug im Elsaß, was ich folgender Schilderung entnehme:

Der Zinsherr muß sich zuerst beim Oberamt melden und um einen Befehl namens seines Herrn anhalten, daß die Zensiten allen Ernstes bei Strafe der Exemtion angehalten werden, wenn der Bodenzins gefordert wird, ihn abzuliefern. Denselben übergibt er dem Schultheiß, Vogt oder Meier und bittet ihn, die Gemeinde sogleich zusammenzuberufen. Hier wird der Amtsbefehl verlesen. Wenn dies geschehen, hält er bei dem Bannwart an, ihm gebührend an die Hand zu gehen, daß man ihm die Frucht ordentlich messe oder aus den Häusern der Zensiten bringen

lasse. Entweder geht man von Haus zu Haus und faßt die schuldige Frucht vom Speicher, wie jetzt noch an vielen Orten des Pfirter Amtes, oder man setzt sich in dasjenige Haus, wo die Frucht hingeschüttet wird. Dahin kommen die Zensiten, rechnen mit dem Einzüger und bringen den Zins selbst, wie solches im Markgräfischen, im Landser und Altkircher Amt gebräuchlich ist. Holt man sie selbst, so wird man betrogen; denn man erhält nur von derjenigen Frucht, die man als Zinsfrucht erklärt hat. Macht man Schwierigkeit, so sagen sie, man sehe die Frucht; es sei auf einem Haufen. Dann sind die Speicher und solche Orte geschlossen, daß man keinen Unterschied zwischen der Qualität finden kann und man bei einer solchen Finsternis in Lebensgefahr ist. Merken sie, daß der Zins abgeholt werde, machen sie einen solchen Rauch durch das Haus, daß es unmöglich ist, die Frucht zu besichtigen, sondern man muß wegen des Rauchs so schnell als möglich heruntersteigen, um nicht blind zu werden oder gar zu ersticken. Denn sie haben kein Kamin in ihren Häusern. Es brauchte ein besonderes Buch, wenn ich der Zinsleute Listen und betrügerische Vorteile alle beschreiben wollte. Ich begnüge mich, hinzuzufügen, wie sie die Zinsfrucht präparieren.

Wenn der Bauer gedroschen hat, schüttet er die sämtliche Frucht an einem Ende in die Scheune und wirft sie mit der Wurfschaufel so weit, als die Scheune lang ist; so entsteht dreierlei Frucht: die am weitesten geworfene ist die schwerste und sauberste; diese behält er für sich oder verkauft sie um bares Geld. Die in die Mitte geworfene ist etwas leichter und unvollkommener; deshalb braucht er sie in seine Haushaltung. Die allernächste und leichteste nennen sie Zinsfrucht; manchmal ist sie so schlecht, daß sie sogar die Schweine nicht mehr fressen wollen. Es ist spitze Frucht, das Oberste an den Kornähren, welche selten zur Reife gelangen. Diese geben sie den Trägern als Bodenzins. Als Entschuldigung sagen sie etwa, es sei die Frucht,

die unser Herr Gott habe wachsen lassen. In Gegenwart vieler Leute bringen sie eher bessere Ware.

Der Einzinser muß mit guten Heischrödeln ausgerüstet sein und alle Veränderungen kennen.

Wegen dieser Schwierigkeiten zog man im Elsaß, wie Eduard Schweizer in seiner verdienstvollen Arbeit „Das Basler Kirchen- und Schulgut" ausführt, lieber die Admodiation, die Verpachtung der Fruchtgefälle, vor. Aber trotz alledem war und blieb das Elsaß das Sorgenkind der baslerischen Verwaltungen, namentlich da auf den schützenden Arm des Gerichtes wenig zu zählen war. Im Jahr 1762 admodiierte man die mittelmäßigen und schlechten Kapitalien gegen eine Provision von 1/5 dem Heß, der auch wirklich bis 1767 die 4/5 der Erstanzen ablieferte. Hammel dagegen übernahm um dieselbe Zeit gegen eine feste Provision den Einzug der regelmäßigen Gefälle des Altkircher Amtes.

Bis zum Jahre 1764 war die Zins- und Zehntenausfuhr aus dem Elsaß zollfrei. Von da an wurde die Ausfuhrbewilligung zwar erteilt; doch der Zoll mußte für die ca. 11 500 Säcke zu St. Louis abgestattet werden. Als dann im Jahr 1789 die französische Nationalversammlung die Feudallasten selbst aufhob, bedurfte es langer Verhandlungen, bis die Liquidation, von der später gesprochen werden soll, vorgenommen werden konnte.

In den österreichischen Gebieten, im Fricktal, in Inzlingen, im Breisgau zahlten auch die baslerischen Güterbesitzer die dort üblichen Auflagen, die Bannwartsgarbe, die Domenikal- und Rustikalsteuer oder die Monatsgelder.

Die Bannwartsgarbe, eine Garbe von jedem Acker, wurde im Jahr 1773 in den Bännen Buus (insoweit er zum Fricktal gehörte) und Magden, in andern dagegen nicht gefordert. Ursprünglich waren die Basler Bürger laut dem sogenannten Sigismundischen Freibrief von Simon und Judae (28. Okt.) 1431 von allem Land, das sie im öster-

reichischen Gebiete besaßen, steuerfrei. Als nun aber dieses im Dreißigjährigen Krieg schwer geschädigt wurde und die Dorfschaften vollkommen verarmten, hielt man es für billig, auch die fremden Güterbesitzer einen Teil der allgemeinen Last tragen zu lassen. So zahlten von 1681 an die neuen Güter, in Magden ca. 30 J., in den ersten 15 Monaten monatlich 8 β pro Taue, dann monatlich noch 8 ₰, in Wittnau 11 β Monatsgeld, während die alten Grundstücke auch fernerhin noch frei blieben. Bedeutende Neukäufe erfolgten im 18. Jahrhundert, so daß im Jahre 1759 die Wintersinger ca. 100 J. solchen neuen Landes im Magdener Bann besaßen. Dafür hatten sie jährlich 10 bis 12 Batzen pro Juchart zu entrichten.

Diese Monatsgelder hatten seit dem Jahre 1650 in allen österreichischen Landen Eingang gefunden. Sie hießen später Rustikal- oder Bauernsteuer und betrugen in Inzlingen im Jahr 1775 jährlich 8—9 Kr. von der Juchart. Weniger hoch war die Domenikalsteuer von eigentlichen Lehen, ein sogenanntes donum gratuitum, 5—6 Kr. pro Juchart, mit denen z. B. die Waldungen des Spitals, Steinenklosters und Deputatenamts im dortigen Bann belegt waren.

Die Monatsgelder bestanden auch in der Markgrafschaft Baden. Alle Bemühungen der Stadt, sich hier und dort die frühere Steuerfreiheit ihrer Güter zu wahren, blieben erfolglos [25].

(Fortsetzung folgt.)

Anhang.

BUB = Boos, Urkundenbuch der Landschaft Basel.
RQ = Rechtsquellen von Basel, Stadt und Land.
℔, β, ₰ = Pfund = 20 Schilling = 12 Pfennige.

[1] BUB Nr. 12, 16, 37, 42.

[2] C. Roth, Die farnsburgischen Urbarien, Basler Zeitschrift VIII. — Walther Merz, Die Burgen des Sisgaus, Artikel Farns-

burg, Scheidedk, Odenburg usw.; Bruckner, Merkwürdigkeiten der Landschaft Basel. BUB Nr. 401, Missiven 1759 im Basler Archiv.

[3] Eptingen: BUB Nr. 956, Diegten: Burgen; Zunzgen: BUB 550, 853, Sissach 125, 678, 692.

[4] Gutenfels: Burgen, BUB 483, 569, Bruckner; Hölstein: Burgen, Bruckner, BUB 32, 184, 185, 422, 570, 571, 626 ff., 750, 752, Zins- und Zehnten-Akten; Pratteln und Frenkendorf: Burgen, Bruckner.

[5] Waldenburg, RQ II S. 225.

[6] Homburg: Burgen, Bruckner, BUB Nr. 765.

[7] Liestal: Burgen, Bruckner, Nr. 701, AB (Archiv Basel): Protokoll der Nationalversammlung A 3. Bettingen: Iselin, Geschichte des Dorfes, Riehen: Iselin, Festbuch.

[8] Archiv Baden A 1; Wald- und Landsachen G 1; RQ II, S. 260, 354 f.

[9] Das Wort Verein findet sich bei Lexer nicht verzeichnet, wohl aber bereinen, „abgrenzen". Heyne nennt die Ausdrücke: eine Rechnung, eine Angelegenheit, bereinigen. Berein wäre also das Bereinigte, weshalb wohl das sächliche Geschlecht vorzuziehen ist. In den Akten findet sich noch häufiger das männliche. — Im Mittelalter hieß nach Heusler, Institutionen des deutschen Privatrechts I, 356, Geld der Zins, der in Geld oder Naturalien gezahlt wurde, daher Korngeld, Weingeld, Pfenniggeld. Die Kapitalzinsen wurden Gült genannt. O 31[4] auf der Universitätsbibliothek und Vaterl. Bibliothek P 52.

[10] BUB Nr. 510, 535, 536, 568.

[11] Die Besitzangaben befinden sich nicht in der Originalurkunde des Basler Archivs, sondern in einer Kopie. Die Abkürzung Kl., kl. oder K. bedeutet Küpflein, ein Hohlmaß, über das weiter unten gesprochen werden soll. — Gast ist Abkürzung von Arbogast. — Für die Geschlechtsnamen in Muttenz und Gelterkinden benützte ich das Adreßbuch von Baselland von 1907.

[12] Flurnamen. Einen großen Teil der Erklärungen verdanke ich Herrn A. Seiler in Basel. Ich habe mich auf die beiden Bereine beschränkt, Schönauer Muttenz und Gotteshaus Gelterkinden. — Über Engental s. Bruckner, Muttenz S. 29 f. und Lutz, Neue Merkwürdigkeiten I, S. 145 ff. Rothausarchiv, Privatarchiv Basel.

[13] Flächenmaße s. Furrer, Volkswirtschaftslexikon, Artikel Maße; Ochs VIII, 63. — Archiv Liestal L 1, 155. — Gescheidsordnung RQ I, S. 565. — Lutz, Neue Merkwürdigkeiten I, S. 4.

[14] Für das Kataster- und Vermessungswesen wurden benützt:

1. Arch. B Geometer-, Kataster- und Grundbuchwesen usw.; 2. ein Manuskriptband auf dem Basler Staatsarchiv Bf 11 von Martin Stohler, Chef des Vermessungsbureaus, Basel 1903; 3. Daniel Hubers trigonometrische Vermessungen von Graf, in den Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft 1902.

[15] Getreidemaße. Furrer a. a. O. II, S. 378. Mulsow, Maß und Gewicht der Stadt Basel, 1910. StA Basel. Domstift WW 2, Direktorium der Schaffneien A_1, Zinsen und Zehnten I_1.

[16] Flüssigkeitsmaße. Ochs VIII, 63; Furrer a. a. O. II, S. 382.

[17] Geering, Handel und Industrie, Miss. 1791, 13 I.

[18] Umfang der Bereine. Landesordnung von 1757, Art. 93, RQ II, S. 357, 431.

[19] Zinsertrag. Zinstabellen in den Zins- und Zehntenakten, Gr. Bereinbuch 1534, RQ II, Nr. 708, Nr. 744 mit Note, P 52 Vaterl. Bibl.; Ochs VIII, 54 f., 64. Furrer, Maße II, 386; Hanauer, Études économiques II, 86; Arch. Basel, Zins und Zehnten I 3.

[20] Landgarben. Archiv Basel WW 2b; RQ II 12; Missiven 1791; BUB Nr. 60, 61, 174, 651, 859, 975; 338, 554 Gr. Bereinbuch; Ziefen: Archiv Liestal Nr. 191; Rickenbach: Schloßprotokoll Farnsburg 1776 und 1778. Vaterl. Bibl. O 31; Burgen, Bubendorf.

[21] Alpzinsen. Archiv Liestal Nr. 410, Waldenburrger Zinsberein von 1605, neue Bodenzinsen. Liestal Nr. 136.

[22] Zusammenstellung der Zinsgüter. — Missivenbücher der betreffenden Jahre. Muttenz: Land- und Waldakten H 2, die Hard alt L 93, Fasz. 37, die forstl. Verhältnisse S. 3. Vaterl. Bibl. O 31, Zins und Zehnten I 3. — Bruckner, Muttenz 24 ff., Boos UB 220, 894, 38. 183, 498, 624, Basel Privatarchiv 100. Hagenau: Siechenhaus St. Jakob E. — Hard: Boos 582, 927, 929, 974. Land- und Waldakten O. Weidgang: Summarischer Bericht der Teilungsausschüsse an den Gr. Rat von Baselstadt, Basel 1835; Schweighäuser-Vogt: Boos 315, 720, 794, 920. Vortrag von Eglin über das Rothausgut, Merian'sche Stiftung.

[23] Gelterkinden. Bruckner und Lutz, Neue Merkwürdigkeiten. Boos UB 167. 266—468, 509, 510, 535, 536, 601, 617, 648, 653, 731. Burgen des Sisgaus, Farnsburg, Gelterkinden usw.

[24] Bubendorf. — Staatsarchiv Basel, Klingental HH 23, Bubendorf RQ II, S. 601 und 602, Lasten der Untertanen, Waldenburg. Boos UB, 512, 548, 651, 822. RQ II, S. 27 Note.

[25] Einzug der Bodenzinsen. RQ II, S. 3, 12, 108, 357 mit

Note; Dompropstei Liestal Nr. 34, Aarau Nr. 766; Missiven 1751, Baden Q 26, Hauingen 1755; Direktorium der Schaffneien, Istein. Sammelband P 52. Bodenzinsen und Bereinrechte in der Umgebung von Basel; Eduard Schweizer, Das Basler Kirchen- und Schulgut, Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde, IX. Bd., 1910; Liestal L 9, 106; für Bannwartgarbe, Rural- und Domenikalsteuer, Archiv Basel, Inzlingen, Baden H 2.

Carl Christoph Bernoulli.

Von Wilhelm Vischer.

Als einst bei einer Feier für Freunde, die von einer Forschungsreise heimgekehrt waren, der damals noch im besten Jugendalter stehende Carl Bernoulli, wie er zu tun pflegte, die Geige ergriff und, in strammer, selbstbewußter Haltung über die Saiten streichend, seine der vorgerückten Stunde entsprechend gehobene Stimmung der ganzen Gesellschaft mitteilte, sie durch das Feuer seines Spiels mitreißend, da bemerkte der anwesende Professor Ludwig Rütimeyer bewundernd, es sei doch erstaunlich, das starke Protoplasma dieser Familie Bernoulli. Es war wirklich etwas von der Bernoullischen Urzelle, von ursprünglicher und unverwüstlicher Kraft des Lebens und eigenen Denkens und Fühlens in diesem Sproß des bekannten Geschlechts. Schon in seinem Äußern an die Bilder berühmter Vorfahren erinnernd, hatte er auch von ihrem Geiste etwas in sich, das seiner Persönlichkeit einen besonderen Stempel aufdrückte. Nicht umsonst war ihm von seinen Freunden in der Jugend als Übername der Name eines großen Musikers beigelegt worden, der, an ein Wort von anderer Bedeutung anklingend, besagen wollte, daß sein Träger nicht zu den alltäglichen Erscheinungen gehöre. Es lebte in ihm eine Eigenart, die ihn mitunter etwas Unerwartetes tun ließ, und ein Zug ins Reich der künstlerischen Empfindung, der ihn immer wieder emporhob über das Gewöhnliche des regelmäßigen Daseins.

Sein Leben ist im allgemeinen äußerlich nicht sehr bewegt gewesen und in der Vaterstadt ruhig verlaufen.

Carl Christoph Bernoulli war in Basel geboren am 21. Februar 1861. Seine Jugendjahre fallen in die letzte Zeit des alten Basels, als sich in politischer und in wirtschaftlicher Beziehung wie im äußeren Bild der Stadt die Entwicklung zum Neuen vorbereitete, die dann in kurzer Zeit mit raschen Schritten sich vollzog. Er selbst ist stets ein guter, alter Basler geblieben, der mit Liebe pflegte, was vorangegangene Geschlechter uns an wertvollem Gut überliefert haben. Daß man auch das erwerben muß, um es zu besitzen, ist ihm in einer sorgfältigen Erziehung eingeprägt worden. Seine Eltern waren nicht von gewöhnlichem Zuschnitt, beide in ihrer Art das, was man als Originale bezeichnet. Der Vater, Carl Bernoulli-Matzinger, Sohn des durch allseitige Anlagen hervorragenden Professors Christoph Bernoulli, hatte als Geschichtslehrer die Gabe einer lebhaften Darstellung, die er mit sehr kräftigen Aussprüchen zu würzen verstand; seine volkstümlichen Vorträge, mit denen er während Jahren die Besucher des Engelhofs erfreute, fanden stets dankbare Zuhörer. Dem Sohn hat er die Achtung vor der Geschichte mitgegeben. Die Mutter, eine gescheite Frau von selbständigem Denken, die auch das praktische Leben zu meistern verstand, sah in der Erziehung des Sohnes, der von Drillingen allein am Leben geblieben war, und dessen Gaben ihr Stolz waren, die Aufgabe ihres Lebens. Die einzige, im Alter vorangehende Schwester hat dem Bruder fürsorgende Liebe erwiesen bis ans Ende.

Bei Carl Bernoulli zeigte sich früh eine Liebe und Begabung für die Musik. Diese besondere Gabe begleitet ja oft die Befähigung zu mathematischem Denken, das eben auch ins Reich der Phantasie führt, und ist eines der Erbteile der Familie Bernoulli geblieben. Mit großer Sorgfalt waren die Eltern darauf bedacht, an dem gelehrigen Sohn diese Anlage auszubilden, und namentlich die Mutter

wachte darüber, daß es nicht bei bloßer Liebhaberei bleibe, sondern daß auch die zur erfolgreichen Ausübung notwendige Grundlage des technischen Könnens gelegt werde. Sie wußte, daß diese, zu der gar nicht alle musikalischen Naturen gelangen, nur durch gute Ausbildung und durch strenge, unablässige Arbeit und Übung erlangt werden kann, und hat weder Mühe noch Kosten gescheut, um ihrem Sohn den Unterricht guter Lehrer zuteil werden zu lassen und ihn zu stetem Üben anzuhalten. Sie ist durch vollen Erfolg belohnt worden. Die Eltern haben ihre großen Freuden erlebt, wenn dem Sohn für sein, man darf wohl sagen, glänzendes Spiel Lorbeeren gewunden wurden. Bernoulli hatte das Glück, die Begabung zur Musik, auch zu ihrer Ausübung, in sich zu haben; die Vollkommenheit, die er erreicht hat, war, wie jedes wirkliche Können, das Ergebnis langer und strenger Arbeit. Diese scheint ihm allerdings nicht zuwider gewesen zu sein, konnte er doch früh ihre Frucht genießen. Es gibt ein hübsches Bild von ihm, das ihn, noch im Knabenalter, an der Seite seines ersten Lehrers Höfl auf der Violine übend zeigt. Es ist bezeichnend für seine Jugend, die eigentlich von der Musik beherrscht war. Nach Höfl, der den ersten Grund legte, genoß er die Anleitung des vorzüglichen, temperamentvollen Geigers, Kapellmeister Adolf Bargheer, der ihn als seinen besten Schüler auf der Violine schätzte. Er begnügte sich aber nicht mit seinem Hauptinstrument, der Geige, sondern bildete sich auch auf dem Klavier aus, das er ebenfalls sehr gewandt beherrschen lernte. Selbstverständlich durfte auch die Ausbildung in den theoretischen Fächern der Musiklehre nicht fehlen; sie befähigte ihn, seine Eingebungen gelegentlich zu sehr ansprechenden Kompositionen zu gestalten.

Die Frage lag nahe, ob die nicht gewöhnlichen musikalischen Fähigkeiten des Knaben dazu führen sollten, die Musik zu seinem Beruf zu machen. Ich möchte nicht behaupten, daß nicht Bernoulli selbst später etwa einmal den

Gedanken hatte, es hätte mit Erfolg geschehen können. In der Zeit der Berufswahl waren die Eltern, wie er selbst, nicht der Meinung, daß die Aussichten dazu verlockend genug seien, um die Hingabe an die Laufbahn eines Musikers zu rechtfertigen. Dazu schätzten sie auch mit Recht seine allgemeinen Anlagen zu hoch ein, Anlagen, die ihn befähigten, auch auf anderem Gebiete etwas Rechtes zu werden, wobei der Erfolg doch sicherer schien. So hat ihm die Musik nicht zur Ernährerin werden müssen, für die er arbeiten mußte, sie ist ihm die holde Muse geblieben, die sein Leben verschönte und Erholung brachte.

Als Bernoulli die höheren Klassen des humanistischen Gymnasiums, das damalige Pädagogium, besuchte, war von keinem andern als einem wissenschaftlichen Berufe die Rede.

Damals trat er, der bisher in seiner schulfreien Zeit vornehmlich der Musik gelebt hatte und sich nicht mit Kameraden auf dem Eise, im Rhein oder auf der Straße getummelt hatte, — nur Terpsichore war zugelassen und hatte in ihm einen dankbaren Jünger gefunden — in nähere Verbindung mit seinen Mitschülern. Er nahm bald am geselligen Leben der Altersgenossen regen und freudigen Anteil. Bei allen fröhlichen Anlässen war er ein gern gesehener Kamerad, den man auch als bereits anerkannten Musikvirtuosen schätzte. Mit ganzem Herzen war er dabei, im Gymnasialverein Pädagogia in ernster und heiterer Weise auszusprechen, was die Jugend bewegt, und die Freundschaft zu pflegen, deren Bande fürs ganze Leben geschlossen werden. Im fröhlichen Kreise konnte er auch über die Schnur hauen, was die besorgten Eltern, die daran noch nicht gewöhnt waren, manchmal zu Vorstellungen an die Freunde veranlaßte, die man als die Verführer ansah.

Die Jahre im Pädagogium, wo man sich damals noch einiger akademischer Freiheit erfreute, aber auch des un-

schätzbaren Vorzugs, neben anderen ausgezeichneten Lehrern den Unterricht wissenschaftlicher Größen wie Jakob Burckhardt, Moritz Heyne, R. Kautzsch zu genießen, waren für Bernoulli wie für seine Altersgenossen eine Zeit reicher Anregung, die immer nachwirkte. Den Überdruß an der Schule, den so manche junge Leute ins spätere Leben mitnehmen, hat diese Generation nicht gefühlt. Für sie war der Grund einer guten höheren Bildung gelegt, und empfänglich für alles Weitere, nicht ermüdet, trat man zur eigentlichen Vorbereitung auf den Beruf über. Bernoulli ergriff das Studium der Geschichte, besuchte, wie das im allgemeinen üblich war, zuerst die Universität der Vaterstadt und ging dann nach Deutschland. Dort konnte er zwei Jahre verwenden; er blieb je zwei Semester in Göttingen und in Berlin. Es war eine schöne Studienzeit, in der bei hervorragenden Vertretern der Wissenschaft gehört und gearbeitet wurde und daneben auch die Freuden des akademischen Lebens, sowie alles Schöne, was Kunst und Natur der empfänglichen Jugend bieten, nicht ungenossen blieben. Neben der Geschichte und ihren Hilfswissenschaften waren vornehmlich klassische Philologie und alte Sprachen das Gebiet, in dem solide Kenntnisse erworben wurden, die für den späteren Beruf von Wert werden sollten. Bernoulli hat noch Jakob Burckhardt, in Berlin Mommsen, Curtius und Treitschke hören können.

Das Zusammensein im Zofingerverein mit Landsleuten aus der übrigen Schweiz brachte gute Freunde im ganzen Vaterland, und die auswärtigen Semester fügten solche im Deutschen Reich bei. Der Aufenthalt auf den deutschen Universitäten bot Gelegenheit, auf Ferienreisen manche Gegend Deutschlands kennen zu lernen. Einem Pfingstausflug, der ihn und einige Freunde nach dem Thüringerwald führte, sind in späteren Jahren manche Pfingstfahrten gefolgt, die, mit denselben Freunden unternommen, die Stimmung der Jugendjahre immer wieder aufleben ließen. Ein

Besuch in Bayreuth, wo gerade die ersten Aufführungen des Parsifal stattfanden, beschloß den Aufenthalt in Deutschland.

Der Rückkehr nach der Vaterstadt folgte die Zeit ernstlicherer Vorbereitung auf den Abschluß der Studien. Bernoulli fand hiebei Anleitung namentlich bei Professor Wilhelm Vischer, zu dessen Haus er auch in freundschaftlichen Beziehungen stand. Durch ihn wurde er auf die Basler Geschichtsquellen für die Zeit der Burgunderkriege hingewiesen, mit deren bedeutendster, dem Tagebuch von Kaplan Knebel, Vischer beschäftigt war. Auf seine Veranlassung bearbeitete Bernoulli die gleichzeitigen Aufzeichnungen des Basler Stadtschreibers Niklaus Rüsch.

Diese Arbeit, die er als Dissertation vorlegen konnte, ist dann mit anderen von ihm verfaßten Beilagen zu Knebels Tagebuch, deren Vorbereitung ihn auch ins Archiv von Innsbruck führten, im dritten Band der Basler Chroniken herausgekommen.

Bald nach dem Doktorexamen, das die Studien im Jahre 1885 abschloß, ist Bernoulli in die praktische Tätigkeit getreten, in der er seine Lebensaufgabe finden sollte.

Auf Veranlassung seines Lehrers Wilhelm Vischer, damaligen Präsidenten der Bibliothekskommission, übernahm er die Stelle eines Aushilfsassistenten bei der Universitätsbibliothek. Im Jahre 1889 rückte er zum dritten Bibliothekar vor. Zwei Jahre vorher hatte er seinen Hausstand begründet. Er hat in der Liebe seiner letzten Studentenjahre die treue und verständnisvolle Gefährtin fürs Leben gefunden. Als im Jahre 1891 der Oberbibliothekar Ludwig Siber starb, wurde der kaum Dreißigjährige sein Nachfolger. Der Bibliothek hat er die zweite Hälfte seines Lebens gedient mit Hingabe und der Liebe, die ihn nach guter, alter Basler Art für das ihm anvertraute Gut wie für ein eigenes sich einsetzen ließ. Er hat auch da den

Übergang in neue Verhältnisse miterlebt und an erster Stelle mitgeschaffen. Bei seinem Amtsantritt war die Bibliothek noch mit den andern Sammlungen der Universität im Museum an der Augustinergasse untergebracht. Ein Neubau auf dem bisherigen Spalengottesacker war vorgesehen. Er hat dem mit ihm befreundeten Architekten Emanuel La Roche wertvolle Anregungen für die Pläne gegeben, die dann zur Ausführung bestimmt wurden, und hat die Überführung der Bibliothek in die neuen Räume geleitet und die neue Organisation der Verwaltung in diesen durchgeführt.

Als Vorsteher der öffentlichen Bibliothek hat er dieser für das geistige Leben unserer Stadt wichtigsten Universitätsanstalt in ihrem neuen, stolzen Heim während eines Menschenalters sein Bestes gegeben. Seine allseitige Bildung, sein klarer Kopf und die Gabe übersichtlicher Anordnung und nicht zuletzt seine persönliche Liebenswürdigkeit kamen ihm zustatten für die Stellung eines Beamten, welcher sehr vielseitigen Ansprüchen genügen mußte.

Bernoulli war eben bei allen seinen künstlerischen Neigungen und bei aller Eigenart seiner Persönlichkeit durchaus nicht etwa ein weltfremder, den Anforderungen des Lebens abgewandter Geist, er war im Gegenteil, wie man in Basel sagt, recht praktisch und verstand es, Ordnung zu halten und zweckmäßige Anordnungen zu treffen. Man sah ihm im späteren Leben nicht an, daß in der früheren Jugend die mütterliche Sorgfalt, bestrebt, vor allem sein musikalisches Talent zu pflegen, ihn vor allen körperlichen Anstrengungen bewahrte, so weit, daß er nicht einmal den Geigenkasten selbst tragen durfte. Was ihm von einem Muttersöhnchen einst anhängen mochte, hat er in den Jahren der Entwicklung, die ihn mit weniger aufs rein Künstlerische gerichteten Altersgenossen zusammenbrachten, abgelegt. Er, der nicht einmal die sonst in Basel selbstverständliche Schwimmkunst erlernt hatte, fing an, mit seinen Freun-

den zu reiten und überhaupt alles mitzumachen. Von Natur gesund und kräftig, hat er sich lange eine große körperliche Leistungsfähigkeit bewahrt; sie ist ihm auch im Militär zustatten gekommen und hat ihm ermöglicht, neben seinem engeren Beruf auf anderen Gebieten ausgiebig tätig zu sein. Vor allem war ihm natürlich die Pflege der Musik ein Bedürfnis und eine Freude. Sie war ihm aber nicht nur eigener Genuß und eigene Erholung; er hat für ihre allgemeine Pflege auch manche Opfer an Zeit und mühevoller Arbeit gebracht. Um das musikalische Leben Basels hat er sich verdient gemacht als langjähriges Mitglied des Vorstands der Allgemeinen Musikgesellschaft; sein sachkundiger Rat war sehr geschätzt. Er besorgte namentlich den Verkehr mit den Künstlern, die von auswärts zugezogen wurden; mit manchen von ihnen ist er in freundschaftlichen Beziehungen geblieben. Er hat auch eine Zeitlang die Berichte über die Konzerte in die Allgemeine Schweizer Zeitung geschrieben, wozu ihn eine seltene Sachkenntnis befähigte; hat er doch selbst 25 Jahre lang im Orchester in der ersten Geige den Bogen geführt und außerdem bei allen möglichen Veranstaltungen als Solist mitgewirkt. Seine Fähigkeit als Dirigent, die frühe ausgebildet war, hat er nicht nur gelegentlich bei Aufführungen von Dilettanten gezeigt. Er hat als erster Leiter des Münster-Chors die Matthäuspassion von Schütz kurz nach deren Entdeckung zur Aufführung gebracht. Mit eigenen Schöpfungen hat er schon in den Jugendjahren gesellige Anlässe verschönt. Noch tönt dem Schreiber dieser Zeilen die ansprechende Weise im Ohr, die der verstorbene Freund für das Musketierlied von Hebel gefunden und in der Pädagogia zum Vortrag gebracht hat. Bis zuletzt hat er gelegentlich etwas komponiert. Noch kurz vor seinem Tode ist in dem neugegründeten Musikverlag seines Sohnes das Weihnachtskinderlied „Alle Jahre wieder" mit einer von ihm gesetzten kunstreichen Klavierbegleitung erschienen. Wie er bei un-

gezählten Anlässen die Geige ergriff oder sich ans Klavier setzte und mit seinem Spiel, oft aus dem Stegreif, Bewunderung erregte, auch den Gesang dirigierte oder mit seiner kräftigen Stimme stützte, ist noch in der lebhaften Erinnerung zahlreicher dankbarer Hörer. Sich selbst zur Freude und anderen zu hohem Genuß hat er viele Jahre hindurch in einem Streichquartett mit bewährten, ihm auch in Freundschaft verbundenen Mitspielern regelmäßig Kammermusik gepflegt. Dabei, und wenn er daheim für sich oder die Seinen sein Instrument erklingen ließ, fand er Stunden edelster Erholung, wie sie nicht jedem gegeben sind.

Die Musik war aber nicht das einzige Gebiet, auf dem Bernoulli neben seinem Beruf tätig war. Der gute Musiker hatte, was zwar in unserer Armee auch sonst nicht ohne Beispiel ist, aber doch wohl nicht allzuoft sich wiederholt, auch als Militär Erfolg. Bernoulli ist als erster aus der alten Gelehrtenfamilie bis zum Grad eines Obersten gestiegen. Er war ein geschätzter und beliebter Truppenoffizier. Als solcher hat er von 1895 bis 1901 das damals noch einzige Infanteriebataillon des Kantons Baselstadt, Bataillon 54, kommandiert. Er ist dann als Oberstlieutenant zum Territorialdienst übergegangen und war, zum Obersten vorgerückt, bis zum Ausbruch des Weltkriegs Kommandant des vierten Territorialkreises, zu dem unser Kanton gehörte. Allzeit ein strammer und pflichtgetreuer Offizier, der bei Vorgesetzten und Untergebenen beliebt war, hat er nicht nur seine Einheiten gut geführt, sondern auch die auf dem Gebiete der Verwaltung liegenden, nicht minder wichtigen Obliegenheiten mit der Umsicht und Pünktlichkeit erledigt, die seinem klaren Kopf und ordnungsliebenden Sinn entsprachen. Schon als junger Offizier hat er sich auch des Kadettenwesens angenommen und durch den Eifer, mit dem er die Übungen des Kadettenkorps leitete, sich seinen Vorgesetzten empfohlen. Seinen Waffengefährten ist er jederzeit ein guter Kamerad gewesen und geblieben,

der auch außerdienstlich das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit pflegte.

Während des Weltkriegs war Bernoulli bei der Depeschenzensur in Basel tätig; bald fiel ihm zu, diesen Dienstzweig hier zu leiten. Er hat die damit verbundene aufreibende Tätigkeit, die oft die Nächte in Anspruch nahm, und die neben seinen sonstigen Amtspflichten ausgeübt werden mußte, bis zum Waffenstillstand im Jahre 1918 weitergeführt. Damit hat er wohl seiner früher recht widerstandsfähigen Konstitution etwas zu viel zugemutet.

Als bekannter und beliebter Offizier ist Bernoulli 1896 auch in den Großen Rat gewählt worden auf Vorschlag der damaligen konservativen Partei. Politische Betätigung war aber nicht seine Sache; dazu fehlte ihm die Lust, auch die Zeit. Er war zufrieden, als er nach zwei Amtsperioden des Großen Rates sich davon zurückziehen konnte. Seine Begabungen und seine Neigungen lagen auf anderen Gebieten. Er hatte auch genügend Gelegenheit, sie zu betätigen.

Die Fachkenntnisse in seinem eigentlichen Wissensgebiet führten ihn zur Beteiligung an den Arbeiten der hiesigen Historischen Gesellschaft. Während Jahren hat er dem Vorstand angehört; für eine Amtsperiode ist er auch ihr Präsident gewesen.

Es bedurfte einer ausgiebigen Arbeitskraft und eines geordneten, richtige Arbeitseinteilung einhaltenden Kopfes, um bei den allerhand Ansprüchen, welche so verschiedene Anlagen rufen, dem eigentlichen Beruf, dem Amt, dessen Anforderungen in erster Linie standen, voll zu genügen. Für Bernoulli war sein Amt aber nicht nur eine Pflicht, die er hochhielt. Die Bibliothek war ihm ans Herz gewachsen, und für sie arbeitete er mit ganzer Hingebung. Während der 30 Jahre, da er in voller Leistungsfähigkeit der Bibliothek vorstand, hat er ihr auch ganze Arbeit geleistet, sie nie durch lange Ferien unterbrechend, kaum je

besondern Urlaub beanspruchend und mit einem Gehalt sich begnügend, der lange der Bedeutung der Stelle wenig entsprach. Sein Verhältnis zu der der Bibliotheksverwaltung vorgesetzten Kommission gab zu keinen Reibungen Anlaß; diese wußte, daß sie ihn innert seiner Kompetenzen konnte schalten lassen, und er hatte nicht das Bedürfnis, darüber hinauszugehen. Es war ihm beschieden, während der ganzen Zeit, da er sein Amt voll versehen konnte, in dem Vorsitz der Bibliothekskommission keinen Wechsel zu erleben und als deren Präsidenten eine bedeutende Persönlichkeit neben sich zu haben, die mit derselben Liebe wie er an der Bibliothek hing. Der langjährige Präsident der Bibliothekskommission, Professor Andreas Heusler, stand seinem Bibliothekar mit vollem Vertrauen und Verständnis zur Seite und schätzte ihn ebensosehr, wie er von ihm verehrt wurde.

Dasselbe gute Verhältnis bestand zu den Beamten und Angestellten der Bibliothekverwaltung, die in ihrem Chef einen wohlwollenden Freund und Berater verehrten, der seine Stellung allgemein anerkannten Eigenschaften verdankte, sie nicht durch kleinliches Hineinreden fühlen ließ, sondern durch ruhiges Beherrschen des Ganzen wahrte.

Persönliche Liebenswürdigkeit und verbindliches Wesen, so wertvoll sie für eine solche Stelle sind, die auch vielen und verschiedenartigen Ansprüchen des benützenden Publikums ausgesetzt ist, genügen freilich nicht, um eine Anstalt wie die Bibliothek wirklich zu leiten. In Bernoulli fanden sich eben auch Eigenschaften, die gerade für die Verwaltung einer Büchersammlung wertvoll sind; er besaß neben seinen guten geschichtlichen Fachkenntnissen eine sehr umfassende Allgemeinbildung, ein Wissen, das sich auch auf Gebiete erstreckte, die nicht jeder beherrscht, wie die Musikwissenschaften, ein vorzügliches Gedächtnis, das ihn in den Beständen seiner Bibliothek sich zurechtfinden ließ, und die auch militärisch ausgebildete Gabe zweckmäßigen, übersichtlichen Anordnens. So gerade für die Anforderungen seines

Amtes gut ausgerüstet, versah er dieses mit der von ihm in allen Dingen geübten Gewissenhaftigkeit und Umsicht. Mit frischem Mute bewältigte er die nicht geringe Arbeitslast, die während seiner Amtsdauer der Umzug im Jahre 1896, die Einrichtung in dem neuen Gebäude und dann ein unerwartet starkes Anwachsen der Bestände, die infolgedessen nötig werdende Erweiterung des Bibliothekbaus und eine bedeutende Steigerung in der Benützung und die dadurch bedingte Vermehrung des Personals mit sich brachten. Dabei ging er, wie auch sein Zürcher Kollege Dr. Hermann Escher in einem warmen Nachruf mit vollem Recht betonte, nicht im Technischen seines Berufs auf, sondern er fand auch für die humanistische Seite Zeit und Kraft. Er liebte seine Bibliothek und ihre Schätze. Namentlich mit den Erzeugnissen aus der ersten Blütezeit des Basler Buchdrucks, den ruhmreichen Überlieferungen aus der großen Zeit der Basler Humanisten, hat er sich eingehend befaßt, was sich auch in verschiedenen Veröffentlichungen aussprach. Seine besonderen musikalischen Kenntnisse und Neigungen kamen der Ausbildung der Abteilung für Musikliteratur zugute. Mit besonderer Liebe befaßte er sich mit der Vermehrung ihrer Bestände, ihm ist es wohl zu verdanken, daß die von der schweizerischen Landessektion der Internationalen Musikgesellschaft ins Leben gerufene Musikbibliothek unserer Bibliothek zugewiesen worden ist, wo sich bereits ein guter Grundstock von theoretischen und praktischen Werken befand. Nun wird Basel in der Schweiz die größte Sammlung von musikalischer Literatur besitzen. Für Bernoulli, der vornehmlich dazu beigetragen hat, war dieses Gebiet ein willkommenes Arbeitsfeld, das er auch nach Aufgabe seines Amtes noch zu pflegen hoffte.

Als Leiter der seinerzeit größten Bibliothek der Schweiz trat Bernoulli bei der Gründung des Vereins Schweizerischer Bibliothekare im Jahre 1897 an dessen Spitze. Er stand dieser Vereinigung während 13 Jahren vor. Von ihren

Unternehmungen lag ihm besonders das Verzeichnis der Inkunabeln am Herzen, und er übernahm als Vertreter der an solchen Drucken reichen Basler Bibliothek für diese die Aufgabe, das Titelmaterial zu ordnen. Gerne besuchte er die Zusammenkünfte der Bibliothekare, an denen er auch als gesellschaftlich belebendes Mitglied vollen Anklang fand. Wohl der letzte größere Anlaß, den er, noch recht fröhlich, mitmachte, war eine Tagung der Bibliothekare in Luzern im Juni 1921.

Es ist begreiflich, daß neben allem, was zur Erledigung der vielen laufenden Aufgaben stetsfort getan werden mußte, Bernoulli nicht zur Veröffentlichung größerer wissenschaftlicher Arbeiten kam, überhaupt nicht viel für die Öffentlichkeit schreiben konnte. Das war schade; denn er führte eine gute Feder, und was er schrieb, war gut geschrieben und angenehm zu lesen; er war auch, was leider nicht mehr so selbstverständlich ist, in den Regeln der deutschen Sprache daheim. Er gehörte aber nicht zu denen, die rasch und ohne Bedenken etwas hinwerfen, das für die Öffentlichkeit bestimmt ist; zu größeren zusammenhängenden Darstellungen fehlte ihm auch die Muße. So ist es für manches, was er veröffentlicht hat, in der Hauptsache bei der Wiedergabe von Texten und Zusammenstellung von Daten geblieben. Die geschichtliche Episoden behandelnden Aufsätze, die er herausgegeben hat, lassen bedauern, daß ihrer nicht mehr sind.

Die erste Arbeit, die er als Bibliothekar veröffentlicht hat, ist die mit einer Einleitung versehene Wiedergabe von Glareans Descriptio Helvetiae nach der ersten Ausgabe von 1514 als Beitrag für die Denkschrift der Historischen Gesellschaft zu Basel zur Erinnerung an den Bund der Eidgenossen von 1291 (Basel 1891).

Die Studien über die Zeit der Burgunderkriege, der schon seine Dissertation ihre Entstehung verdankte, hat er noch verwertet in einer Arbeit über den Landvogt Peter Hagenbach, die in den Beiträgen für vaterländische Geschichte,

Neue Folge, Band 3, 1893 erschienen ist. Mit dem Landvogt Hagenbach hatte er sich schon in historischen Übungen bei Wilhelm Vischer beschäftigt. In dem genannten Aufsatz gibt er eine Darstellung von Hagenbachs Tätigkeit als Vertreter Karls des Kühnen in den burgundischen Pfandherrschaften am Oberrhein. Ein in Aussicht gestellter zweiter Teil, der Hagenbachs Sturz und tragisches Ende behandeln sollte, ist leider nicht mehr erschienen, wohl weil dann die zu historischen Arbeiten zur Verfügung stehende Zeit durch Forschungen in Anspruch genommen wurde, die ihm als Bibliothekar näher lagen, wie die über die Basler Drucker, deren Ergebnisse sich in dem von Paul Heitz in Straßburg herausgegebenen Werk über die Basler Büchermarken mit Vorbemerkungen und Nachrichten über die Basler Drucker von Dr. C. Chr. Bernoulli (Straßburg, Heitz, 1895) finden. Die dort beigegebenen Mitteilungen über die einzelnen Drucker, in denen zusammengestellt ist, was man über diese weiß, geben in ihrer anspruchslosen Kürze ein reiches Material; darin steckt mehr Mühe, Arbeit und Wissen, als der Beschauer der in dem Werke als Anschauungsmaterial abgebildeten Büchermarken gemeinhin ahnt. Im Basler Jahrbuch desselben Jahres 1895 findet sich sodann eine Abhandlung über „Unsere alten Klosterbibliotheken". Bernoulli konnte dann seine Kenntnis der Blütezeit des Basler Buchdrucks verwenden in der ansprechenden Darstellung: Geistiges Leben und Buchdruck, die er zur Festschrift zum vierhundertsten Jahrestage des ewigen Bundes zwischen Basel und den Eidgenossen 1901, im Abschnitt über Basels Bedeutung für Wissenschaft und Kunst im 15. Jahrhundert, beigetragen hat. Sie verdient es, wirklich gelesen und nicht nur auf die schönen und sorgfältig ausgewählten Abbildungen hin durchblättert zu werden, was so oft das Schicksal der Arbeiten ist, die in schön ausgestatteten Festschriften erscheinen.

Der zweihundertste Jahrestag der in unserer badischen

Nachbarschaft am 14. Oktober 1702 im spanischen Erbfolgekrieg zwischen dem französischen und dem kaiserlichen Heer geschlagenen Schlacht und die Einweihung des ob Tüllingen dem kaiserlichen Feldherrn Markgraf Ludwig von Baden, dem Türkenlouis, errichteten Denkmals, gab den Anlaß zu Vorträgen, für welche der geschichtskundige Offizier die gegebene Persönlichkeit war. Sie sind zusammengefaßt in der Abhandlung über die Schlacht bei Friedlingen, die im zweiten Band der Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 1903 erschienen ist. Wie Bernoulli da seine militärischen Kenntnisse verwerten konnte, so kamen ihm seine musikalischen zugute bei einem Vortrag „Aus Basels Musikleben im 18. Jahrhundert", den er als Einleitung zu einer Aufführung der Ortsgruppe Basel der Internationalen Musikgesellschaft im Jahre 1905 hielt, und der in der Schweizerischen Musikzeitung (45. Jahrgang, Nr. 15, vom 15. April 1905) abgedruckt ist. Vornehmlich bibliographischen Wert hat die Beilage zum Bericht über die auf der Bibliothek befindliche Zieglerische Kartensammlung 1904: „Ein Karteninkunabelband der öffentlichen Bibliothek der Universität Basel". Sie gibt ein für die ältere Kartographie wertvolles beschreibendes Verzeichnis von in einem Sammelband des 16. Jahrhunderts enthaltenen Landkarten (in den Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft Basel, Band 18). In ähnlicher Weise sind in der Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde, Band 9 von 1910, die Inkunabeln des Basler Staatsarchivs behandelt. Sehr verdienstliche Bearbeitungen von Urkunden zur Geschichte unserer Hochschule sind die Ausgaben der Statuten von drei Fakultäten der Universität Basel, der juristischen Fakultät in der ältesten Fassung, von den Bibliothekaren der Universitätsbibliothek Andreas Heusler zu seinem 50jährigen Doktorjubiläum gewidmet 1906, der philosophischen in der Fassung der Universitätsmatrikel als Festgabe der Historischen Gesellschaft zum Philologenkongreß in Basel

1907 und der Theologen als Festgabe derselben Gesellschaft zum vierhundertfünfzigjährigen Jubiläum der Universität Basel 1910.

Leider ist Bernoulli nicht zur Herausgabe der Universitätsmatrikel gekommen, die er gewünscht hätte, und für die er seinerzeit einen eingehenden Bericht verfaßt hat. Für eine auch dem künstlerischen Werte der ältesten Matrikel entsprechende Wiedergabe fehlten bis jetzt die Mittel. Sollte eine solche einmal möglich werden, so werden Bernoullis Vorarbeiten gewiß manche wertvolle Hilfe bieten. Welche Arbeit vieler Stunden in solchen vorbereitenden Gutachten und auch in den regelmäßigen Berichten über den Gang einer Anstalt steckt, wie sie dem Vorsteher der Bibliothek obliegen, das weiß, wer solche Schriftstücke verfassen oder lesen muß. Diese Art schriftstellerischer Tätigkeit, die für den, der ein praktisches Amt versieht, der anderen vorgeht, ist nicht weniger nötig und wertvoll, wenn sie auch nicht die Blicke der Öffentlichkeit auf sich zieht. Daran reihen sich die Auskünfte, die der sachverständige Vorsteher einer Sammlung nach allen Seiten zu geben hat. Bei Bernoulli klopfte man nie vergeblich an, wie zahlreiche gelehrte und ungelehrte Fragsteller, die seinen Rat in Anspruch nahmen, dankbar erfahren haben.

Wenn er auch etwa in der Bereitschaft zu gefälligem Entgegenkommen weiter ging, als die Amtspflicht unbedingt erforderte, es machte ihm Freude und brachte auch seiner Anstalt wieder Gewinn, und das lebendige Wirken stand bei ihm im Vordergrund. Als richtiger Verwalter der seiner Obhut unterstellten Bücherschätze sorgte er in erster Linie dafür, sie anderen Benützern nutzbar zu machen; die eigene wissenschaftliche Ausschöpfung seiner Bücherei mußte zurücktreten. Seine Lebensarbeit ist so vornehmlich die erfolgreiche Leitung unserer Bibliothek. Man darf wohl sagen, daß er ihr ein vorzüglicher Vorsteher war, der ihr Ansehen und ihre Bedeutung gefördert und gemehrt hat. Das war bei

ihm nicht nur die Folge von Wissen und Können, sondern auch die Wirkung seiner ganzen Persönlichkeit. Bernoulli *war* eine Persönlichkeit, welche der Tätigkeit, in der er stand, Leben und Farbe gab, allerdings nicht in lärmendem Ungestüm sich vordrängend, sondern mit ruhiger Überlegung seiner Aufgabe dienend. Wie sein Präsident Andreas Heusler war auch er mehr ein Freund ruhiger Weiterentwicklung als stürmischen Neuerns. Wo es aber galt, trat er mit lebhaftem Anteil für seine Anstalt ein. Vorbildlich war die feine und vornehme Art, in der er zuvorkommend und unverdrossen jedermann begegnete und welche das Arbeiten mit ihm den Benützern der Bibliothek, seinen Kollegen und seinen Untergebenen angenehm machte. Das war so nicht nur auf der Bibliothek. Bernoulli hatte eine gute, glückliche Lebensart; sie beruhte auf einer ruhigen, gleichmäßigen Gemütsverfassung, die ihm erlaubte, die Dinge zu nehmen, wie sie waren. Er war keine Kampfnatur und lebte gerne im Frieden mit jedermann. Wenn er gelegentlich auch etwas poltern konnte, so war es nicht böse gemeint, sein Wesen wies keine Härten und Ecken auf und war weicher, als sein Äußeres, das einer gewissen Strammheit nicht entbehrte, vermuten ließ. Es war ihm eine natürliche Liebenswürdigkeit eigen und die glückliche Gabe eines angenehmen, leichten Verkehrs mit jedermann. Das machte ihn überall beliebt und in allen Kreisen gern gesehen. Er paßte in jede Gesellschaft und war nie ein Spielverderber, sondern wirkte beruhigend und vermittelnd, auch im Freundeskreise, wenn einmal die Meinungen aufeinanderplatzten. Er hatte viele Freunde und gute Bekannte nah und fern. Mit ihnen pflegte er gerne frohe Geselligkeit; eine solche fand in seinem Hause lange eine namentlich durch musikalische Darbietungen belebte Stätte. Eine viele Jahre hindurch bewahrte gute Gesundheit und kräftige Natur erlaubten ihm, mehr mitzumachen, als mancher andere ertragen konnte. In guter Gesellschaft konnte er sehr an-

geregt und anregend sein; eine jugendliche Frische, die recht fröhlich sich bemerkbar machen konnte und die etwa auch einmal eine strenge Regel übertrat, hat er sich bis zuletzt bewahrt. Sie hat ihn noch trotz Krankheit an die Feier geführt, mit der die Familie Bernoulli im Mai 1922 den 300. Jahrestag ihrer Aufnahme in das Basler Bürgerrecht begangen hat. Mit Recht. Da gehörte er allerdings hin als echter Vertreter einer Sippe, deren unverwüstliche Eigenart Basel soviel gegeben hat, und die mit ihrer jetzigen Vaterstadt so eng verbunden ist. Er war, um ein jetzt beliebtes Wort zu gebrauchen, eine bodenständige Erscheinung; in ihm lebte gute alte Basler Art, wie sie in seiner Familie in Jahrhunderten herangewachsen ist. Er bewahrte die heimatlichen Sitten und Überlieferungen, auch in der Sprache; von ihm hörte man noch gutes, unverdorbenes Baseldeutsch. Dabei war er frei von allem Spießbürgertum, fein und vornehm in seinen Anschauungen und seinem Wesen, im Geiste der Humanisten, deren Geisteserzeugnisse er auf der Bibliothek mit Vorliebe hegte. Er war so gar kein Philister; alle Sorgen des Lebens haben nie den flotten Burschen der frohen Jugendjahre in ihm erstickt. Das will nicht sagen, daß nicht eine ernste Lebensanschauung sein ganzes Tun geleitet hätte. Gewissenhafte Pflichterfüllung war sein erstes Anliegen, und bei allem Fehlen kleinlicher Schulfuchserei liebte er genaue Pünktlichkeit. Das sprach sich schon in seiner zierlichen und künstlerischen, aber deutlichen Handschrift aus, in der man den Enkel eines bewährten Schreibmeisters erkannte.

Als guter Basler hat Bernoulli seiner Vaterstadt in und außer seinem Amt treu gedient um bescheidenes Entgelt. Er hing an Basel und seiner Bibliothek. Obwohl mit Glücksgütern nicht gesegnet, hat er doch einem Rufe nach Frankfurt, wo ihn die Frankfurter Zeitung durch ihren Direktor Dr. Th. Curti als wissenschaftlichen Mitarbeiter gewinnen wollte zu einem bedeutend höheren Gehalt, als

er ihn hier je erreichen konnte, abgelehnt. Er hat davon kaum gesprochen. Ehrgeiziges Streben lag ihm fern. Er konnte sich nicht entschließen, äußerer Vorteile wegen eine Stellung, die ihn befriedigte, und für die er sich geeignet fühlte, aufzugeben und das geistige Leben seiner Vaterstadt zu entbehren. Auch wollte er nicht seine Kinder Fremde werden lassen. Er hatte zu tiefe Wurzeln im hiesigen Boden, als daß er sich leicht hätte verpflanzen können. So ist sein Leben hier abgelaufen in stetiger Arbeit, solange seine Kraft reichte.

Bernoulli war eine durchaus gesunde Natur, körperlich und geistig in richtigem Ebenmaß. Er konnte viel aushalten und bedurfte in seinen guten Jahren keines langen Schlafs. Vielleicht ist ihm das etwas gefährlich geworden, indem es ihn verführte, sich doch manchmal mehr zuzumuten, als gut war, und mitzumachen oder anzunehmen, wo eine Absage gerechtfertigt gewesen wäre. Ein entschiedenes Nein fiel ihm aber manchmal schwer, wenn Ansprüche an ihn traten, denen er an sich gerne entsprach. Der Krankheit, der er erliegen sollte, war auch im Grunde nicht vorzubeugen.

Zu Beginn des Jahres 1921 konnte er seinen sechzigsten Geburtstag begehen im Kreise seiner Familie, von Freunden und der Mitarbeiter an der Bibliothek. Es war in aller Einfachheit ein schönes Fest, an dem in seinem gemütlichen Heim die Wärme seines Familienlebens, die Liebe seiner Angehörigen, die Gefühle alter Freundschaft und die Verehrung und Anhänglichkeit der Kollegen und Untergebenen an der Bibliothek, die sozusagen zum Familienkreis gehörten, zu erfreulichstem, lebendigem Ausdruck kamen. Da war er wieder einmal jung; man sah ihm den Großvater nicht an und konnte den anmutigen, leichten Tänzer bewundern, der er immer gewesen war, wenn ihn auch da das Schicksal traf, hauptsächlich den anderen aufzuspielen, was er ausgezeichnet verstand und mit Feuer

tat. Man trennte sich ungern; er gehörte auch nicht zu denen, die ein gutes Zusammensein gerne vorzeitig abbrechen.

Er schien wieder in voller Kraft zu sein. Vergnügt konnte er der Hochzeit der zweiten Tochter beiwohnen, die er wie die erste glücklich verheiratet sah, und den erfolgreichen Abschluß der Studien des Sohnes erleben. Im Frühsommer desselben Jahres genoß er noch an der Tagung der schweizerischen Bibliothekare in Luzern in alter Lebhaftigkeit das Beisammensein mit den Berufsgenossen, deren allgemeine Achtung ihn erfreute. Bald darauf erlitt er Mitte Sommer 1921, unmittelbar nachdem er in der reformierten Kirche zu Arlesheim mit gewohnter Meisterschaft eine Sonate von Mozart auf der Geige vorgetragen und eine Bachsuite dirigiert hatte, einen schweren Anfall, der ein nicht mehr heilbares Siechtum einleitete. Mit aller Zähigkeit seiner Lebenskraft wehrte er sich gegen die immer sichtbarer werdende Notwendigkeit, in der Arbeit nachzulassen und die Tätigkeit an der geliebten Bibliothek einzuschränken. Seine Krankheit konnte nicht zum Stillstand gebracht werden. Mit Schmerz mußte er sich entschließen, auf Ende des Jahres 1922 seine Entlassung zu nehmen. Er hoffte, nachher noch mit der Bibliothek in freierer Verbindung zu bleiben und sich der Pflege der ihm am Herzen liegenden Musikabteilung widmen zu können. Er ist nicht mehr dazugekommen. Unerwartet rasch und ohne Kampf ist das Ende eingetreten, ohne daß ihm eine Abnahme der Klarheit des Geistes vorangehen mußte.

Auch in seiner letzten Zeit hat sich Bernoulli bei aller körperlichen Schwäche die innere Heiterkeit bewahrt, die seinen Geist auszeichnete. Selbst wenn er zeitweise ans Bett gebannt war, konnten seine ausdrucksvollen Züge, die, ohne schön zu sein, immer anzogen, in altem Glanze leuchten und den früheren Eindruck von Spannkraft machen. Und die gute Laune, die ihn durchs Leben begleitet und es ihm

erleichtert hat, die Freude an einem guten Scherz, der erheitert, ohne zu verletzen, sind ihm treu geblieben.

Mitte Januar dieses Jahres hat er noch mit einem kleinen Mahl in seinem Hause den Geburtstag seiner älteren und einzigen Schwester, der treuen Gespielin seiner Kinderjahre, gefeiert und dabei in freiem Vortrag eine Tischrede gehalten, in der auch alte Jugenderinnerungen zu Wort kamen; sie ist von denen, die sie anhören konnten, als ein Muster von seiner Lebensbetrachtung, zugleich von klarem Ausdruck, empfunden worden. Am zweiten Tag darauf ist er sanft entschlafen. Er durfte aufrecht, wie er gelebt hatte, heimgehen.

Seine Frau hatte ihm noch die Losung der Brüdergemeinde vorgelesen, die für diesen Tag den Spruch enthielt: Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen. Ein Freund aus den Studienjahren, der ihn einst auf einer schönen Fahrt ins Schweizerland näher kennen und schätzen gelernt hatte, hat an seinem Grabe über diese Seligpreisung gesprochen und hervorgehoben, wie sein innerstes Wesen ihr entsprochen hat. Er ist gegenüber anderen ein Friedfertiger gewesen und bestrebt, sich selbst den inneren Frieden zu bewahren. Er hat darüber wenig gesprochen und überhaupt seine inneren Erfahrungen zurückgehalten. Es war aber zu verspüren, daß eine kindliche Frömmigkeit, die Frucht einer christlichen Erziehung, in ihm lebte.

Vielen fehlt er, nicht am wenigsten seinen Freunden. Mit einigen von ihnen hat er die Jugendgewohnheit gemeinsamen Wanderns fortgesetzt bis in die höheren Jahre, die aber kaum mehr sich geltend machten, wenn in froher Fahrt nähere oder fernere Gegenden durchstreift wurden. Mit alten Jugenderinnerungen lebte jugendliche Fröhlichkeit auf, mit welcher Natur und Kunst und was sonst Gutes sich bot, genossen wurden. Da war der Dahingegangene der unschätzbare, frohe Gefährte in guter Stimmung mit heite-

rem Sinn, dessen Kenntnisse und empfängliches Gemüt zum Verständnis des Geschauten beitrugen.

So steht und bleibt er dem Überlebenden im Gedächtnis. Aber wenn dieser in dankbarer Erinnerung an gemeinsame gute Tage sein Bild zeichnen will, so weiß er, daß der Wert des verstorbenen Freundes wohl gefühlt, aber nicht in Worten wiedergegeben werden kann.

Carl Bischoff.

Von Wilhelm Vischer.

Das letztjährige Basler Jahrbuch enthält an erster Stelle das Lebensbild Andreas Heuslers von Carl Bischoff. Gewiß hat niemand die so ansprechende Darstellung ohne warme Anteilnahme und Freude gelesen, aber auch nicht ohne Wehmut. Bei ihrem Erscheinen war der Verfasser, der seinem Lehrer tief empfundene Worte der Erinnerung gewidmet hatte, diesem nachgefolgt. Er hat den verdienten Erfolg seiner letzten Arbeit nicht mehr genießen können.

Schon allein die Dankbarkeit für das, was uns darin gegeben worden ist, gebietet, daß in diesem Jahrbuch des uns so jäh Entrissenen gedacht wird, wenn es auch nur in gedrängter Kürze geschehen kann.

Man ist oft geneigt, die Leute nach ihrem frühern Auftreten im Leben mit einem endgültigen Urteil zu bedenken und sie in ein bestimmtes Fach einzureihen in der Annahme, daß ihre Art die einmal eingeschlagene Richtung beibehalten müsse. Doch kann ernste Arbeit und bewußtes Streben bei solchen, die sich nicht sofort selbst genügen, im Laufe des Lebens früher weniger beachtete Eigenschaften zu unerwarteter Entwicklung bringen, und oft läßt dann ein äußerer Anstoß bisher nicht gepflegte Seiten ihres Wesens hervortreten.

Carl Bischoff war eine Persönlichkeit, die dazu geführt wurde, von Gaben, die anfänglich nicht immer so ernst ver-

wendet zu werden schienen, einen immer wertvolleren Gebrauch zu machen. In seiner Jugend würde man nicht gerade die Vollendung auf dem Gebiete erwartet haben, auf dem er später eine wirkliche Kunst gezeigt hat.

Bischoff war keine ganz einfache Natur; sehr verschiedene Anlagen und Neigungen waren in ihm vereinigt, vielleicht als Erbteil von Eltern, die ihm mitbrachten, was Goethe von den seinen sagt, der Vater die Statur, des Lebens ernstes Führen, die Mutter die Frohnatur und Lust zum Fabulieren. Bischoff selbst schildert in kurzen Aufzeichnungen über sein Leben seinen Vater, den er früh verlor, als einen Mann von großer Selbstzucht, von dem er eine ausgesprochene kritische Veranlagung geerbt habe. Von Seite der Mutter, einer Tochter des geistig regsamen Obersten Wilhelm Geigy-Lichtenhahn, besaß er, wie er sagt, ein überaus lebhaftes Vorstellungsvermögen. Dieser Zwiespältigkeit sei er sich selbst schon in sehr jungen Jahren bewußt gewesen. Sie mag dazu beigetragen haben, das Auftreten des sehr früh Entwickelten selbstbewußt erscheinen zu lassen und in ihm die Neigung zu wecken, sich etwas besonders zu geben. Vor der Berufswahl sprach er von allerhand Plänen, die wohl eher geeignet waren, andere zu verblüffen, als ihn selbst auf die seinen Fähigkeiten entsprechende Bahn zu führen. Seine im Grund durchaus aufrichtige Natur hat ihn sich nicht in Abenteuer verlieren lassen, sondern auf den richtigen Weg gewiesen. Er wandte sich dem wissenschaftlichen Studium zu und wählte, dem Wunsche seiner Familie folgend, zu seinem Fach die Rechtswissenschaft. Er hatte das Glück, zwei der bedeutendsten und geistvollsten Rechtslehrer, Andreas Heusler und Rudolf von Ihering in Göttingen, zu hören; von ihnen, die auch auf die geschichtliche Entwicklung des Rechts Gewicht legten, hat er nachhaltige Eindrücke empfangen. Seine Neigung zur Geschichte überhaupt fand namentlich bei dem mit seiner Familie befreundeten Jakob Burckhardt reiche Nahrung. Aufent-

halte in Lausanne, Genf, Paris und London machten ihn auch mit den Anschauungen der romanischen und der angelsächsischen Welt bekannt und verhalfen ihm zu guten Sprachkenntnissen; namentlich des Französischen wußte er sich sicher und gewandt zu bedienen.

Seine Vorliebe galt dem Gebiet der deutschen Rechtsgeschichte; ihm hat er den Vorwurf zu seiner Doktordissertation entnommen. Daß er sich dann mit dem Gedanken trug, sich ihm ganz zuzuwenden und die akademische Laufbahn einzuschlagen, zeigt, wie ihm schon damals das Streben nach Arbeit auf geistigem Gebiet nahe lag; er hat es erst später verwirklichen, dann aber auch Anerkennung und Erfolg darin finden können. Vorerst wurde ihm beides zuteil in der Ausübung des praktischen Berufes als Rechtsanwalt und Notar, dem er sich mit Eifer und Geschick widmete. Volles Glück erblühte ihm in dem mit einer Jugendfreundin gegründeten Hausstand. Nach zehnjähriger Tätigkeit im eigenen, von ihm gegründeten Geschäft ließ er sich im Jahre 1901 bewegen, die Leitung der Basler Baugesellschaft zu übernehmen, die damals aus dem Geschäft eines ihm verwandten Architekten gebildet wurde. Die Aussicht auf eine lebhafte Tätigkeit, die eigenes Handeln erforderte, reizte seine Unternehmungslust. Dem Unternehmen, das ihn an seine Spitze berufen hatte, ist er treu geblieben. Ihm hat er, als schwierige Zeiten kamen, willig Opfer gebracht, durch Einschränkung nicht nur seiner Lebenshaltung, sondern auch seiner anderweitigen Tätigkeit, die ihn vordem auch ins öffentliche Leben geführt hatte zu eifriger Mitarbeit im Großen Rat und in politischen Organisationen der konservativen Partei, wo überall sein frisches Wesen belebend wirkte. Er hielt es für seine Pflicht, dem Wirken für die Öffentlichkeit zu entsagen, um sich in den besten Jahren seines Lebens ganz den Aufgaben seiner geschäftlichen Stellung zu widmen. Die Verhältnisse haben ihn darin große äußere Erfolge nicht erleben lassen, dafür

aber dazu geführt, daß ihm Gelegenheit ward, sich den Neigungen seiner Jugend wieder zuzuwenden und Fähigkeiten, die im geschäftlichen Leben weniger zur Verwertung kommen konnten, zu erfreulichster Entfaltung zu bringen. Als in den Kriegsjahren die Bautätigkeit ins Stocken kam und ihm unfreiwillige Muße zuteil wurde, ist er nicht müßig geblieben. Nach den ersten Aufregungen des Krieges, die auch ihn noch unter die Waffen gerufen hatten und ihn nachher in dem anstrengenden Dienst der Depeschenzensur beschäftigten, für den ihn seine Sprachkenntnisse sehr geeignet machten, hat er sich hingesetzt, um die Ereignisse zu studieren und zusammenzustellen, die zum Kriege von 1870/71 geführt haben. Er hielt darüber im Anfang des Jahres 1915 zwei Vorträge in der Basler Historischen Gesellschaft. Sie fanden solchen Anklang, daß er sie als Zeitgemäße Reminiszenzen zur Vorgeschichte des deutsch-französischen Krieges 1870/71 herausgab, am hundertsten Geburtstag Bismarcks. Es ist eine allgemeinverständliche Schilderung der treibenden Kräfte und Persönlichkeiten der Zeit vor dem wieder die Erinnerung beherrschenden Kriege; sie ist zur rechten Zeit erschienen; jedermann wird sie mit Nutzen, aber auch mit Genuß lesen.

Es folgten weitere Vorträge in der Historischen Gesellschaft und Arbeiten im Basler Jahrbuch. Auf Bischoffs Veranlassung machte im Jahre 1916 die Basler Historische Gesellschaft einen Ausflug nach Solothurn. Er bereitete ihn vor und gab in einer Sitzung der Gesellschaft einen Überblick über Solothurns Ambassadorenzeit und ihre Landhäuser, wobei er vortreffliche Aufnahmen über die zu besichtigenden Bauten vorweisen konnte, die in seinem Geschäfte angefertigt worden waren. Dieser Vortrag, in den manche ergötzliche Geschichten eingeflochten waren, war ebenso belehrend wie unterhaltend und fand reichen Beifall; so war es bei allen folgenden. Bischoff wußte den Stoff gut zu wählen und dann eindrucksvoll zu gestalten und zeigte

sich ebenso bewandert auf dem Gebiet der neuen Geschichte, die er noch einmal in zwei Vorträgen über den Grafen Chambord behandelte, als in älteren Zeiten, in welche ihn unter anderem der Vortrag über „Nikolò Macchiavelli als politischer Denker" führte. Mit besonderem Geschick hat er die Geschichte alter Häuser unserer Stadt behandelt; er wußte sie zu lebensvollen Schilderungen von Handel und Wandel durch den Lauf der Zeiten zu gestalten. Den ersten Vorwurf bot ihm sein eigenes, seit mehreren Menschenaltern von seiner Familie besessenes Haus, die „Augenweide" am Rheinsprung, worüber im Basler Jahrbuch für 1918 ein Beitrag „Aus der Geschichte eines alten Basler Hauses" erschienen ist.

Später folgte ein Vortrag über die Liegenschaft zur „Gäns" am Spalenberg, der dann auch im Basler Jahrbuch (1921) Aufnahme fand. Eine ähnliche, in kleinerem Rahmen gehaltene Arbeit über den Zerkindenhof auf dem Nadelberg, die er dem Besitzer dieser Liegenschaft, Oberst Emil Bischoff, gewidmet hatte, ist von dessen Erben nach dem Tode des Verfassers als Privatdruck herausgegeben worden. Die sachkundige Beschäftigung mit alten Basler Häusern ließen Bischoff als die geeignete Persönlichkeit erscheinen, zu den Veröffentlichungen, welche in dem großen Werk „Das Bürgerhaus der Schweiz" über Basel erscheinen sollen und in Vorbereitung sind, den die Abbildungen begleitenden erläuternden Text zu schreiben. Man konnte erwarten, daß er sich dieser Aufgabe, die er gerne übernahm, ebenso fein entledigen werde, wie er die Mitglieder der Historischen Gesellschaft bei ihrem Besuche von Schloß Thunstetten und Kloster St. Urban über Geschichte und Art dieser Bauten und ihrer Erbauer unterrichtete. Leider hat sein Hinschied das nicht mehr gestattet. In seinen Häusergeschichten, die eben zu Kulturbildern früherer Zeiten wurden, ist den Beziehungen mancher früherer Besitzer zum wirtschaftlichen Leben der Stadt besondere Aufmerksamkeit

geschenkt. Mit der Basler Wirtschaftsgeschichte hat sich Bischoff gerne beschäftigt. Eine Frucht davon waren die Vorträge über Handel und Gewerbe in Basels großer Zeit, in denen den Mitgliedern der Historischen Gesellschaft die großen Handelsgesellschaften zur Zeit des ausgehenden Mittelalters und ihre führenden Persönlichkeiten vor Augen geführt wurden. Es ist schade, daß von diesen und andern Vorträgen, die den Hörern noch in bester Erinnerung stehen, nicht mehr zur Veröffentlichung gekommen ist. Was Bischoffs Darbietungen vor allem auszeichnete, war eine, man darf wohl sagen, Kunst der eindrucksvollen Darstellung, die auch ihre Wirkung nicht verfehlt. Er mag hie und da zu Schlüssen gelangen, die nicht durchaus unanfechtbar sind, nie aber wird er trocken und langweilig. Immer nimmt er einen in Anspruch. Und daran lag ihm auch. Er hat einmal in einem Vortrag bemerkt, er sei kein Fanatiker der Wahrheit. Damit wollte nicht gesagt sein, ein bewußtes Abweichen von feststehenden Tatsachen könne erlaubt sein. Aber das geschichtliche Urteil, die Beurteilung des Zusammenhanges der Tatsachen, ist schließlich etwas Persönliches, und wer nicht beim Aufzählen von Tatsachen stehen bleiben, sondern erzählen will, muß von seinem Eigenen dazu geben. Bischoff war ein Erzähler, und ein guter Erzähler, der seine Darstellung so gestalten wollte, daß sie Eindruck machte und man sie gerne hörte und las. Er hatte einen guten Blick für geschichtliche Zusammenhänge und wußte Beziehungen aufzufinden und sie wahrscheinlich zu machen, dabei verfügte er über Geist und Witz, um der Schilderung Schmuck und Farbe zu verleihen. Er wollte vor allem anschaulich und verständlich sein, und deshalb ist der auch von seinem Lehrer Andreas Heusler angeführte Ausspruch Quintilians ebenfalls für ihn geschrieben, die Geschichtschreibung stehe den Dichtern nahe, und man schreibe, um zu erzählen, nicht um zu beweisen, „scribitur ad narrandum non ad probandum“. Er hatte wie Andreas Heusler ein

sehr lebendiges Vorstellungsvermögen; er war sich dessen bewußt und erzählte die Vorgänge mit überzeugender Anschaulichkeit. Er bemerkte selber in einer rechtsgeschichtlichen Arbeit, die Hypothese bilde für den Historiker stets einen kümmerlichen Notbehelf. Aber er hatte den Mut, auch eine Hypothese aufzustellen. In seinem Todesjahr hat er noch in der Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde eine Abhandlung erscheinen lassen über das Pfalzgrafenamt der Hohen Stift Basel. Hier war es nicht möglich, zu einem sichern Ergebnis zu gelangen, da die uns überlieferten Urkunden zu dürftig sind. Aber schon der beherzte Versuch, in unklare Verhältnisse Licht zu bringen, hat seinen Wert. Auch wer nicht allen Ausführungen zustimmen kann, wird dem Verfasser für seine anregende Untersuchung auf einem Gebiet der Rechtsgeschichte, auf das sich nicht jeder wagen würde, seine Anerkennung nicht versagen.

In dem, was Bischoff in den letzten Jahren in Wort und Schrift einem gebildeten Hörer- und Leserkreis bot, hat er sein Bestes gegeben.

In Anerkennung seiner Verdienste um die Historische Gesellschaft, in der seine Beiträge sehr geschätzt wurden, hat ihn diese Gesellschaft in den Vorstand und im letzten Jahr zu ihrem Vorsitzenden gewählt. Man konnte sich von seiner Tätigkeit viel versprechen. Er war eben auch im Umgang von gewinnendem Wesen und konnte sich für das, was ihm am Herzen lag, ganz einsetzen; er hat das bei manchen Anlässen gezeigt und auch mit persönlichen Opfern nicht zurückgehalten, ohne davon Aufhebens zu machen. Er war eine ganze Persönlichkeit, die, wer ihn näher kannte, achten und schätzen mußte, wenn auch etwa gewisse Äußerlichkeiten zur Kritik Anlaß bieten konnten. Aber wenn man darüber lächeln mochte, lachte er mit, und man mußte ihm darob gut sein. Als er einst im Militärdienst, den er mit Liebe und Freude mitmachte, seiner Kompagnie erklärte, er sei jetzt in dem Dorfe, das ihr als Kantonnement zugewiesen

war, der oberste Herrscher und ihm dafür der Übername „König von Wangen" zuteil wurde, nahm er es nicht als Spott auf, sondern schmunzelnd als eine Auszeichnung entgegen, die er mit Würde trug. Auch als Offizier hat er ohne Strebertum seine Pflicht getan, geschätzt als liebenswürdiger und zuverlässiger Kamerad.

Er sagt einmal, vielleicht nicht ohne an sich selbst zu denken, den meisten seines Geschlechts hätten Ehrgeiz und Erwerbssinn gefehlt. Wenn auch solche Selbstbekenntnisse nicht immer wörtlich zu nehmen sind, kann doch von ihm gelten, daß die genannten Triebfedern menschlichen Handelns sein Leben nicht beherrscht haben. Er hat auch das Fehlschlagen mancher Hoffnung mit gefaßter Ergebung ertragen und ohne sich verbittern oder entmutigen zu lassen. Sein Wesen ist dabei der Gefahr, zu verflachen, entgangen, die oft droht, wenn das Leben keinen Schwierigkeiten begegnet; es hat sich vertieft. Das bezeugt vor allem sein letztes und reifstes Werk, das, was er über Andreas Heusler geschrieben hat; es würde allein genügen, ihm ein dauerndes Andenken zu sichern. Nur eine innerlich gereifte Persönlichkeit konnte mit dem feinen Verständnis das Wesen des großen Gelehrten schildern, wie es da geschehen ist. Wie Bischoff selbst von Heusler sagt, daß bei der Schilderung eines Freundes gewisse Seiten des eigenen Wesens sich offenbarten, so klingt auch in seinem warmen und tiefempfundenen Nachruf auf den von ihm verehrten Lehrer das mit, wonach er in seinem Innersten strebte. Das Lebensbild Andreas Heuslers ist in seiner Art ein Meisterwerk, und wir dürfen uns freuen, daß es Bischoff noch vergönnt war, es zu vollenden. Es ist aber auch das Zeugnis einer innerlich gefestigten Persönlichkeit; wir spüren darin die vornehme Gesinnung, das aufrichtige Streben nach Oben, die, getragen von einem festen Glauben an Gottes Vaterliebe, auch durch Schwierigkeiten den Verfasser im Leben immer vorwärts geführt haben.

Die Mission des Stadtschreibers Ochs nach Paris 1791.

Von Gustav Steiner.

Wirkungen der französischen Revolution.

Die Zerstörung der Bastille in Paris war das Signal für die Erhebung des Bauern- und Bürgertums in ganz Frankreich. Der 14. Juli 1789 wurde zum Geburtstag der Revolution. Der dritte Stand rächte sich für die maßlose Bedrückung an den bevorrechteten Ständen. Die Bauern vor allem, deren Arbeit in unerträglichen Leistungen an die Grundherren, an die Kirche und den Staat aufgebraucht wurde, verweigerten die Bezahlung der Abgaben, mißachteten die grundherrlichen Vorrechte, setzten sich in den Besitz des Bodens, vertrieben Pächter und Herren, zündeten die Schlösser an, mordeten ihre alten Bedrücker, verweigerten der Kirche den Zehnten, warfen alle Lasten und Leistungen von sich, die sich im Laufe von Jahrhunderten zu Gunsten von Adel und Geistlichkeit entwickelt hatten. Zwei Drittel des ursprünglich freien Bodens waren in das Eigentum großer Grundherren übergegangen, waren zum Besitz von Adel und Geistlichkeit geworden, hatten die Bildung eines ländlichen Mittelstandes unmöglich gemacht. Jetzt proklamierte die Revolution wieder die Freiheit des Bodens und die bürgerliche Gleichheit. Die altüberlieferten Abgaben an weltliche und geistliche Grundherren, die Zinsen und Zehnten und Grundrenten wurden nicht mehr bezahlt. Da

wurde keine Rücksicht darauf genommen, ob der bisherige Eigentümer Franzose oder Ausländer war, ob der Privatmann, ob eine Korporation oder der Staat in seinen bisherigen Rechten geschädigt wurde.

Die französische Nationalversammlung, die sich gegen den Willen des Monarchen gebildet hatte und ihm die Regierungsgewalt entriß, erklärte die Umwälzung zum Gesetz. Sie hob die Zinsen und Zehnten, die Steuerexemtion usw., den ganzen Feudalstaat hob sie auf.

Zwar wurden nachträglich durch Beschlüsse wohlerworbene Rechte und Einkünfte geschützt. In Wirklichkeit jedoch gab es keine Macht in Frankreich, die den Fortbestand von Einkünften und Rechten bis zu ihrer Ablösung hätte erzwingen können. Die neuen Grundsätze waren stärker als Staatsverträge, und es gab keinen Unterschied des Rechtsanspruches, mochte er von einem Bürger Frankreichs, mochte er von einer fremden Staatsgewalt ausgehen.

Begreiflicherweise wurden die Nachbarn Frankreichs in erster Linie betroffen. Ihre Bezüge aus dem Elsaß oder aus Lothringen hörten auf. Umgekehrt wurden sie zu Steuern herangezogen. Zu Steuern für Erträgnisse, zu denen sie als Grundherren nach alter Anschauung wohl berechtigt waren, die sie aber in Wirklichkeit nicht mehr erhielten. Auch der Freistaat Basel gehörte zu den Geschädigten. Denn auch Basel besaß Zehnten und Rechte im Elsaß. Seit dem Ausbruch der Revolution waren sie nicht mehr einzutreiben. Es war zudem Gläubiger der französischen Krone und mußte fürchten, endgültig die Kapitalien, die man einst den Königen vorgestreckt hatte, zu verlieren. Um zu retten, was zu retten war, schlug die Regierung den Weg der Verhandlungen ein, und als mit der Feder nichts erreicht wurde, schickte sie ihren Stadtschreiber Peter Ochs nach Paris, um den Forderungen auch persönlichen Nachdruck zu verleihen und einen Entscheid zu erzwingen.

Diese Sendung fand erst im Jahre 1791 statt. Nicht

früher. Und das ist wohl auf den ersten Blick recht verwunderlich. Offenbar gewannen die Stimmen das Übergewicht, die sich für Zuwarten aussprachen, das heißt diejenigen, denen die Umwälzung höchstens als ein Orkan erschien, der sich wieder von selbst legen werde. Man glaubte nicht an die Fortentwicklung der Revolution und noch weniger an die Dauer der Beschlüsse des Jahres 89. Man traute dem König nicht zu, daß er sich in die neue, demokratische Mode fügen werde, und man wartete auf die Rückkehr der frühern Ordnung. Frankreich war ein Chaos — es war für den Fernstehenden schwer, die bestimmte Linie der Entwicklung zu erkennen; und unerträglich war es einer alten Obrigkeit, die bisher mit dem König Verträge geschlossen hatte, mit neuen Potenzen, mit einer Nationalversammlung, die aus eigener Machtvollkommenheit sich gebildet hatte, in diplomatischer Form zu verkehren. Man zögerte. Aber schließlich fügte man sich dem Zwang. Man hielt es für klüger, zwei Eisen im Feuer zu haben. Darum richtete man seine Beschwerden sowohl an den König als an die Nationalversammlung, und Ochs konnte sich dann während des Aufenthaltes in Paris überzeugen, daß der Entscheid bei der Nationalversammlung liege und daß sie stärker sei als das Königtum.

Man ließ auch noch so gerne den deutschen Reichsständen, die ebenfalls im Elsaß begütert waren, den Vortritt. Sie hatten das Reich, wenigstens seinen Schatten, hinter sich. Diese erhoben auch wirklich sofort nach den Augustbeschlüssen der Nationalversammlung Protest und erreichten so viel, daß diese die Berechtigung der Klagen grundsätzlich anerkannte. Einerseits beharrte sie auf der Unabänderlichkeit der Reformen; anderseits erklärte sie ihre Verpflichtung, Entschädigungen zu leisten. Was gewannen aber dadurch die Reichsstände? Langwierige Verhandlungen, die erfolglos bleiben mußten, weil grundverschiedene Anschauungen, historisches Recht und Naturrecht aufeinander stießen

und die Wiederherstellung der alten Feudalrechte den neuen französischen Ideen entgegengesetzt war. Die Revolution konnte sich nicht selbst preisgeben. Und entschädigen? Dazu fehlten die Mittel.

Der kleine Freistaat Basel wurde durch die Aufhebung der Feudalrechte, durch die Abschaffung der geistlichen Zehnten, durch die Einziehung der Kirchengüter empfindlich genug getroffen. Denn seine wirtschaftliche Kraft war beschränkt. Vor allem fehlte es in der eigenen Landschaft an genügender Frucht. Um so mehr schätzte man den Fruchtzehnten aus dem Elsaß. Der ganze Fruchtzehnten des benachbarten Neudorf zum Beispiel gehörte der Stadt. Nun weigerten sich die Bauern, die Abgaben weiter zu liefern, während gleichzeitig die Steuerbefreiung aufgehoben war und Basel für Bezüge Abgaben entrichten mußte, die es gar nicht mehr erhielt. So verwahrte sich denn der Geheime Rat gegen die Rechtsverletzung. Ob er damit nicht zu spät kam? Oder gab es überhaupt kein Zuspät, sondern in jedem Falle nur aussichtslose Verhandlungen?

Die Standesschuld.

Zu den drohenden Verlusten im Elsaß kam die Gefahr, alte Kapitalien einzubüßen. Basel war Gläubiger der französischen Krone. Und jetzt, da das Königtum wankte und die Nationalversammlung neue Rechtsverhältnisse schuf, mußte man alles dran setzen, die Standesschuld, wie diese Geldanleihen in den Akten genannt werden, in Sicherheit zu bringen. Was man aber hierin wirklich versäumt hatte, war nicht wieder einzubringen. Es war im alten Basel nicht üblich, der Weisheit der Gnädigen Herren zu nahe zu treten, und der Stadtschreiber Peter Ochs, der sich in Wort und Feder um die Standesschulden mühen mußte, ließ es in den mannigfaltigen Denkschriften und Gutachten, die er für die Regierung verfertigte, nie an den Schnörkeln formelhafter Devotion fehlen. Nur ein einziges Mal bricht sein

Ärger durch und wagt den lauten Vorwurf (Dezember 1794) in dem Satz: „Übrigens wird vielleicht Euer Gnaden noch erinnerlich sein, daß ich eben in dem Jahre 1784 das Schuldwesen in Paris aus seinem Schlummer zu erwecken versuchte."

Als Ochs so schrieb, wußte er manches, was vorher Geheimnis gewesen war. Er wußte, daß gerade im Jahre 1784 eidgenössische Stände wie Bern, Freiburg und Solothurn in aller Heimlichkeit vorgegangen waren und französische Abschlagszahlungen erhalten hatten. Wir wissen — durch die wirtschaftlich höchst aufschlußreiche Arbeit Büchis in der Basler Zeitschrift (XV) — noch mehr: wie Solothurn durch eine neue Obligation im Jahre 1696 Kapitalien und nicht bezahlte Zinsen zusammenfaßte, wie dieses selbe Solothurn knapp vor der Revolution mit seinem französischen Gläubiger abrechnete und sogar noch in den stürmischen Oktobertagen 1789 die letzte Rate seiner Schuldforderung einkassieren konnte. Sogar im Jahre 1791, also in einem Zeitpunkt, da sich Ochs mit allen Mitteln für die baslerischen Titel einsetzte, erhielt Solothurn noch eine Abschlagszahlung für rückständige Zinsen im Betrag von 25 000 Livres, allerdings in Assignaten, die in Basel mit Verlust ausgewechselt wurden.

Ließ es Basel an Klugheit fehlen? War die kaufmännische Initiative in Dingen des öffentlichen Wohles geringer als im Privatgeschäft? Oder war gerade die Rücksicht auf die Stadt ausschlaggebend? Geldaufbrüche zugunsten französischer Herrscher waren nicht Geldgeschäft, sondern Freundschaftsbeweise. Aus politischen Rücksichten verpflichtete man sich die Könige, und aus politischen Rücksichten war man ein schwacher Gläubiger. Man fürchtete, daß die Rückforderung das freundschaftliche Verhältnis, das die exponierte Stadt nötiger hatte als irgendein anderer Stand der Eidgenossenschaft, trüben werde. Man verschob die Forderung, ließ sogar die Zinsenschuld sich häufen, um nicht dem Nachbar Verlegenheit zu bereiten.

Durch die Beschlüsse der Nationalversammlung im Jahre 1789 wurde Basel nach zwei Richtungen getroffen. Sowohl in den Forderungen an die Krone als in den Rechten im Elsaß. Denn die Nationalversammlung dekretierte die Übernahme der königlichen Schulden, und sie dekretierte auch die Aufhebung der Feudalrechte, der Zehnten, die Einziehung der Kirchengüter usw. Sofort weigerten sich die Elsässer, an Basel Zinsen und Zehnten abzugeben, und auch die Standesschuld erschien aufs höchste gefährdet. Aber ein ganzes Jahr ließ die Stadt hingehen, ohne sich für die gefährdeten Einkünfte zu wehren. Die Aufstände im Innern Frankreichs und die Bauernunruhen in der elsässischen Nachbarschaft ließen in erster Linie an die eigene Sicherheit denken. Die Stadt füllte sich mit Flüchtlingen, namentlich mit Juden, die im Elsaß ihres Lebens nicht mehr sicher waren, und man war keinen Tag gewiß, ob nicht der Aufstand aus dem Oberland und aus dem Sundgau sich ausdehne auf die eigene Landschaft. Und als diese Gefahr einigermaßen überstanden war, sah man sich vor die schwierige Frage gestellt, ob nicht der Ausgang der Rebellion gegen den König abzuwarten sei, bevor man sich in Unterhandlungen einlasse. War die Nationalversammlung, welche die Liquidation der königlichen Schulden übernahm, wirklich verhandlungsfähig? War das Königtum erledigt? Unmöglich. Der König blieb das Haupt der Nation, aber — das konnte niemandem entgehen — das Königtum besaß Namen und Tradition, die Nationalversammlung dagegen die tatsächliche Macht. Eine Macht allerdings, die ihren Rechtsanspruch aus sich selbst besaß. Sie verkörperte die Anarchie. Sie hatte den alten Rechtszustand aufgehoben — darum wandte sich Basel am 8. Mai 1790 nicht an diese Volksvertretung, sondern an den König, um in einem Memoire ihre Beschwerden kundzutun. Bürgermeister und Räte hofften, daß durch einen besondern Artikel die Stadt in ihrem Besitz gesichert werde, die sich

rühmen könne, daß einst in ihren Mauern die ersten Verhandlungen zwischen den glorreichen Vorfahren Seiner Majestät und den Eidgenossen gepflogen wurden.

Aber eine Antwort kam nicht. Am 4. August desselben Jahres wurde an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, den Grafen von Montmorin, ein Erinnerungsschreiben gerichtet. Aber auch dieses blieb unbeantwortet. Da mußte man irre werden an einem König, der nicht einmal mehr Versprechungen und gute Worte geben konnte. Man dachte nunmehr, sich an die Nationalversammlung zu wenden, um nicht die Geldforderung einzubüßen. Eine vorsichtige Anfrage an Bern war erfolglos. Offenbar wünschte dieser Stand kein Zusammengehen mit Basel, war verschlossen, kühl, ablehnend; wollte nichts von einem Dekret der Nationalversammlung wissen, durch das die Kreditoren zur Anmeldung ihrer Guthaben aufgefordert wurden. Aber der Rat von Basel ließ jetzt den Gegenstand nicht mehr aus dem Auge. Die beiden Oberstzunftmeister Buxtorf und Merian, Dreierherr Münch und Stadtschreiber Ochs mußten als besonderer Ausschuß die Eintreibung der Standesschuld erwägen. Man bedauerte jetzt nachträglich, daß man bei Anlaß der Bundeserneuerung mit Frankreich 1777 dem baslerischen Gesandten keine Instruktionen über die Standesschuld erteilt hatte, und daß auch 1778 der Geheime Rat den Zeitpunkt nicht für schicklich gehalten hatte, „die Sache in Bewegung zu bringen". Als man sich nun vom König schnöde im Stich gelassen sah, und weil man fürchtete, die Nationalversammlung möchte sich auflösen, ohne daß die baslerische Forderung angemeldet sei, wurden im April 1791 neue Denkschriften verfaßt, und zwar sowohl an den König als an die Nationalversammlung. Dem König wurden nicht nur die Rechtsansprüche Basels im Elsaß, sondern auch die Standesschulden ins Gedächtnis zurückgerufen. Das für die Nationalversammlung bestimmte Dokument beschränkte sich auf die Forde-

rungen Basels an die französische Krone. In einem schwungvollen Begleitschreiben zeichnete der Stadtschreiber Ochs den Kontrast zwischen der alten königlichen und der jetzigen demokratischen Regierung. Die frühern Regierungen, so führte er aus, haben die Opfer des verbündeten Basel schlecht gelohnt. Sie haben seine berechtigten Forderungen abgewiesen. Aber der Nationalversammlung ist es vorbehalten, ihre Gesetze der Gerechtigkeit und der Vernunft wirksam zu machen. Sie hat durch Dekret die Staatsgläubiger unter den Schutz der französischen Loyalität gestellt, und dieses denkwürdige Dekret gibt den baslerischen Forderungen gesetzliche Sicherheit.

Die Wirksamkeit dieser Komplimente wartete man nicht ab, sondern man beschloß die Absendung des Stadtschreibers Ochs nach Paris, damit er durch seine Geschicklichkeit und durch seine Person eine glückliche Lösung herbeiführe. Die Anhänger des ancien régime in Basel waren mit seiner Ernennung ebenso einverstanden wie mit dem von ihm verfaßten Schreiben an die Nationalversammlung, in dem er sich zu den neuen, d. h. den demokratischen Grundsätzen bekannte. Denn wollte man wirklich etwas erreichen, dann durfte kein Gegner der Revolution und kein Anhänger der kaiserlichen Politik abgeordnet werden. Die Anfeindungen, die Ochs seiner Gesinnung wegen in Basel hatte erdulden müssen, waren im Augenblick gewichtige Empfehlungen.

Die Richtlinien seiner Mission wurden wohl von den Räten bestimmt. Aber die Instruktion entwarf er selbst in den „unmaßgeblichen Gedanken des Stadtschreibers wegen dem ihm gnädigst erteilten Auftrag . . .“. Sie erstreckte sich auf beide Gegenstände, sowohl auf die Standesschuld als auch auf die baslerischen Rechte und Gefälle im Elsaß. Sie war sehr eng gehalten, so daß der Deputierte in Verlegenheit geraten mußte. Seine Aufgabe war nämlich, eine „Antwort auf das vor einem Jahr überschickte Mémoire zu sol-

licitieren", die hiesigen Rechte zu verteidigen und bestimmte Verhaltungsbefehle abzuwarten. Die Rechte im Elsaß faßte Ochs in den vier Abschnitten zusammen: 1. Bodenzinse, 2. Zehnten, 3. Liegenschaften, 4. Kollaturrecht. Offengelassen wurde die Frage, ob man die Steuern zurückfordern solle, die bereits von den französischen Behörden eingezogen waren. Als Unterlage zu seinen Verhandlungen über die Schulden der französischen Krone wurden Abschriften der Originalschuldtitel hergestellt und ihm mitgegeben. Am 26. April 1791 erhielt er seine Instruktion, ein Legitimationsschreiben an Montmorin — Ochs reiste als Vertreter seiner Regierung, aber ohne Bekleidung irgendeines öffentlichen Charakters —, und noch am gleichen Tage wurde dem Geheimen Rate von Zürich im Vertrauen diese Sendung mitgeteilt. Am 29. April verließ der Stadtschreiber seine Heimat, und auf dem Umweg über Nancy erreichte er Paris am 3. Mai. Ohne jegliche Schwierigkeiten und ohne die gefürchtete Gefahr, von Gesindel belästigt zu werden. Nicht ein einziges Mal mußte er auf der Strecke Basel—Paris seinen Paß vorweisen. Im Hotel Angleterre, Rue Richelieu, stieg er ab [1].

Mit allem Eifer machte er sich an seine schwierige Aufgabe, durch deren Erfüllung er sich und seine Politik vor dem Rat und der Bürgerschaft rechtfertigen wollte. Paris war ihm nicht fremd. 1784 hatte er mit seiner Frau und den Kindern dort die Großmutter His aufgesucht, hatte den Winter 1786 in der französischen Kapitale bei seiner Schwester und dem Schwager Dietrich zugebracht. Mit dem gesellschaftlichen Leben des ancien régime war er vertraut. Sein Schwager Dietrich war Generalsekretär der Schweizer und Bündner und stand dem Grafen von Artois, dem Bruder des Königs, nahe. Aber auch mit dem neuen Frankreich war er durch persönliche Beziehungen verbunden. Er war mit Lafayette, der die Erklärung der Menschenrechte in der Nationalversammlung durchgesetzt hatte, befreundet, stand mit General Dumouriez in herzlichem Briefwechsel,

so daß er an der großen Bewegung ganz persönlichen Anteil nahm.

Aber nicht nur diese wertvollen Verbindungen ließen die Wahl des Rates auf ihn fallen, sondern seine Politik. Er liebte Frankreich, im gleichen Maß wie er der habsburgischen Regierung mißtraute. Als im Frühling 1791 den Österreichern der Durchzug über Basler Gebiet nach dem Bistum gewährt wurde, legte Ochs aus Protest sein Amt nieder. Man hatte Mühe, ihn zu besänftigen. Er stellte sich auf den Boden unbedingter Neutralität. Dafür rechnete man ihm vor, daß er 1790 am Föderationsfest in Straßburg teilgenommen hatte. Seine Verherrlichung der Menschenrechte machte ihn daheim verdächtig. Aber für die Sendung nach Paris war er um so mehr geeignet. Man konnte die Freundschaft Frankreichs nicht gegen Feindschaft umtauschen.

Dazu kam seine Überlegenheit in der Behandlung schwieriger Angelegenheiten, kamen seine juristischen, sprachlichen und gesellschaftlichen Fähigkeiten. Vor allem die Beweglichkeit, sich in neue Gedanken und Strömungen und in eine neue Welt zu finden.

Die alten Regierungen im Ausland kannten nur Verachtung für die Emporkömmlinge in Frankreich. Am liebsten wollte man mit Leuten ohne jeglichen Rechtstitel nichts zu tun haben. Man erwartete die Gegenrevolution. Also nur keine alten Rechtsansprüche preisgeben! Auch Ochs bekam nicht Vollmacht, für die Verluste im Elsaß Entschädigungen zu erhandeln. Sondern er sollte die Wiederherstellung der baslerischen Rechte bewirken. Als ob um dieser Stadt willen die Nationalversammlung ihre einzigartigen und folgenreichsten Beschlüsse, d. h. die wirtschaftliche Revolution, hätte durchbrechen können.

Ochs sah voraus, daß es zwecklos sei, die unbedingte Aufrechterhaltung der baslerischen Rechte im Elsaß zu verlangen. „Das ist die Sprache von Notaren“, schrieb er an



Peter Ochs
nach einer Kreidezeichnung von 1792.

„FROBENIUS" A. G. BASEL



den Zürcher Freund Meister, „aber nicht diejenige, die wir brauchen, um gut behandelt zu werden." Er sieht neue Grundsätze und neue Menschen am Regiment. Auch neue Methoden. Mit alten Formeln war hier nichts anzufangen. Ein Staatsmann der alten Schule mit starren Begriffen mußte hier versagen. Es galt, neues Terrain zu erforschen und sich rasch in den Wechsel der Dinge und Personen zu finden. Ochs war seinen Gnädigen Herren darin überlegen. Er war nicht der Gefangene alter Anschauungen, sondern er erkannte das Schöpferische der Revolution, die wirksamen Kräfte, die nicht nur zerstörten, sondern eine neue Gesellschaftsordnung auf demokratischer Grundlage aufbauten. Mit verstandesmäßigen „Bedenken" war nicht auszukommen in einer Zeit, die das heilige, überlieferte Recht zerbrach und aus dem Naturrecht seine Ideen und Aufgaben ableitete. Ochs selbst wurde von dem leidenschaftlichen Temperament und dem mächtigen Pathos einer Gegenwartsgeschichte ergriffen, die über die amerikanische Umwälzung hinausragte und doch zugleich als ihre gewaltige Fortsetzung erschien.

Auch seine sprachlichen Fähigkeiten und französisch-gesellschaftlichen Formen, verbunden mit hervorragenden literarischen Kenntnissen, konnten nicht hoch genug angeschlagen werden in einer gesteigerten Zeit, in der, wie nie zuvor, das Nationale als das entscheidende Band und deutsches Wesen im vornherein mit Mißtrauen angesehen wurden.

Die Verhältnisse in Frankreich waren damals recht verworren, unübersichtlich. Schon darum war Ochs auf sich selber gestellt. Er erhielt Einblicke, wie man sie zu Hause nicht gewinnen konnte. Darum ließ ihm der Rat in der Hauptsache freie Hand. Er war den Gnädigen Herren Rechenschaft schuldig, aber die Verantwortung ruhte auf ihm. Seine ausführlichen Schreiben werden wohl überdacht; man empfiehlt ihm Vorsicht, erhebt Bedenken, aber mehr nur, um die Hand im Geschäft zu behalten. Denn die Antworten der Basler Regierung an ihn endigen gewöhnlich

mit der Zustimmung zu seinen Vorschlägen. Das Vorgehen wird seiner Einsicht und Geschicklichkeit überlassen; man stellt seiner Klugheit anheim, nach der Sachen Lage zu verfahren. Wird er aufgefordert, die nötigen Erklärungen zu senden, damit der Rat auch die gewechselten Noten verstehen kann, so wird ihm doch gleichzeitig das Vertrauen ausgesprochen: Die Geheimen Räte „überlassen ferner der Klugheit Ewr. Wgb. in den Ihnen aufgetragenen Geschäften zu agieren". Sie erwarten den Bericht über den Erfolg seiner Mission „mit sehnlichstem Verlangen". Und doch will man ihn nicht drängen. Nicht vom Rat, sondern von Ochs geht der Wunsch nach Rückberufung aus. Der Rat vertraut vielmehr „seinem patriotischen Eifer", daß er bleibe, wenn seine Anwesenheit in Paris der Sache nützlich sei. Aber auch diesen Entscheid überläßt man seiner „Prudenz". Unwillkürlich denkt man an die Gesandtschaften, die in früheren Jahrhunderten von Basel ausgingen, und da die Regierung sich ähnlich verhielt. Sie bleibt die oberste Instanz, allein berechtigt zur Ratifikation, sie will auf dem laufenden gehalten sein, aber sie läßt dem Manne, dem sie ihr Zutrauen geschenkt hat, weiten Spielraum. Sie anerkennt Opfer und Anstrengung und spornt durch ihre Anerkennung zu Ausdauer an. So wird auch Ochs „die unverdrossene Besorgung dieses Geschäfts" ferner empfohlen. Gelegentliche Wünsche werden mit aller Rücksicht vorgetragen. So wird er ersucht, „wenn es Ihme nicht unkommlich, an MGH XIII in teutscher Sprache zu schreiben". Doch werde ihm überlassen, auch ein Beiblatt in französischer Sprache beizulegen. Ochs ging nicht darauf ein. Oder die Dreizehner tragen ihm auf, „bey öffentlichen Gesellschaften und Mahlzeiten soviel möglich zurückzuhalten und sich almöglicher Behutsamkeyt im Reden zu befleißen". Eine Aufforderung, die nur derjenigen entsprach, die Ochs seinerseits an die Dreizehner richtete, um das Geheimnis der Verhandlungen vor der Zudringlichkeit Dritter — moch-

ten es auch die lieben Miteidgenossen sein — zu wahren. Denn da man auf sich allein gestellt war, wollte man auch allein den Vorteil genießen. Vor allem mußte vermieden werden, daß andere Gläubiger, durch das Vorgehen Basels ermutigt, sich ebenfalls mit ihren Ansprüchen einstellten und den französischen Schuldner durch die erwachsenden Forderungen in Schrecken versetzten. Wie sich Ochs als Deputierter eines unscheinbaren Staatswesens für die Rückzahlung der Standesschuld und für die Entschädigung der baslerischen Rechte und Gefälle im Elsaß einsetzte, wie nicht nur Minister und Kommissionen, sondern auch die Nationalversammlung mit der kleinen Nachbarrepublik verhandeln mußten, während doch gerade die größten Probleme das politische Denken und Handeln der mächtigsten Monarchie Europas in Bewegung setzten, das ergibt ein eigenartiges Bild.

Erst am 8. Mai — am 3. war er angekommen — wurde er vom Minister des Auswärtigen, vom Grafen Montmorin, empfangen. Wollte man ihn ans Warten gewöhnen? Er erschien auf die Stunde im Empfangssaal des Auswärtigen Amtes. Leute kamen und gingen. Endlich, nach einer Stunde langweiligen Harrens, erschien der Minister. Der Reihe nach zog er die Anwesenden zu kurzer Besprechung in die Fensternische, jedem kaum drei Minuten gönnend. Auch dem Basler Deputierten schenkte er nicht mehr. Ochs übergab sein offizielles Empfehlungsschreiben und empfing dafür unverbindliche Liebenswürdigkeiten. Ohne daß der Minister den Brief auch nur ganz gelesen hätte. Er überflog die Hälfte, zeigte sich mangelhaft orientiert und wies Ochs an den Sekretär des Staatsrates Hennin, der sich mit den schweizerischen Angelegenheiten befasse. Ochs hatte kaum Zeit, die Empfehlungen Lafayettes anzubringen.

Damit eröffnete Montmorin eine Verschleppungstaktik, die allen Petenten gegenüber grundsätzlich angewendet wurde, um sie mürbe zu machen. Ochs war sehr empfindlich. Er hielt es zunächst unter der Würde seiner Regierung, sofort

Hennin aufzusuchen. Denn dieser hatte bisher die an König und Minister gerichteten Briefe unbeantwortet gelassen. Aber es blieb ihm nichts übrig als nachzugeben und alles zu tun, um Hennin für seine Sache zu gewinnen.

Über die Aufnahme in Paris hat sich Ochs später aufs schärfste ausgesprochen. Man habe ihn im Auswärtigen Amt so schlecht wie möglich behandelt; nicht den Schatten von Rücksicht, die man dem Abgeordneten eines souveränen Kantons schulde, habe man für ihn übrig gehabt. Er habe darüber gelacht; denn er habe auf diese Weise die Luft im Auswärtigen Amt kennen gelernt. So schrieb er etwa ein Jahr später an Dumouriez, als dieser ins Ministerium kam. Er urteilte vernichtend, weil er den Gegensatz zwischen seiner republikanischen Gesinnung und der monarchischen Denkweise im damaligen Ministerium zeichnen wollte. Von Dumouriez erwartete er jetzt Genugtuung. Wir werden noch davon reden. — Anders urteilte er nach der Rückkehr von Paris in einem Schreiben an Meister: er sei außerordentlich zufrieden mit seinem Aufenthalt in Paris. Er klagt einzig darüber, daß er als Amtsperson seinen Gefühlen Zwang auferlegen mußte und nicht seine ganze Freude an der Revolution bezeugen durfte. Über die Verhandlungen allerdings schweigt er sich ihm gegenüber aus. Wo liegt die Wahrheit? Ohne Zweifel übertrieb er im Schreiben an Dumouriez aus Diplomatie. Aber auch so erfreulich, wie Meister glauben mußte, war die Aufnahme nicht. Manche Formlosigkeit, die mit dem traditionellen Verkehr unter Regierungen nicht übereinstimmte, war zwar der Demokratie und Gleichmacherei auf Rechnung zu setzen. Ochs notiert sie, wie ein Reisender fremde Gewohnheiten aufzeichnet, einfach als Tatsache. So z. B. daß seine Besuche offiziell, mit einer einzigen Ausnahme, nicht erwidert werden; daß man in den Comités bald sitzend, bald stehend verhandelt, „und von einer Etiquette findet man dort keine Spur". Die Volksvertreter spricht man an, wo man ihrer gerade hab-

haft wird, daheim, bei ihrer Toilette, in den Gängen der Nationalversammlung, im Garten nebenan oder im Kaffeehaus. Nur von stark beschäftigten Abgeordneten muß man eine Audienz erbitten. Das mochte volkstümlich sein im Gegensatz zum frühern strengen Zeremoniell des Hofes.

Manches aber, was als neue Mode sich gab, war im Grunde Mißachtung. Vor allem bei den alten Funktionären der Krone. Man schätzte den Deputierten Basels im Ministerium des Äußern kaum. Seine Forderungen kamen unerwünscht. Sie erschwerten die Lage des Königs. Diese Sendung war ein Appell an die Nationalversammlung, d. h. an die revolutionäre Regierung, die das Königtum an die Wand drückte. Ochs spürte sehr bald die Parteiung innerhalb der Behörden, die einander entgegenarbeiteten. Der Minister ohne Einfluß, die Beamten des Ministeriums Männer des alten Regime, jedenfalls noch von dummem Adelstolz und vornehmer Zurückhaltung besessen. Die wirkliche Macht in den Händen der Nationalversammlung, vielmehr in denjenigen von etwa zwei Dutzend tatkräftigen und gescheiten Deputierten. Darnach, so schrieb Ochs nach Hause, werde er sein Benehmen einrichten: Freundschaft mit den Mitgliedern der Nationalversammlung, die auch die Freundschaft der Schweiz wünschten; Festigkeit dem Minister gegenüber, der seinen Platz zu verlieren fürchte, und Würde gegenüber den Beamten, die alle Welt erniedrigen möchten.

So einfach freilich gestalteten sich die Verhältnisse nicht. Die Linke der Nationalversammlung hetzte gegen die Schweiz, welche die Emigranten und die Kaiserlichen begünstige und die französische Konstitution nicht anerkenne. Es gab Redner, die durch ein einziges temperamentvolles Votum die mühsam angebahnte Verständigung in Gefahr brachten. Anderseits erleichterte Hennin die Verhandlungen durch gewinnende Formen. Ochs selber wußte sich stets den Verhältnissen anzupassen. Er war protegiert von Lafayette.

Das half zeitweise. Aber nur in bescheidenem Umfang. Denn zu viele Kommissionen waren zu überwinden. Da genügte nicht mehr wie im alten Regime die Verständigung mit dem Minister und dem König, sondern zahlreiche Instanzen mußten durchlaufen werden, bis dann erst noch die Nationalversammlung den Entscheid traf. Ochs mußte für seine Herren arbeiten. Und er ließ es daran nicht fehlen. Seine gewandte Feder war immer in Bewegung. Basel hätte keinen geschicktern Advokaten seiner Streitsache schicken können. Seine Denkschriften an die französische Regierung waren überlegt, logisch und stilistisch vollendet. Die Demokraten gewann er durch seine aufrichtige Freude an den Grundsätzen der Revolution. Unter Aristokraten war er seiner ganzen Erscheinung nach der vornehme Repräsentant einer aristokratischen Regierung. Mit der ihm eigenen Beweglichkeit und mit sicherm Auftreten gewann er sich neue Verbindungen, und keine Gelegenheit ließ er unbenützt verstreichen, um einen Vorteil zu gewinnen.

Es war schon viel, in dem Getümmel nicht unterzugehen, sondern sich mit seiner Forderung auf der Bildfläche zu behaupten. Aber stärker noch als seine Energie erwies sich die Taktik der Regierung, die sich aufs Temporisieren verlegte. Eine zuständige Kommission löste die andere ab, die doch allein zuständig sei, und im Hintergrund war immer noch die Nationalversammlung anzurufen, die in entscheidenden Augenblicken erst noch ein Dekret abfassen mußte, damit eine gesetzliche Basis weiterer Verhandlungen geschaffen war. Ohne persönliche Anwesenheit war überhaupt nichts zu erreichen. Das Schreiben, das Basel am 8. Mai 1790 an den König zur Verteidigung der Rechte im Elsaß gerichtet hatte, war in den Papieren verschwunden, und nur ein schwacher Auszug war an das Comité diplomatique geleitet worden. Nicht viel besser war es der an die Nationalversammlung gerichteten Note über die Standesschulden ergangen. Die Nationalversammlung kannte sie nicht. Und

nun sollte Ochs — das war seine Instruktion — auf die beiden Schreiben eine Antwort verlangen. Beide Gegenstände verfolgte er gleichzeitig. Der Einfachheit halber sollen sie hier getrennt behandelt werden.

Zunächst die Schuldforderung an die französische Krone, die sogenannte Standesschuld. Sie umfaßte im Jahre 1791 fünf Positionen:

1. 53 000 Sonnenkronen, die 1571 dem König Karl IX. geliehen wurden. Die ursprüngliche Summe betrug 60 000; aber 1608 zahlte Heinrich IV. 7000 zurück. Er versprach die weitere Rückzahlung in gleichwertigen Sorten, von gleichem Gewicht und gleichem Wert in der Stadt Basel auf eigene Kosten, gleichzeitig mit dem üblichen Zins von 5 %. — Ihre Entstehungs- und Lebensgeschichte hat August Huber im Basler Jahrbuch 1896 in klarer Übersichtlichkeit dargestellt.

2. 20 000 Gulden (florins d'Empire), die im Jahre 1613 dem Erzherzog Maximilian von Österreich geliehen wurden, und zwar als Hypothek auf Hüningen, Landser und Pfirt. Als das Elsaß an Frankreich überging, anerkannte der Gesandte Ludwigs XIV. auf dem Westphälischen Frieden die Schuld, und zur größern Sicherheit wurden im Jahre 1700 die baslerischen Schuldtitel durch eine besondere Kommission in das Register von Straßburg eingetragen. Allerdings nicht im ganzen Umfang. Sie war zu 5 % verzinslich.

3. 15 000 Livres, die „durch eine unserer Verwaltungen" — nämlich die Verwaltung der Güter und Einkünfte des Standes Basel im Elsaß — dem Kapitel von Masevaux (Maßmünster) im obern Elsaß geliehen wurden. Zahlbar im Hause des Direktors und ohne Unkosten.

Diese drei Forderungen sind von unbestreitbarer Gültigkeit. Die Rückzahlung der Kapitalien durch Frankreich wird unbedingt erwartet.

4. Rückständige Zinsen [2]. Sie sind nie regelmäßig, bald überhaupt nicht mehr eingegangen. Seit 1628 wurden die

53 000 Sonnenkronen, seit 1623 die 20 000 Gulden nicht mehr verzinst [3].

Auf die Erlangung dieser 160 bis 170 rückständigen Zinsen machte man sich von Anfang an keine große Hoffnung. Noch weniger Aussicht hatten

5. die Bundes- und Friedensgelder, die auf Grund des ewigen Friedens von 1516 und der Allianz von 1520 fällig seien, deren Bezahlung aber keineswegs eingehalten worden. Bei der Erneuerung der Allianz im Jahre 1777 hatte der baslerische Ehrengesandte die Instruktion erhalten, von den künftigen Pensionen nichts mehr zu begehren. Während also andere Stände sich die Pensionen verbriefen ließen, verzichtete Basel. Die Zahlung der rückständigen Gelder wird, weil Basel überhaupt nie darauf gedrungen hat, der Munifizenz des Königs überlassen [4].

Unter diesen fünf Positionen waren lediglich zwei, für die Ochs mit aller Bestimmtheit eintreten konnte. Das waren die an Karl IX. und — vorläufig noch in ihrem ganzen Umfang — die an Maximilian geliehenen Kapitalien. Sie waren ein von Macht zu Macht geschlossener Vertrag. Die Maßmünsterschuld dagegen konnte nicht als Anleihen einer souveränen Macht angesehen werden. Als privates Guthaben unterlag sie den französischen Gesetzen und ging in Kommissionsberatungen und Gutachten unter. Die rückständigen Zinsen und Friedensgelder endlich kamen für Ochs nur als Verhandlungsobjekt in Frage.

Bevor man aber ans Markten gehen konnte, mußte der gangbare Weg der Verhandlung ausfindig gemacht werden. Vergegenwärtigen wir uns das bisherige Vorgehen Basels. Zweimal hatte es an den König, einmal an die Nationalversammlung geschrieben. An den König über die Verletzung der Rechte im Elsaß und über die Standesschuld. An die Nationalversammlung über die Standesschuld allein. Die Standesschuld stand im Vordergrund. Haftbar war der König. Da aber die Nationalversammlung durch Dekret

die Schuldentilgung der Krone übernommen und da ja der König nicht einmal geantwortet hatte, setzte man seine Hoffnung auf die Volksvertretung. Denn die Standesschuld war ohne weiteres liquidationsreif.

Mit wem hatte nun aber Ochs zu tun? Das offizielle Schreiben seiner Stadt wies ihn an den Minister. Aber Montmorin schüttelte ihn ab an Hennin, Hennin verschanzte sich im entscheidenden Fall hinter Finanz- oder Diplomatenkomitee. Er sprach von einem Liquidationsplan, der bereits bestehe. Aber dieser Plan war in den Händen von Lacoste, und Lacoste war aufs Land gegangen. Ochs verhandelte mit den Ministern in Paris, aber diese mußten bedauern, daß die notwendigen Aktenstücke in Versailles lagen. Insbesondere war alle Welt beschäftigt. Oder inkompetent und doch beteiligt. Das Comité diplomatique war in einer Sache auswärtiger Politik nicht zu umgehen. Aber der Präsident machte sich unsichtbar, dann, als Ochs eine Audienz erreichte, gab er schöne Worte, schützte aber dringendere Geschäfte vor und wünschte, damit doch sein guter Wille unverkennbar war, Kopien der verlorenen Akten.

Das Schreiben vom 22. April 1791 an die Nationalversammlung, in dem Basel seine alten Schuldforderungen an die Krone geltend machte, war vom Präsidenten gar nicht verlesen, sondern an eine Kommission verwiesen und verschleppt worden. Ochs verfolgte die Spur. Er blieb an Reubell hängen. Aber Reubell hatte für ihn nur taube Ohren. Dem Deputierten blieb also nichts anderes übrig, als von seiner Regierung ein neues Exemplar der an die Nationalversammlung gerichteten Denkschrift zu verlangen, um dann dafür zu sorgen, daß sie dort auch verlesen werde. Die Abschrift traf ein. Damit hatte der Deputierte ein Instrument in der Hand, mit dem er auf den Minister einen Druck ausüben konnte, wenn dieser die Verhandlungen in die Länge zog. Sofort bemühte sich denn auch Hennin, die Übergabe dieses Schriftstückes an die Nationalversammlung

zu verhindern. Er fürchtete, daß seine Verlesung Anlaß zu heftigen Angriffen gegen das Bureau des Auswärtigen hervorrufen werde. Wollte er ihnen zuvorkommen, dann mußte der Minister von sich aus eine Verständigung mit Ochs anbahnen. Er rückte deshalb mit Erklärungen ans Licht, die für den Basler Gesandten höchst überraschend waren und ihn dazu bestimmten, tatsächlich das Schreiben an die Nationalversammlung vorläufig in der Schwebe zu halten, wobei er es sich nicht versagte, wenn die Verhandlungen stockten, dem Staatssekretär zu verstehen zu geben, der Augenblick scheine ihm jetzt doch gekommen, wo er das Schreiben Basels bei der Nationalversammlung aufs Tapet bringen müsse. Dann spielte Hennin wohl den Gleichmütigen: Ochs möge den Versuch machen, wenn er sich davon Erfolg verspreche. Aber dieser war sich der Stimmung in der Nationalversammlung zu wenig sicher, als daß er nicht eine Verständigung mit dem Minister vorgezogen hätte.

Durch Hennin erfuhr Ochs folgendes:

Nach dem 14. Juli 1789 wurde von der Nationalversammlung ein Finanzkomitee eingesetzt, das im Ministerium der auswärtigen Geschäfte eine Untersuchung über die Ausgaben und Schulden vornehmen mußte. Bei dieser Gelegenheit brachte der Minister einen Plan zum Vorschein, der aus dem Jahre 1781 stammte, einen Tilgungsplan, wonach die schweizerischen Gläubiger schrittweise befriedigt und die auswärtigen Schulden liquidiert werden sollten. Darin fehlte auch die Standesschuld nicht. Die von Basel begehrten Sonnenkronen, Gulden und Friedensgelder waren nicht vergessen. Dieser Tilgungsplan fand allgemeine Billigung im Finanzkomitee und in der Nationalversammlung. Diese letztere dekretierte (5. Juni 1790), daß der Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten jährlich über die Ausgaben des Departements des Äußern genaue, mit authentischen Belegen versehene Abrechnung vorlegen müsse, mit Ausnahme dieser für die Schweizer und die Graubündner

bestimmten Hilfsgelder und der Abzahlungen an fremde Kreditoren. Diese letzteren Ausgaben waren einzig der Aufsicht des Königs und der Rechtschaffenheit des Ministers unterstellt. Der Minister hatte also freie Hand, war nicht von einem neuen Dekret abhängig. Nur verlangte er von Ochs, daß die Unterhandlungen, weil geheime Ausgaben im Spiele standen, auch geheim, d. h. in diesem Falle nur mit dem Geheimen Rate von Basel geführt würden.

Ochs mußte wählen. Die Unterhandlungen mußten entweder mit dem König und seinem Minister oder mit der Nationalversammlung und der von ihr eingesetzten Liquidationskommission geführt werden. Sollte er den Lockungen des Ministers folgen und sich für den König entscheiden?

Es stand dem Basler Deputierten, der allen Grund hatte, dem Minister zu mißtrauen, auch der andere Weg offen. Er konnte sich mit seinem Schreiben, das er ja immer noch in der Hand hielt, an die Nationalversammlung wenden. Aber was hatte er dort zu erwarten? Höchstens, daß die Schuldforderung an die Liquidationskommission überwiesen wurde. Diese war mit Geschäften überbürdet und behandelte die Forderungen in der Reihenfolge ihres Eintreffens. Eine späte Lösung und Auszahlung in schlechten Assignaten würde das Resultat sein. Hielt er sich dagegen an den König und ließ die Nationalversammlung links liegen, dann trat der ministerielle Tilgungsplan — wenigstens nach Hennins Versicherung — sofort in Kraft, und die Gelder wurden aus den Fonds der französischen Ambassade in der Schweiz bezahlt. Sofort, — d. h. wenn man sich über den Modus geeinigt hatte.

Ochs gab also den Verhandlungen mit dem Minister den Vorzug und verlangte von ihm ein Schreiben an die Gnädigen Herren als Basis zu ihrer Durchführung.

Es war ein meisterhaftes Schreiben, mit dem der Graf von Montmorin verschiedenes, was bis dahin geheim ge-

blieben war, enthüllen mußte. Es fehlt darin weder an gutgespielter Naivität noch an dem vornehmen Pathos einer leisen Entrüstung. Der Stand Basel, so schrieb der Minister, reklamiere in seinem Memoire an den König die Bezahlung der alten Schulden, welche einst die Krone kontrahiert habe. Man wußte also offenbar in Basel nicht, daß der König bereits einen Rückzahlungsplan angenommen habe, um alle Schulden seiner Vorfahren in der Schweiz zu tilgen. Diesem Plan folge er pünktlich und gewissenhaft. Verschiedene Kantone — Ochs wußte, daß es sich um Bern, Freiburg und Solothurn handelte — hatten beträchtliche Abzahlungen erhalten, und nun sollte gerade Basel an die Reihe kommen. Die Summen werden aus einer besondern Kasse bestritten. Begreiflicherweise erfolgten diese Zahlungen im Stillen, unter Ausschluß der Öffentlichkeit. Da nun aber Ochs Kenntnis erhalten habe vom Vorhandensein eines solchen Tilgungsplanes und von der genauen Befolgung dieses Zahlungsmodus, möchte der Finanzminister wissen, ob seine Auftraggeber in der gleichen Weise wie die andern Kantone befriedigt werden oder den Weg an die Nationalversammlung weiter verfolgen wollen. Der Tilgungsplan, so sagt das Schreiben beruhigend, ist von der Finanzkommission gebilligt worden; deshalb wurden die schweizerischen Schulden nicht der Nationalversammlung vorgelegt. Wenn Ochs mit diesem Modus nicht einverstanden ist, erklärt sich der Minister bereit, die Forderungen vor die Liquidationskommission und die Nationalversammlung zu bringen. Er wolle seinen Entscheid nicht beeinflussen. Aber er gibt ihm zu bedenken, daß in den vergangenen zehn Jahren große Aufwendungen zugunsten der eidgenössischen Kantone gemacht worden seien und daß eben jetzt die Zahlungen an Basel beginnen sollten und daß sie beginnen würden, wenn die Ordnung nicht plötzlich durch Basel selbst gestört würde, indem es sich an die Nationalversammlung wende.

Ochs nennt das Schreiben ein Kunstwerk. Es waren

darin Dinge ausgesprochen, die der größten Schonung bedurften: die französische Gesandtschaft, bei der Basel seine Forderung in Zeitabständen geltend gemacht hatte, und das französische Ministerium hatten also die Rheinstadt schlechter behandelt als andere Stände. Und die eidgenössischen Mitstände hatten so wenig freundeidgenössisch nur an ihren eigenen Vorteil gedacht. Aber Ochs tröstet sich, wenn nur erst Basel in dieselben Vergünstigungen eintritt! „Enfin, oublions le passé!" schreibt er an die Gnädigen Herren. Nichts unter der Sonne bleibe verborgen. Das müsse genügen.

Den Tilgungsplan selber bekam Ochs nicht zu Gesicht; manches, was Hennin in diesem Zusammenhang äußerte, war unkontrollierbar. Sogar an Widersprüchen fehlte es nicht. Aber das Dekret der Nationalversammlung vom 5. Juni 1790, durch das König und Minister plein pouvoir für die Tilgung schweizerischer Schulden erhielten, lag gedruckt vor. Daß beide Teile wünschten, unter sich und ohne Nationalversammlung einig zu werden, das wußte oder vermutete jeder vom andern. Der Weg der Verhandlungen war also gefunden. Wenn der Minister in gleichem Maße wie Basel guten Willen zeigte, war eine Verständigung nicht schwer. Es handelte sich jetzt darum, die Höhe des Schuldbetrages und die Teilzahlungen festzusetzen.

Der 12. Juni war der „große Tag". Ochs präsentierte eine Totalforderung von sechseinhalb Millionen. Er hatte sie zuerst auf sieben Millionen berechnet [5]. Hennin machte fürchterliche Augen und fing dann einfach an zu lachen, und zwar so herzlich, daß Ochs in dies Lachen einstimmte. Dann wurde gefeilscht. Hennin erklärte kurzerhand, daß er dem Minister die Bezahlung der Kapitalien und auch einiges an die Friedensgelder vorschlagen wolle, nie und nimmer aber die Bezahlung der Zinsen. Schon der Folgen wegen sei dies ganz ausgeschlossen. Ochs behielt sich seine Gnädigen Herren vor, die auch das Recht zu Vorschlägen und

Erwiderungen hätten, und perorierte, daß Basel weder Gunst noch Ehre, sondern nur sein gutes Recht verlange. Der Kanton Basel habe nach jeder Richtung den wenigsten Vorteil aus den Allianzen und andern Verbindungen mit Frankreich gezogen. Noch am 21. Juni versprach Hennin in einer Unterredung eine Anzahlung auf das laufende Jahr, wenn die Forderung verifiziert sei.

Das war am Tag, da die nächtliche Flucht des Königs aus Paris bekannt wurde.

Seit dem Tode Mirabeaus, der als konstitutioneller Monarchist die Regierungsrechte des Königs verteidigt hatte, sah sich Ludwig XVI. ohne jegliche Stütze. Den Anmaßungen der Nationalversammlung gab er so weit nach, als er mußte. Kam er mit seinem Gewissen in Konflikt, dann verweigerte er seine Zustimmung zu ihren Beschlüssen. Er mißbilligte die Verfolgung der eidweigernden Priester und weigerte sich, die Emigranten als Verräter zu erklären. Darum galt er selbst als Verräter. Um dem Ausbruch des Hasses zu entgehen und um freie Hand zu bekommen, floh er am 21. Juni 1791 aus Paris. In einer Schrift, die er zurückließ, widerrief er die Erlasse, die ihm abgezwungen worden waren. Man erwartete, daß er mit den Emigranten und einer fremden Armee zurückkehren, Volk und Nationalversammlung unterwerfen und die Revolution rückgängig machen werde. Was hatten da die Klubisten zu erwarten? Den Galgen. Die Bauern? Die Herstellung der Zehnten und Herrschaftsrechte. Die Bürger? Den Übermut des Adels. Was geschah mit den verkauften geistlichen Gütern? Was wurde aus den Gedanken der Freiheit und des menschlichen Rechtes? In dem Augenblick, da der Abschluß der Verfassung bevorstand, trennte sich der König von der Nationalversammlung. Er war ihr erklärter Feind. Bürgerkrieg und Krieg mit dem Ausland standen bevor. Was bedeutete in diesem Tumult neuer Sorgen die Schuldforderung des Freistandes Basel!

Die Flucht gelang nicht. Der König wurde unterwegs festgehalten und nach Paris zurückgeführt. Damit wich die aus der Angst geborene Ruhe dem wilden Parteikampf.

Dieser offenkundige Bruch des Königs mit der Nationalversammlung zerriß die Fäden, die Ochs in mühseliger Arbeit und in erfolgreichem Kampf gegen die mancherlei Intriguen geknüpft hatte. Konnte man überhaupt, auch wenn man ernstlich wollte, in der immer schlimmer sich gestaltenden Finanzlage an die Rückzahlung von alten Kapitalien denken, die im unglücklichsten Augenblick zurückgefordert wurden? In einer Zeit der Umwandlung, da die alte Staatsschuld durch neue Schulden sich geradezu rasend vermehrte, eine Emission nach der andern sich rasch erschöpfte, die alten Eingänge aus Ämterkauf und Kautionen und Steuern infolge der Reformen abgeschafft waren oder nicht eingingen, während die demokratischen oder sozialistischen Anforderungen an das Gemeinwesen fortdauerten und sich vermehrten! Ochs verhandelte mit Hennin um Erstattung ausstehender Zinsen, während Frankreich vor einem Bankerotte stand, der nur durch neue Papierausgaben verschleiert wurde. Sogar wenn der Basler Deputierte überhaupt nicht mit augenblicklichen Auszahlungen rechnete, sondern nur das Guthaben sicherstellen, das Kapital samt den Zinsen durch einen neuen Kontrakt, wie er sich ausdrückte: verjüngen wollte, so wurde auch dieses Ziel durch den Bruch des Königs mit der Nationalversammlung auf einmal wieder in weite Ferne gerückt.

Denn der König wurde in seinen Funktionen durch die Nationalversammlung suspendiert, sozusagen provisorisch entthront. Er war überhaupt nicht mehr vertragsfähig. Seine Unterschrift erlosch. Schon vor dem Fluchtversuch hatte sich der Geheime Rat zu der Auffassung bekannt, daß eine Konvention, auch wenn sie mit dem König bis ins einzelne abgeschlossen sei, nicht genüge ohne Ratifikation durch die Nationalversammlung oder eine von ihr autorisierte Kom-

mission. Ochs teilte diese Ansicht. Jetzt, da sein ganzes Gebäude zusammenbrach, mußte er es empfinden, daß er auf Sand gebaut hatte. Aber wäre die Nationalversammlung der Fels gewesen? Kaum. Den Gnädigen Herren bekannte Ochs, er hätte die Verhandlungen mit der Nationalversammlung denjenigen mit dem Minister vorgezogen, aber er habe ihrer Gesinnung mißtraut. Persönlichkeiten hatten ihn plötzlich im Stich gelassen, als er sich an sie halten wollte, und hatten Komplimente bloß mit Komplimenten beantwortet.

Vielleicht fürchtete jetzt Hennin, Ochs werde nun doch den Weg zur Nationalversammlung einschlagen und dadurch die Verlegenheiten des Königs und des Ministers vergrößern. Er gab sich alle Mühe, den Deputierten zu beruhigen. Er behauptete, er habe die Dokumente aufs beste vorbereitet, um sie dem König vorzulegen, sobald er wieder in seine Funktionen eingesetzt sei. Die Zeit der schönen Worte kam wieder: „Hennin trouve nos titres aussi sacrés que ceux de Berne, Soleure et Fribourg.“ Aber, fügte Ochs bei, die große Frage sei, ob der König überhaupt wieder seine Macht zurückerhalte. Tatsächlich waren jetzt mit der königlichen Gewalt auch die Verhandlungen suspendiert. Von der Wiedereinsetzung des Monarchen konnte nicht die Rede sein, bevor er die Verfassung beschworen hatte; und diese Verfassung war noch gar nicht fertig.

Ochs erbat deshalb die Erlaubnis, heimkehren zu dürfen. Die Furcht vor Krieg, den man in Frankreich als etwas Selbstverständliches erwartete, und die Angst um seine eigene Person hatten ihn schon am 1. August veranlaßt, dringend seine Rückberufung zu begehren. Nachdem er den ersten Schreck aber überstanden hatte, entschuldigte er bei den Gnädigen Herren diese Anwandlung plötzlicher Schwermut. Aber es hielt ihn nicht mehr in Paris. Die aufregenden Junitage wollte er nicht in anderer Form wieder erleben. Auch das Stillschweigen seiner Regierung beunruhigte ihn. Er fühlte sich in seiner Isoliertheit preis-

gegeben, und in rührender Schlußwendung sprach sich in seinen Briefen das Heimweh nach seinem lieben Vaterland aus. Die Häupter meldeten ihm durch den Ratssubstituten, daß ihre Aufmerksamkeit jetzt ganz durch die im Fürstbistum Basel ausgebrochenen Unruhen und durch eigene militärische Vorbereitungen in Anspruch genommen sei. Sein sehnlicher Wunsch der Rückkehr werde „als aller Achtung beherziget“. Und einige Tage später pflichteten sie ihm bei, daß ein baldiger Ausgang der Schuldsache nicht zu erwarten sei; aber es ist ihnen nicht minder angelegen, daß diese Sache „nicht gänzlich, nach hiesiger Mundart zu reden, auf das Schäftlein gelegt werde“. Er solle daran denken, wie dies Geschäft auch nach seiner Abreise „in Bewegung erhalten“ und durch jemand betrieben werde.

Am 23. August erhielt er das von Montmorin unterzeichnete Rekreditiv. Der Minister kam darin auf den Vorschlag zurück, daß sich der Geheime Rat für den Tilgungsplan des Königs entscheide, damit Basel in wenigen Jahren das erhalte, worauf es Anrecht habe. Am 29. August verließ Ochs nach einem Aufenthalt von fast vier Monaten die französische Hauptstadt.

Auch in Basel blieb er in der Verfolgung der Standesschulden die treibende Kraft. Bürgermeister und Rat der Stadt erklärten in einem Schreiben aus seiner Feder, daß sie dem von Montmorin vorgeschlagenen Modus zustimmen. Sie wollen durch das Departement des Äußern aus den für die Schweiz bestimmten Fonds und auf Grund des königlichen Planes bezahlt werden. Mit der Liquidationskommission wollen sie nichts zu tun haben. Der Stil des Stadtschreibers ist in der Wendung nicht zu verkennen: „Ce serait mal nous connaître que de croire que nous puissions balancer entre ces deux plans.“ Mit ritterlicher Geste stellt sich der Rat in diesem schwungvollen Schreiben auf die Seite des Königs: er versteht es wohl, daß der König die Schulden seiner glorreichen Vorfahren von sich

aus — ohne Einmischung von Kommissionen und Nationalversammlung — bezahlen will.

Hatte man nun aber das Ziel erreicht oder war man ihm wenigstens nahe? Man rede bereits davon, ihn wieder nach Paris zu schicken, schrieb Ochs an Hennin, dem er die Entscheidung der Dreizehner mitteilte. Aber er habe keine Lust, aufs neue Frau und Kinder zu verlassen einer Sache wegen, die ihn höchstens indirekt etwas angehe, und die auch ohne ihn beendigt werden könne. Es sieht ganz so aus, als betone Ochs aus diplomatischer Absicht sein désinteressement. Zweifellos gehörte Hennin zu denjenigen, die durch Präsente aufgemuntert waren. Ob Ochs ihm zu verstehen gab, daß er seine Hand von ihm abziehen werde? Jedenfalls hatte das Schreiben die Wirkung, daß Hennin umgehend seinen Eifer bezeugte und mit der billigen Phrase aufwartete, es sei voraussichtlich möglich, Basel in seinen Forderungen noch früher zu befriedigen, als er dem Deputierten seinerzeit in Aussicht gestellt habe. Ochs hatte noch in Paris, und zwar in den Bureaux des Ministeriums, sich nach einem Mittelsmann umgetan. Dieser besorgte die Briefe an Montmorin und an Hennin. Der letztere versicherte ihm bei diesem Anlaß, er habe in der Schuldsache sein möglichstes getan und werde sich ebensosehr mit den baslerischen Rechten im Elsaß befassen. Aber um jene Zeit verließ Montmorin das Ministerium, und mit dem Personenwechsel waren neue Verzögerungen vorauszusehen.

So bildete die Stellungnahme Basels nur eine vorläufige Etappe, die durch die Erklärung vom 20. Okt. 1791 der französischen Regierung gegenüber festgelegt war. Basel hatte darin den Vorschlag, sukzessive durch das Departement des Äußern bezahlt zu werden, angenommen und erwartete nun, daß der König die Termine und die Quoten fixiere. Man verzichtete zwar nicht schlankweg auf die rückständigen Zinsen, aber man erklärte sich im voraus mit einer gerechten Ab-

findung einverstanden, und in den Bundes- und Friedensgeldern überließ man sich ganz der Munifizenz des Königs. Die Unterhandlungen wurden keineswegs liegen gelassen (Basl. Zeitschr. XX, 363), im Gegenteil aufrecht erhalten und durch den Aufstieg des Generals Dumouriez ins Ministerium zu einem Höhepunkt geführt, da Dumouriez die Freundschaft für Ochs durch Taten beweisen wollte. Aber mit der Katastrophe Dumouriez' war es auch um die baslerischen Forderungen geschehen. In Schikanen, an denen es die Nationalversammlung nicht fehlen ließ, und im allgemeinen Zusammenbruch Frankreichs gingen sie unter. Im Jahre 1797 hatte Ochs noch einmal Gelegenheit, in Paris für Schadloshaltung einzutreten. Aber die großen politischen Ereignisse, der Einmarsch der Franzosen in der Schweiz und der Umsturz, Wirren und Bürgerkrieg und französische Knechtschaft ließen alte Forderungen, die noch auf die Königszeit zurückgingen, nicht mehr aufkommen. Auch in Basel hatte man andere Sorgen.

Verlust der Rechte und Gefälle im Elsaß.

Praktisch konnten die Forderungen Basels auf Rückzahlung der Standesschuld nicht erfüllt werden, weil sich Frankreich in den schwersten Finanznöten befand. Aus demselben Grunde war an eine glatte Erledigung der Ansprüche Basels im Elsaß gar nicht zu denken. Ganz davon abgesehen, daß Basel selber eine rasche Liquidation gar nicht wünschte, sondern mit Willen temporisierte. Die Haltung des Deputierten Ochs war dadurch erschwert, daß er keinen Auftrag erhalten hatte, in Entschädigungsverhandlungen einzutreten. Er sollte bloß eine Antwort verlangen auf das Schreiben vom 8. Mai 1790, das der Rat an den König gerichtet hatte, um sich für die Rechte und Gefälle im Elsaß zu wehren, und das einfach mit Stillschweigen war übergangen worden. Erschwert wurde die Mission des baslerischen Deputierten auch dadurch, daß er sich über-

haupt für Rechte einsetzen mußte, die mit der in Frankreich herrschenden, auf das Naturrecht gegründeten Theorie in Widerspruch standen. Die Befreiung des Bodens von den „ewigen" Lasten war eine Agrarrevolution, die den Bauernstand aus seiner trostlosen Lage befreite und die Aussicht auf die Bildung eines selbständigen, wohlhabenden Mittelstandes von Bauern eröffnete. Die Wiederherstellung von Zinsen und Zehnten in irgendeinem Gebiete Frankreichs zugunsten irgendeines Besitzers war undenkbar. Der Wille Basels lief also dem Willen der Revolution schnurstracks zuwider. Was der Rat begehrte, das war ja nichts anderes als Wiederherstellung des ancien régime in einer bestimmten Linie, Wiederaufrichtung mittelalterlichen Feudalwesens. Er verkannte die Revolution in ihrer wichtigsten und wesentlichen Tat. Er wollte das Rad zurückdrehen. Er berief sich auf eine Rechtsanschauung, die sich in Frankreich überlebt hatte.

Ochs war kaum in Paris angekommen, als er an seine Auftraggeber, die Häupter, schrieb, er wisse im voraus, daß die Nationalversammlung ihre Grundsätze nicht preisgebe. Sie könne niemals Steuerexemtion, Aufrechterhaltung der Zehnten und Grundrenten und des Kollaturrechtes bewilligen. Es werde nichts übrig bleiben, als eine Entschädigung herauszuschlagen. Zu dieser Auffassung mußte sich schließlich und nach schwerer Überwindung der Rat entschließen. Immer in der Hoffnung, doch noch um den Vertragsabschluß herumzukommen. Jedenfalls lag es nicht an Ochs, wenn schließlich auch das Zehntgeschäft als Verlust mußte abgeschrieben werden. Er brachte mehr mit nach Basel, als man ursprünglich verlangt hatte: nicht nur eine Antwort auf das Schreiben an den König, sondern einen Vertragsentwurf, die Basis für die Entschädigung der unwiderruflich verlorenen Rechte im Elsaß.

Das Lebensende der baslerischen Gefälle im Elsaß darzustellen, wäre ebenso interessant wie die Geschichte ihrer

Entstehung. Hier können nur diejenigen Erscheinungen festgehalten werden, die für die Mission Ochs' in Betracht fallen [6].

Der Zehnten war ursprünglich eine Abgabe an die Kirche. Er war die den Pflichtigen am wenigsten beliebte Abgabe vom Grundstück. Über den Bezug der Zehnten galten alte Rechtsgrundsätze und Gebräuche. Der Zehntpflichtige hatte z. B. je die zehnte Garbe auf dem Felde stehen zu lassen. Sie gehörte dem Zehntherrn. Je größer der Jahresertrag eines Gutes war, desto höher wuchs der Zehnten. Er war von Grund und Boden nicht zu trennen. Auch die Grundzinse waren eine Last, die ursprünglich nicht vom Grundstück zu lösen war. Die Leistungspflicht bestand in einer regelmäßig wiederkehrenden Abgabe von Naturprodukten oder Geld. Meist war der Staat oder die Kirche der Zinsberechtigte.

Zur Zeit der Reformation ging das Klostergut an die Stadt über. Aber gleichzeitig wurde der Grundsatz aufgestellt, das Kirchengut in seinem Bestand nicht anzugreifen und zu keinen weltlichen Zwecken zu verwenden. Das einzelne Kloster erhielt den Charakter einer selbständigen Stiftung. In bewundernswerter Vorsicht und in kluger Weitsicht ließ der Rat die Rechtspersönlichkeit der Klöster fortbestehen, um nicht die im Ausland gelegenen Einkünfte zu verscherzen. Denn die baslerischen Gotteshäuser besaßen auch außerhalb der Landesgrenzen, z. B. in den österreichischen Ländern, Zehntrechte und Bodenzinse. Hätte nun der Rat erklärt, die Klöster seien infolge der Reformation untergegangen und deren gesamtes Eigentum sei der Stadt anheimgefallen, dann hätte diese Veränderung des Rechtsverhältnisses unter den bisherigen Schuldnern in der österreichischen, markgräflichen oder bischöflichen Herrschaft Widerspruch hervorgerufen. So wurden die Klöster als selbständige Stiftung organisiert, von Pflegern und Schaffnern verwaltet, während der Rat die Funktion der obersten Kontroll-

und Aufsichtsbehörde besaß und praktisch die Oberhoheit ausübte. Der Bezug der Zinsen und Zehnten dauerte fort. Die Eintreibung war im Elsaß schwieriger als z. B. im Markgrafenland. Auch die französische Regierung erschwerte durch allerlei Plackereien die Ausfuhr der Früchte, oder sie belegte wiederholt die für die Basler Kirche bestimmten Gefälle mit Steuern. Mit den Theorien des Naturrechtes nun ließen sich Zinsen und Zehnten, die bisher als unlösbare Last auf dem Eigentum lagen, nicht vereinbaren. Die Nationalversammlung fand durch ihre Beschlüsse von 1789 und 1790 „eine tiefgreifende, aber doch verhältnismäßig gerechte Lösung". Die hoheitsrechtlichen Feudalrechte, wie die Leibeigenschaft, grundherrliche Gerichtsbarkeit usw., wurden ohne Entschädigung abgeschafft. Rechte hingegen, die infolge eines Vertrages entstanden waren, wurden für loskäuflich erklärt. In diese Gruppe gehörten die Geld- und Fruchtabgaben, wie Zehnten und Grundzinsen. Erst im Jahre 1793 erfolgte jene gewalttätige Expropriation, durch welche die frühern Zehnteigentümer kurzerhand entrechtet wurden.

Als Ochs 1791 nach Paris kam, herrschte in der Nationalversammlung noch der feste Wille einer gerechten Lösung. Aber wie in der Schuldenfrage wurden dem Deputierten durch Umständlichkeiten und Zumutungen Schwierigkeiten gemacht. Beklagte sich Ochs darüber, daß 23 elsässische Gemeinden die Ablieferung der Bodenzinse verweigerten, dann wurde er an den Richter gewiesen. Von einem Rechtsgang aber, der sich in aussichtslosen Prozessen erschöpfte, wollte der Deputierte nichts wissen. Er riet seiner Regierung unbedingt von diesem Rechtsmittel ab: Wenn er sich nach dem zuständigen Richter erkundige, dann könne oder wolle ihm niemand sichern Bescheid geben. Ärgerlich war, daß Basel nur Spott erntete, wenn es erklärte, aus Wohlwollen und Freundschaft gegen Frankreich vorübergehend auf den Bezug der Gefälle im Elsaß zu verzichten.

Notgedrungener Verzicht! Gleichzeitig wurden nach dem neuen Grundsatz der allgemeinen Besteuerung auch die baslerischen Bodenzinse im Elsaß mit französischen Abgaben belegt — obschon Basel diese Einkünfte gar nicht mehr beziehen konnte. Auf Abhilfe aber war in Paris nicht zu hoffen. Rücksichten auf Volksgunst und ganz besonders solche auf die Gewogenheit der Grenzgebiete lähmten den Arm der Gerechtigkeit. Gelegentlich ließ sich auch ein Deputierter der Linken, wie Reubell, vernehmen: jede Entschädigung sei überflüssig. Die Gefälle, so hieß es, kommen von der Säkularisation her. Basel, wie die deutschen Fürsten, die Rechte im Elsaß besitzen, sollen zufrieden sein, während zweieinhalb Jahrhunderten ungestört besessen zu haben, was ihnen von Rechts wegen gar nicht gehörte. Berief sich Ochs auf die Souveränität seines Staates, dann erklärte der Minister ruhig, als Besitzer im Elsaß seien die Basler wie französische Bürger den französischen Gesetzen unterworfen.

Seine Instruktion war unhaltbar. Er verlangte vom Rat die Zustimmung, nicht nur eine Antwort auf das Schreiben an den König zu verlangen, sondern über die Entschädigungsmöglichkeiten zu debattieren. Er gewann Zutritt zum Comité diplomatique, machte aber in den Sitzungsverhandlungen die Entdeckung, daß die gleichen Leute, die es im persönlichen Verkehr an Verbindlichkeiten nicht hatten fehlen lassen, bei den Verhandlungen auf einmal ihre so oft gerühmte Gewogenheit für Basel vergaßen und ihre Redegewandtheit dazu benützten, Einwand auf Einwand gegen die Begehren Basels vorzubringen. In einer einzigen Stunde, schreibt Ochs, sei mehr geschwatzt worden als er in vier Stunden schreiben könne. Er selber mußte die Gelegenheit zum Reden benützen, „wenn ich zum Worte kommen konnte". Und der Ausgang? Es wurde ein Dekret an die Nationalversammlung beschlossen, über dessen Text der Basler Deputierte mit den Mitgliedern der Kommis-

sion sich verständigen müsse. Ochs kam der Abmachung gemäß wieder. Aber Fréteau, der Präsident der Kommission, ließ ihn zunächst eine Stunde warten; dann gab er ihm Audienz, indem er mit ihm im Garten auf und ab ging. Von den Grundsätzen der Revolution, d. h. der Nationalversammlung, ließ sich Fréteau nicht abbringen: im ganzen Reich und in ihrem ganzen Umfang seien die Zehnten abgeschafft, von einer Ausnahme zugunsten Basels könne nicht die Rede sein, wohl aber von Entschädigung. Rückkäuflich seien die Grundrenten, hinfällig dagegen (infolge der neuen Ordnung der kirchlichen Verhältnisse) das Kollaturrecht; baslerisches Eigentum im Elsaß unterliege der Steuer; denn jegliche Steuerimmunität sei abgeschafft. In der Nationalversammlung verwendete sich der Abgeordnete La Vie aus Belfort zugunsten Basels. Fréteau versprach günstige Abmachungen. Die Akten gingen zur Bearbeitung an den Staatssekretär von Renneval über, der sich grundsätzlich mit den Beschwerden Basels einverstanden erklärte — die Steuerimmunität ausgeschlossen —, aber ohne die Akten noch studiert zu haben.

Da erfolgte der Rückschlag durch die Flucht des Königs. Die Verhandlungen stockten. Ochs kam nicht mehr vom Fleck. Er mußte sich damit trösten, daß sogar der Herzog von Württemberg, der in eigener Person nach Paris gekommen war, unverrichteter Dinge wieder abreisen mußte.

Ochs verhandelte mit Renneval. Es nützte nichts, sich auf die Souveränität des Freistaates zu berufen und gegen einseitige Aufhebung von Staatsverträgen zu protestieren. Mit Theorien erreichte der Schwache nichts. Also diskutierte er jetzt mit Renneval über die Entschädigung. Durch Dekret war die Loskaufssumme für den Zehnten auf den 25. Pfennig festgesetzt. Ochs verlangte als Grundlage den 30. Pfennig, d. h. für jede jährlich abzuführende Zehntengarbe, reinen Ertrags, soll von der Nation ein Kapital bezahlt werden, das 25- oder 30mal den Wert der einzelnen

Garbe beträgt. Ochs berechnete den Ertrag unter Abzug der Pfarrkompetenzen und der Ausgaben für den Unterhalt der Pfarrhäuser und Kirchen. Basel bezog aus 24 elsässischen Gemeinden den Kornzehnten, den Weinzehnten aus 5 Gemeinden, dazu kamen noch andere Gefälle. Voran stehen Neudorf, Stetten, Jettingen, Cappelen, Hägenheim. Die nahegelegenen Gemeinden Hägenheim und Bartenheim gehören zu den Lieferanten des Weinzehntens. Als jährlichen Nettoertrag errechnete Ochs 1620 Säcke Zehntfrüchte. Den Sack zu 7½ Livres angeschlagen, kam er auf eine jährliche Einnahme von 12 150 Livres, für welche der Stand Basel entschädigt werden müsse. Nach dem 25fachen Ertrag berechnet, betrug die Entschädigung 303 750 Livres; nach dem 30fachen berechnet 364 500 Livres. In einer gedruckten Flugschrift kam Ochs auf eine noch höhere Summe, nämlich auf 350 000 und 420 000 Livres. Renneval verfaßte darüber eine Denkschrift an das Comité diplomatique. In dieser Behörde verfocht Ochs noch einmal mit Hartnäckigkeit und Geschick die baslerischen Forderungen. Als Richtlinien wurden anerkannt: Entschädigung für die Zehnten zum 30. Pfennig, aus Rücksicht auf die übrigen Verluste, die Basel aus der Aufhebung der Abgaben erwuchsen. Die Zensiten sind verpflichtet, den Zehnten bis zum vollendeten Loskauf weiter zu entrichten.

Günstigere Bedingungen seien nicht zu erreichen, schrieb Ochs an seine Gnädigen Herren. Nicht einmal die Aussicht auf eine Gegenrevolution oder auf einen Krieg mit dem Reich könne einen Vorteil gewährleisten. Er wisse wohl, daß die Frucht mehr wert sei als Assignaten. Aber er traue nicht einmal dem geschicktesten Unterhändler des mächtigsten Staats in Europa die Fähigkeit zu, ohne das Mittel einer Armee den Zehnten in Frankreich wiederherzustellen. Nachdem er noch vorher für Zuwarten geredet hatte, um den Ausgang des deutschen Reichstages abzuwarten, rät er jetzt zum Zugreifen. Sein Rat war gut.

Denn die Widerstände, offene und geheime, mehrten sich: Reubell deklamierte gegen den hohen Ansatz von 30 Pfennigen, das Comité diplomatique hielt mit seinem Bericht an die Nationalversammlung zurück.

Aus der Haltung des Rates läßt sich die ganze Unsicherheit der Verhältnisse und des Urteils erkennen. Ohne das Drängen seines Deputierten hätte er die Zehntangelegenheit ruhig schleppen lassen. Er ließ sich lediglich durch die Einsichten des Stadtschreibers leiten, wenn er diesem Vollmacht gab, über Entschädigung zu verhandeln, d. h. sich mit der Aufhebung der Zehnten abzufinden. Auch darüber, wie man sich den renitenten Zensiten gegenüber zu benehmen habe, hörte er den Deputierten an. Man kam eben doch zu der Überzeugung, daß die Dinge in der Nähe anders aussahen als in der Ferne, und daß Ochs allein die Möglichkeit besitze, die Kräfte, die am Werke waren, zu bewerten und auf den mutmaßlichen Ausgang Schlüsse zu ziehen. Er hatte das letzte Wort. Und man konnte ihm vertrauen, daß er keinen Fußbreit wich, wenn er nicht gezwungen wurde. Als z. B. die widerspenstigen Gemeinden die Abgaben verweigerten, wurde von der Basler Regierung in Erwägung gezogen, ob man nicht für dieses Jahr auf den Bezug verzichten solle, allerdings unter Protest, um dann von der Nationalversammlung eine höhere Entschädigung zu erreichen. Ochs widersprach. Man befinde sich im Irrtum, wenn man glaube, später leichter zu erhalten, was man jetzt preisgebe. Der Verzicht könnte vielmehr als ein endgültiger aufgefaßt werden. Er war dafür, zu nehmen und zu erhandeln, was im Augenblick möglich sei. Dabei erinnerte er an die eigenen Vorfahren, die 1623 über die Rückzahlung der Maximiliansschuld verhandelt hatten. Damals wollten die österreichischen Delegierten zahlen, aber die Basler wiesen das Geld zurück, weil es in seinem Gehalt minderwertig sei. Die Österreicher packten das Geld ein, und seither habe Basel weder das Kapital noch die

Zinsen zu sehen bekommen. In jeder Gemeinde müßte man förmlich protestieren, um sein Recht für die Zukunft nicht zu verlieren. Und welchen Nutzen würde man davon haben, in einem Lande, in dem man über Protestationen, Bullen, Breve und Erklärungen lacht!

Jetzt drängte der Rat selbst auf definitiven Abschluß. Wenigstens so weit, daß die von Renneval entworfene und vom Minister gutgeheißene Denkschrift über die Entschädigung Basels für die Gefälle im Elsaß von der Nationalversammlung ratifiziert werde. Er wolle nicht, schreibt er wörtlich, Gefahr laufen, wenn das Geschäft „just in dem Augenblick seiner Geburt verlassen würde, daß alsdann alles in Vergeß gerate und, so zu reden, in sein voriges Nichts zerfalle". Daß er selber zur Ratifikation bereit sei, davon steht in dem Schreiben an Ochs allerdings nichts. Der Rat wollte sich also wohl eine sichere Basis schaffen und die Entschlußfreiheit bewahren. Wenn aber die Ratifikation durch die Nationalversammlung erreicht sei, könne Ochs „in das Vatterland" zurückkehren. Ein paar Tage später, am 23. August, wurde dem Deputierten, der neue Unruhen in Paris und den Kriegsausbruch befürchtete, durch den Ratssubstituten Dienast die Ratserkenntnis mitgeteilt, die ihm die Rückkehr gestattete. Aber die Häupter erwarteten „von seinem patriotischen Eifer", daß er noch ausharre, wenn die Gelegenheit zur Beendigung der Verhandlungen günstig sei, vor allem wenn noch die Ratifikation der Nationalversammlung über die Entschädigung zu erreichen wäre.

Ochs blieb nicht mehr. Er ließ noch eine Note über Basels Verluste im Elsaß und die Entschädigungsverhandlungen drucken und an Mitglieder der Nationalversammlung verteilen.

Die Flugschrift, die auf drei Seiten klar und sachlich, überzeugend und in vollendeter Form die Rechte Basels wahrt und eine höhere Entschädigung als nach dem 25fachen

Ertrag rechtfertigt, ist ein Meisterstück aus der Feder des Deputierten. Bei aller Sachlichkeit wahrt er die Souveränität seiner Regierung, anerkennt er die großen Absichten der Nationalversammlung, beweist er Verständnis für die Rechtsgleichheit, weiß er den Gedanken des Naturrechts, ohne das Wort auch nur zu erwähnen, sich zunutze zu machen. Er unterläßt es nicht, auf die Unverletzlichkeit der Staatsverträge hinzuweisen, die nicht wie Gesetze einseitig können aufgehoben werden, und auch die wirtschaftliche Bedeutung des Fruchtzehntens für das an eigenem Korn arme Basel vergißt er nicht. Das alles in kurzer und zugleich schöner Formulierung, ein Schriftstück, das durch die knappe Behandlung der These, durch die Gedankenauffassung und durch den schönen Schwung, den leicht rhetorischen Ausklang, französischen Geistes ist.

Am 29. August verließ Ochs Paris. Den Häuptern brachte er eine schriftliche Erklärung des Grafen von Montmorin, die im Einverständnis mit dem Comité diplomatique abgefaßt war. Jetzt, da er sich verabschiedete, ließen es Minister und Präsident und Staatssekretär an Versicherungen ihres guten Willens nicht fehlen. Im Rekreditiv sprach der Minister die Überzeugung aus, daß die elsässische Angelegenheit rasch zu Ende geführt werden könne, wenn die Basler Regierung seinen Vorschlag — nämlich die Entschädigung zum 30fachen Jahreswert — genehmige. „Lorsque vous vous serez décidé, je ne prévois point d'obstacles qui empêchent mettre la dernière main à un arrangement définitif."

Zu einem Abschluß kam es aber nicht. Der Rat von Basel selbst war es, der, als er sich vor den Entscheid gestellt sah, zögerte. Man erwartete den Krieg und damit veränderte Verhältnisse.

Im Ratschlag vom 17. Oktober 1791 legten die Dreizehner den Gnädigen Herren die Frage vor, ob man auf der Beibehaltung bisheriger Rechte und der Entrichtung

bisher bezogener Gefälle „ganz unbedingt" bestehen, oder ob man sich auf Entschädigungen einlassen wolle. Dieser Gegenstand sei nicht so dringend wie die Eintreibung der Standesschuld, „auch überhaupt ratsamer ist, mit demselben noch etwas Zeit abzuwarten". Das Antwortschreiben an den französischen Minister Montmorin befaßte sich denn auch ausdrücklich nur mit der Standesschuld.

Fortführung der Verhandlungen bis 1797.

Die Beratungen über den Zehnten gehen über die Mission des Stadtschreibers Ochs hinaus. Aber ist es nicht wertvoll, aus den Protokollen die Sorge um das Gemeinwesen zu vernehmen und gleichzeitig zu beobachten, wie in den Erwägungen und Bedenken die Revolution sich spiegelt? Die Hauptgedanken wenigstens verdienen Beachtung, um so mehr, als auch Ochs an den Beratungen teilnahm.

Im Geheimen Rat der XIII waren die Meinungen geteilt. Mit einer Geldentschädigung war dem Gemeinwesen nicht gedient. Denn die Gefälle in Früchten waren unstreitig „die schätzbarsten Einkünfte unseres mit so wenig eigenen Produkten versehenen Standes". Und gerade die abgeschafften Zehnten waren besser eingegangen als die Bodenzinse. Kam es zur Ablösung, dann war jedenfalls ein Generalauskauf sämtlicher Rechte und Gefälle im Elsaß dem bloßen Loskauf der Zehnten unstreitig vorzuziehen. Aber warum sollten die Basler überhaupt die ersten sein, die sich auf Entschädigung einließen? Die Minderheit des Rates vertrat vielmehr die Meinung, „noch einige Zeit abzuwarten und zu sehen, was die Geschäfte in Frankreich für eine Wendung nehmen werden". Anders urteilte die Mehrheit. Auch sie würde in andern Zeitumständen einen solchen Abkauf nicht einmal unter weit günstigern Bedingungen anraten. Warum also jetzt? Die Gründe verdienen wörtlich angeführt zu werden: „Allein durch die Erfahrung aller Zeiten belehret, daß in jeder

politischen Angelegenheit eines Staates gegen den andern, obschon auch dem schwächern der freye Wille nicht kann abgesprochen werden, dieser letztere doch immer dem stärkeren weichen mußte, finden diese Herren den jetzigen Umständen am angemessensten, nach jener eingeschränktern Bestimmung des freyen Willens zu handeln und unter zweyen Übeln das mindere zu erwählen."

Einmütigkeit herrschte in der Auffassung, daß, wenn man einmal auf Entschädigung eintrete, nur eine einmalige Ablösung möglich sei. Jährliche Entschädigung hätte allerdings den Vorteil, daß man sich in seinen Rechten nichts vergab. Wenn also ein Umschwung zugunsten der Zehntherren eintrat — aber daran war nicht zu denken! So wenig, daß man sich im Notfall sogar mit einer Abfindung nach dem 25. Pfennig einverstanden erklärt hätte. Denn bis in 4, 5 Jahren konnten sich die augenblicklich günstigen Gesinnungen in Frankreich wieder ändern und die Assignaten an Wert einbüßen. Herr Doktor Stadtschreiber erhielt also Auftrag, noch die Genauigkeit des Kalkuls nachzuprüfen, — dann könne die Negoziation mit dem Minister beginnen. Da dieser nur mit den Dreizehnern traktieren wolle, müsse diesen „die Hand geöffnet werden".

Kurz darauf trat aber Montmorin aus dem Ministerium zurück. Sein Nachfolger war Delessart. Ende Januar 1792 reichte Basel seine Forderung ein. Man schätzte den jährlichen Ertrag des Zehnten auf 13 600 Livres und verlangte, daß das Kapital nach dem 30fachen Jahresertrag berechnet werde.

Auch die Standesschuld wurde wieder in Bewegung gebracht. Denn die Nationalversammlung verlangte durch ein gewalttätiges Dekret, daß alle Anforderungen an Frankreich dem Direktor der Liquidation in Originaltiteln eingereicht würden. „Herr de Lessart", schreibt Ochs in seinem Bericht, „der sich aber mehr mit der Contrerevolution als mit unsern Anforderungen beschäftigte, ließ alle unsere Schrei-

ben unbeantwortet liegen. Noch vor Ende des Märzmonates wurde er angehalten und nach Orléans geführt. Dumouriez kam an seine Stelle. Er war ein Bekannter von mir. Ich erhielt den Auftrag, an ihn zu schreiben." Er versprach, so bald als möglich die Sache zu untersuchen. Auch der Ambassador Barthélemy war voller Eifer, denn Dumouriez erging sich in Ausdrücken herzlichster Freundschaft, die er für den Staatsschreiber Ochs empfinde. Tatsächlich konnte Dumouriez schon am 25. Mai 1792 eine legalisierte Abschrift schicken, wonach das Comité diplomatique den dreißigsten Pfennig schriftlich angenommen hatte. Er forderte die Basler Regierung auf, einen bevollmächtigten Deputierten nach Paris zu senden, um das Geschäft abzuschließen.

Das geschah nun aber nicht! Seit Mitte April stand Frankreich im Krieg mit Österreich, und der Anschluß Preußens war jeden Augenblick zu erwarten. Die ersten Mißerfolge Frankreichs, der Streit im Ministerium, Erhebung der Königstreuen unter dem Einfluß der verfolgten Priester, das alles deutete auf den Zusammenbruch der revolutionären Gewalten hin. Sollte da der Geheime Rat dem Ausgang des Kampfes zuvorkommen und alte Rechte preisgeben? Das brachte er nicht über sich. Er hielt den Schritt zurück, in einem Augenblick, da gerade die Rücksicht Frankreichs auf den befreundeten Nachbar einen raschen Vertragsabschluß in nächste Aussicht stellte. Einen Vertrag freilich nur. Noch lange kein Geld.

Am 30. Mai schrieb also der Rat sowohl an Dumouriez als an Barthélemy, daß die Maßnahmen der Sicherheit und die Rücksichten auf die Neutralität alle Beratungen in Anspruch nehmen. Man zerriß den Faden nicht. Aber man suchte ihn auch nicht festzuknüpfen. Anfangs Juni überschickte man noch legalisierte Abschriften der Schuldbriefe. „Dabei", so meldet Ochs, „blieb das Geschäft stehen. Man wartete auf den Erfolg des Krieges. Kommt der 10. August."

Am 10. August 1792 stürmte der Pöbel von Paris die Tuilerien und mordete er die königstreue Schweizergarde. Die ungeheure Empörung in der Eidgenossenschaft über die Ruchlosigkeit der Jakobiner machte die Fortführung von Unterhandlungen Basels mit einer Regierung, deren Gewalttätigkeit an der Stirn geschrieben war, unmöglich. Um so mehr bemühten sich diese Regierung und vor allem der französische Gesandte Barthélemy, Basel durch Entgegenkommen von dem allgemeinen Abfall abzuhalten. Dringend wurde die Absendung eines Deputierten mit Vollmachten verlangt, um beide Geschäfte zum Abschluß zu bringen. „Die damaligen Umstände waren aber so beschaffen, daß diese Schreiben kaum angehört wurden." So berichtet Ochs. Immerhin wurden an den Mittelsmann Floquet in Paris, den Ochs in Dienst genommen hatte, Aufträge geschickt. Auch jetzt wurde die Schuldforderung von einer Instanz an die andere verschleppt. An dem Commis des affaires étrangères Rosenstiel, der das ganz besondere Vertrauen des Ministeriums in solchen Sachen besaß, blieb sie hängen. Als Ochs im Jahre 1793 in persönlichen Angelegenheiten sich in Paris aufhielt, ließ ihn der Minister zur Aufnahme der Verhandlungen auffordern. Ochs lehnte ab. Er habe keinen Auftrag von seiner Regierung erhalten.

Aber gerade Ochs selbst ließ die Standesschuld nicht aus den Augen. Er war es, der im November 1793 den Geheimen Rat darauf aufmerksam machte, daß die französische Republik alle ihre Schulden in ein besonderes Buch eintrage, daß dieses Buch als einziger Titel der Gläubiger anerkannt sei und daß die bisherigen Titel verbrannt werden sollen. Das Dekret setzte den Ablieferungstermin der Originaltitel fest. Zwar weigerte sich Basel, ein solches Gesetz, das die Souveränität des Staates verletzte, auf sich zu beziehen. Man schickte um die Jahreswende 1793/1794 vidimierte Kopien der Schuldtitel nach Paris. Mehr nicht.

Oberstleutnant Buxtorf, früher Kapitän im Regiment Salis-Samaden, der sich in der französischen Kapitale aufhielt, wurde mit der Angelegenheit betraut. Er sollte das Paket Denormandie übergeben samt einem Schreiben, in dem sich Basel als souveräner, den französischen Gesetzen nicht unterstehender Staat die Rechte vorbehielt. Denormandie aber ging über die Einwendungen hinweg und wünschte bis spätestens den 1. Februar 1794 die Originaltitel. Dagegen lehnte sich allerdings der Große Rat auf. Er beschloß (am 20. Januar 1794), die Originale „hier" zu behalten mit Ausnahme der Partikularschuld des Direktoriums auf Maßmünster. Dies Zugeständnis wurde als großes Entgegenkommen hervorgehoben, im übrigen als Grundsatz festgehalten, daß das französische Gesetz nicht auf fremde Staaten anwendbar sei. Wenn die Kopien nicht genügen, dann könne Frankreich durch einen Agenten die Originaltitel einsehen lassen. Der Rat könne sie nicht den Zufälligkeiten einer Reise von 100 Wegstunden aussetzen, ohne einen Ersatztitel oder Bezahlung erhalten zu haben. Da aber das Comité du salut public keine andere Rücksicht auf fremde Staaten nahm als die Verlängerung der Einlieferungsfrist bis zum 10. Februar 1794, drohte Denormandie, daß im Unterlassungsfalle die Schuld für null und nichtig erklärt werde. Da mußten auch die Hartnäckigen, die im Rat sich über die Zumutungen Frankreichs empört hatten, klein beigeben. Nachdem sich Ehrgefühl und kaufmännische Rechtlichkeit vergeblich dagegen aufgelehnt hatten, schickte man durch einen Expressen (Joh. Jak. Vischer) die Originaltitel der Schuldforderung ein, damit sie Buxtorf „vor Verfluß des anberaumten Termins" zur Liquidation eingebe. Ein klägliches, liederliches Rezepisse war der einzige Gegenwert. Der Rat hatte Oberstleutnant Buxtorf auf die Seele gebunden, eine umständliche Quittung einzufordern, die als Schulddokument Ersatz geboten hätte. Aber der Oberstleutnant war in diplomatischen

Dingen weniger geschickt als der Stadtschreiber. Der Empfangsschein, den er für die abgelieferten Originaltitel erhielt, trug nicht einmal eine Unterschrift. Auf dem Formular war angegeben der Kanton Basel als Gläubiger, die Nummer im Register, als Natur der Forderung einfach: Originaltitel zu Lasten der französischen Republik, und die Zahl dieser Titel, nämlich drei. Keine Totalsumme! Nicht einmal die vidimierten Kopien konnte Buxtorf wieder zurückbekommen. Am 7. April wurde deshalb im Großen Rate diskutiert, ob man wenigstens diese Kopien wieder zurückfordern solle. Unter den Akten liegt ein unscheinbares Notizblättlein, auf dem mit Bleistift ein Votant seine Meinung festgehalten hat: „Die vidimirten Copies Thäte ich nicht reclamieren, wir haben ja noch mehrere. Petition zur Bestimmung und Liquidation fände gar am Platz. Frage aber: ist positiv anerkannt, daß unsere Titres annoch zu rechter Zeit eingegeben worden."

Das letztere war nun gerade nicht der Fall. Der Rat hatte Buxtorf anbefohlen, mit der Übergabe nur zu warten, wenn ein Beschluß des Comité du salut public dies erlaube. Auf Zusicherungen von anderer Seite dürfe er sich nicht einlassen. Buxtorf aber begnügte sich mit der mündlichen Versicherung Denormandies, daß die Titel auch über den Termin hinaus angenommen würden. Der Endtermin war bereits verflossen, als der Konvent (am 26. Februar 1794) beschloß, nur auf Grund der Originaltitel mit Basel zu verhandeln; Basel werde des bereits eingetretenen Verlustes enthoben und für die Einlieferung dieser Titel werde durch das Comité du salut public eine neue Frist angesetzt. Gegen den letzten Teil dieses Beschlusses erhob sich bereits Opposition. Trotz den Warnungen durch den Rat hatte sich also Buxtorf durch den Minister beschwatzen lassen, mit der Übergabe der ihm durch Johann Jakob Vischer in Person eingehändigten Obligationen zu warten, so daß die Schwierigkeiten Basels um eine neue vermehrt wurden.

Wir wollen die Einzelheiten nicht verfolgen. Im Dreiergewölbe ruhte das Versprechen Montmorins, ruhte wohl auch die dürftige Empfangsbescheinigung für die eingelieferten Originaltitel. Indessen wurde in Paris in Kommissionen darüber gestritten, ob diese nicht überhaupt veraltet und zudem zu spät eingereicht seien. Da loderte im Rat zu Basel der Zorn mächtig auf. Man fühlte sich beschimpft als souveräner Staat. „Il y aurait plus de noblesse“, schreibt er im Unmut an Buxtorf, „à refuser arbitrairement que s'accrocher à une pareille chicane, pour avoir l'air refuser légalement.“

Im Dezember 1794 kam im Geheimen Rat noch ein zusammenfassender Bericht zur Verlesung, den Ochs als Antwort auf neue Schikanen von Denormandie hin verfaßt hatte. Es war wirklich Schikane, wenn Denormandie statt 43 nur 42 Jahre Rückstände der Pensions- und Friedensgelder berechnen wollte. Ochs schlug bei diesem Anlaß in den Einnahmebüchern nach, ohne den gesuchten Aufschluß zu finden. Er nahm deshalb an, daß es vor 1691 geheime Einnahmebücher gegeben habe. Auch die Höhe der Maximilianischen Schuld wurde umstritten. Ochs forschte in den Archiven nach, und in seine ursprünglich felsenfeste Überzeugung mischten sich Zweifel [7]. Aber das alles war nebensächlich. . . . In Paris wurde um jene Zeit das Schreckensregiment der Jakobiner gebrochen. Die Parteien zerfleischten sich, und an den Grenzen stand der Krieg. Zu einem Abschluß konnten die Verhandlungen auch jetzt nicht geführt werden.

Erst 1797 wurden neue Anstrengungen gewagt, für die Verluste im Elsaß und für die verlorenen Kapitalien eine Entschädigung herauszuschlagen. Der siegreiche General Bonaparte gab selber den Anstoß dazu, einen Deputierten nach Paris zu schicken, um mit ihm die Abtretung des Fricktals, das bisher österreichisch gewesen war, an Basel zu verhandeln. Der Name Bonapartes verbürgte eine glück-

liche Lösung, nach der man so lange vergeblich gestrebt hatte. Als Abgeordneter konnte nur eine einzige Persönlichkeit in Frage kommen: Peter Ochs, damals Oberstzunftmeister, der die Materie bis in ihre Einzelheiten hinein beherrschte, und der in derartigen Missionen erfahren und geschickt war. Auch diesmal wieder empfahl ihn seine republikanische Gesinnung. Zudem galt er als Freund der großen Nachbarrepublik. Ende November 1797 genehmigte der Große Rat den Vorschlag der Dreizehner, daß Ochs nach Paris geschickt werde.

Es ist ein ebenso landläufiger als ungerechter Vorwurf, Ochs habe sich nur um die Revolutionierung der Schweiz, aber nicht um seinen Auftrag bemüht. In Wirklichkeit hat er alles getan, um das Fricktal zu erwerben [8]. Richtig ist vielmehr, daß auf der Konsulta 1802 die französische Regierung das Fricktal mit Basel vereinigen wollte, der Basler Deputierte Hans Bernhard Sarasin aber aus engherzigen politischen Bedenken ablehnte [8], und daß 1797 Ochs wohl den Versuch machte, das Fricktal zu gewinnen, daß aber die französische Regierung, Talleyrand voran als Minister, nicht darauf einging. Denn sie verfolgte andere Pläne. Basel sollte das Sprungbrett sein für die Revolutionierung der Schweiz. Der Krieg mit dem alten Alliierten wurde erzwungen, und im Zusammenbruch der Eidgenossenschaft gingen die Schuldforderungen und Rechtsansprüche Basels unter. Das war die gewalttätige Liquidation durch das republikanische Frankreich.

Würdigung.

Greifen wir zurück, um die Verdienste des Stadtschreibers Ochs zu würdigen. Er wurde 1791 nach Paris deputiert, um eine Antwort auf das Schreiben der Regierung zu bewirken und die Rechte im Elsaß — die tatsächlich nicht mehr bestanden — zu verteidigen. Er ging über

den ersten Auftrag hinaus. Er erreichte die rechtliche Anerkennung der Standesschuld, und unter schwierigsten politischen Verhältnissen schuf er eine vorteilhafte Basis für Entschädigung der Verluste im Elsaß. Mehr wurde auch im Lauf der folgenden Jahre nicht gewonnen. Das letzte Wort mußte er dem Rat überlassen. Und dieser wurde reuig. Man redete von Zuwarten. Das war die Meinung der Minderheit, sagt Ochs in der Basler Geschichte; „sie wurde es bald der Mehrheit". Als dann mit dem Eintritt Dumouriez' ins Ministerium sich glänzende Gelegenheit bot, das Geschäft zu raschem und erfolgreichem Abschluß zu führen, da verdankte der Rat diese glückliche Konstellation nur der engen Freundschaft Dumouriez' mit Ochs. Aber auch diese Konstellation nützte er nicht aus.

Für die Mission vom Jahre 1791 zollte der Rat dem Deputierten ungehemmtes Lob. „Als eine persönliche Belohnung" erhielt der Stadtschreiber statt der beratenden Stimme das votum decisivum (Ochs, Basl. Gesch. Bd. 6, S. 142). Der Ratschlag der Dreizehner vom 3. Oktober 1791 an die Gnädigen Herren und Obern rühmte seine in „diesem so erheblichen Geschäfte geleisteten Dienste . . .", damit man ihrer „mit ausgezeichnetem Lobe" gedenke. Durch die geschickten und unverdrossenen Bemühungen des Stadtschreibers seien alte Anforderungen des hiesigen Standes von dem Minister wieder frischerdings anerkannt; zu deren Bezahlung nicht unbegründete Hoffnung gemacht, „und überhaupt sehr vieles ins Klare gebracht worden". „Schwerlich würden Eure Gnaden jemand anders gefunden haben, der dieses alles in einer, bey so verwickelter Lage der Geschäften, und während seines Aufenthalts in Paris vorgefallenen so bedenklichen Begebenheiten, gewiß sehr kurzen Zeit, und zwar auf eine so uneigennützige Weise bewürkt haben würde." Deshalb habe man allen Grund zur vollkommenen Zufriedenheit. Die Gnädigen Herren und Obern sollten ihm verbindlichsten Dank und ausnehmendes Ver-

gnügen über seine so vorzüglich geschickten Verrichtungen und Bemühungen bezeugen.

Durch seine Mission nach Paris stärkte Ochs in Basel seine Geltung. In dem Amt eines Stadtschreibers fühlte er sich so wenig glücklich wie vorher in der Stellung eines Ratschreibers. Bisher litt er unter dem Gefühl der Zurücksetzung. Die Anerkennung aber, die ihm ausgesprochen wurde, stärkte das Bewußtsein eigenen Wertes. Selbst die Neider mußten seine geschickte Geschäftsführung anerkennen. Er sah sich seinem Ziele näher: er konnte hoffen, bald als eines der Häupter an der Spitze des Freistaates zu stehen. Dazu mußte ihm freilich das Los günstig sein.

Eindrücke und Erlebnisse in Paris 1791.

Die Begeisterung des Föderationsfestes vom 14. Juli 1790 war nicht von Dauer. Die Nation und der König hatten sich wohl an diesem Tage zusammengefunden, aber die Wege trennten sich ebenso rasch wieder. Das Verhältnis zwischen König und Nationalversammlung blieb vergiftet. Der König mißtraute den jakobinischen Führern und diese dem König. Er mißbilligte als frommer Katholik vor allem die Zivilverfassung für den Klerus und die Verfolgung der eidweigernden Priester. Und die Republikaner fürchteten nichts so sehr als die Emigration, die immer größere Ausdehnung gewann und das Ausland mit Berichten von der Anarchie, von der unwürdigen Behandlung des Monarchen durch das Volk, von der Assignatenwirtschaft, von der Herrschaft des Pöbels und den Bauernunruhen im ganzen Lande herum erfüllten. Die Vorstellung von der Auflösung jeder Ordnung und Sicherheit war so allgemein, daß die Reise nach Paris, die Peter Ochs im Frühling des Jahres 1791 unternahm, als Wagnis gelten konnte. Er selber ließ es denn auch an Vorsicht nicht fehlen.

Da er persönlich für eine konstitutionelle Monarchie

eingenommen war und in der Demokratie die ideale Regierungsform erkannte, stellte er sich auf die Seite derjenigen Männer, die 1789 die Revolution eingeleitet und die Theorie der Souveränität des Volkes und der Menschenrechte proklamiert hatten. Er war für Lafayette begeistert, mit Noailles befreundet. Noailles hatte den Antrag auf Abschaffung der Feudallasten eingebracht, Lafayette die Erklärung der Menschenrechte an die Spitze der Verfassung gestellt. Mirabeau stand Ochs fern. Der ehrgeizige, in Wort und Tat mächtige und allen Parlamentariern überlegene Mann lebte nicht mehr, als Ochs nach Paris kam. Am 2. April war er gestorben. Noch in der Fülle seines Ansehens, obgleich die radikalen Feinde ihn des Verrates am Volk und der geheimen Verbindung mit dem Könige ziehen. Eine parlamentarische Regierung war sein Ziel gewesen, nicht die Herrschaft des Proletariats. Als er starb, da war es, als ob der schützende Damm gebrochen wäre und nun das Königtum weggeschwemmt werde. Die Szene veränderte sich. Männer der Extremen gewannen jetzt die Oberhand.

Noch war Lafayette der volkstümliche Anführer der Pariser Nationalgarde. Er liebte Mirabeaus Wege nicht. Die Männer standen sich fast feindselig gegenüber. Was sie trennte, war aber nicht die politische Gesinnung, sondern die Methode. Auch Lafayette hielt am Königtum fest. Auch ihm mißtraute der Hof so gut wie Mirabeau. Und auch Lafayette wurde von der Phalanx der nachdrängenden Politiker an die Wand gedrückt. Noch gehörte ihm die Gunst des Volkes. Aber den Jakobinern war seine Gesinnung verdächtig. Den Basler Stadtschreiber unterstützte er nach Kräften, und Ochs weiß denn auch seine Freundschaft zu rühmen.

Rebellion in der Hauptstadt, Bauernunruhen auf dem Lande: die Lage war im Frühjahr 1791 unsicher. Der Tod Mirabeaus erschütterte die Nationalversammlung. Die

Kraft dieses leidenschaftlichen Mannes hatte sogar die Gefahr im Zaune gehalten. Diese Gefahr schien nun größer als vorher. Auch der Hof verlor allen Mut. Als am 18. April der König nach St. Cloud fahren wollte, erregte er den Verdacht, als wolle er fliehen. Sein Wagen wurde aufgehalten. Das Mißtrauen, daß er mit den Emigranten und den befreundeten Höfen des Auslandes in Verbindung stehe, wurde verstärkt. Man erwartete den Krieg. Man fürchtete ihn und man wünschte ihn zugleich.

So lagen die Dinge, als Ochs nach Paris deputiert wurde. Er rechnete mit einem kurzen Aufenthalt. Die Verschleppungstaktik sorgte dafür, daß er 118 Tage in Paris zubrachte. Er verließ Basel am 29. April, erreichte die Kapitale am 3. Mai; am 29. August trat er den Heimweg an. Am 3. September war er in Basel zurück.

Ochs war ein aufmerksamer Beobachter. Die Gerüchte von der in Frankreich herrschenden Unsicherheit bestimmten ihn, nicht auf dem kürzesten Wege, sondern über Mariakirch und Nancy zu reisen. Er fuhr im eigenen Wagen und brauchte, weil er eine gewöhnliche Deichsel statt einer Limonière mitgenommen, meistens vier Postpferde und zwei Postillione. Seine Ängstlichkeit war unnötig. Nirgends wurde er angehalten, nirgends durchsucht. Stolz meldet er seinen Gnädigen Herren, er habe weder Landstreicher noch Bettler auf der Landstraße angetroffen, ob er schon auf der Rückreise einige Male spät des Nachts um zehn, elf und zwölf Uhr durch Wälder gefahren sei. Auch in einem Brief an den Freund Meister rühmt er die Ordnung im Lande. Er habe nichts Verdächtiges angetroffen, nicht einmal einen einzigen Vagabunden, deren man ganze Karawanen in der Schweiz antreffe. Wenn er mit Landleuten geplaudert habe, dann habe er nur Zufriedenheit und Glück vernommen. In den vier Monaten seines Pariser Aufenthaltes habe er immer wieder sich fragen müssen, wo denn eigentlich die Unordnung zu finden sei. Das Volk sei trotz der Erschütterungen

geduldig, gerecht gegen seine Feinde. Wo Anarchie herrsche, da herrsche versteckte Aristokratie. Man rede viel von Anarchie. Der Minister des Herzogs von Württemberg sagte einmal bei einer Mahlzeit, er habe lange über die beste Regierungsform nachgedacht; nun komme er dazu, die anarchische Regierungsform jeder andern vorzuziehen. Ochs glaubt, daß die von der Nationalversammlung ausgearbeitete Verfassung vortrefflich sei. Sie trägt bei zur Vervollkommnung des menschlichen Geschlechtes. Er hofft, daß es demnächst den protestantisch gesinnten Schweizern erlaubt sei, sich offen zu freuen über eine Revolution, die den Despotismus, den Fanatismus und den Stolz vernichte.

Diesen Eindruck nimmt Ochs nach Basel mit. Sein Brief an den Zürcher Freund Meister enthält gewissermaßen das Fazit seiner Eindrücke. Unmittelbar und jedenfalls richtiger aber lassen sie sich aus den Briefen lesen, die er von Paris aus, und nicht erst in der Heimat, geschrieben und an seine Regierung gerichtet hat.

Er verschweigt darin nicht, daß nicht nur überschwengliches Glück, sondern auch Unzufriedenheit im Landvolk herrsche. In der Nationalversammlung, deren Sitzungen er besucht, geht es stürmisch her. Man schont niemanden. Darum möchte er nicht, daß die baslerische Forderung dort zur Sprache käme. Er sieht den König und die Königin. Der Ausdruck des Königs ist sehr zufrieden; die Königin sieht um zehn Jahre älter aus, als sie ist. An eine Gegenrevolution glauben nur diejenigen, die auf einen Krieg hoffen. Nur mit fremder Gewalt ist sie durchzuführen. Auffällig erscheint ihm die Vergnügungssucht. Obschon die Kaufkraft des Geldes gesunken ist, obschon man den Verlust der Kolonien befürchten muß, sind die Theater und Promenaden mehr besucht als je, und die Frauen sind von ausgesuchter Eleganz. Man muß das mit eigenen Augen gesehen haben, um es überhaupt glauben zu können. Von sich selber gesteht er in der Rechnungsablage, daß er

63mal in Gesellschaft gegessen habe und daß ihn der Aufenthalt trotzdem teuer zu stehen komme. „Wahr ist es, daß ich mehr und besser gegessen habe, als ich zu Hause gewohnt bin." Im Brief an Meister rühmt er seine angeregte, gute Stimmung. Wenn er den Tag der königlichen Flucht abrechne, habe er nicht eine einzige unruhige Stunde erlebt. Das ist nun allerdings weit übertrieben. Als Stimmungsmensch vergißt er nachträglich die Depressionen, die ihn förmlich heimgetrieben und zu dem morosen Schreiben an den Rat verleitet haben. Er denkt nachträglich nur an all das Schöne, an Gesellschaften, an Theater, an die herrliche Umgebung von Paris, kurz an das, was ihm neben der strengen Arbeit und den langweiligen Schreibereien und neben den zahlreichen Visiten Erholung und Vergnügen gewesen ist.

Ochs hat auch ein Auge für die Formen. Ausführlich berichtet er über das Zeremoniale, die höfliche Steifheit bei Partikularaudienzen des Staatsministers und den Mangel an Etikette in Kommissionssitzungen und im Umgang mit den Abgeordneten. Er empfindet es, daß weder der Minister noch seine Sekretäre den Besuch erwidern. Er selber macht den elsässischen Deputierten seine Aufwartung, aus Rücksicht auf die Nachbarschaft, aber ebensosehr, um ihre Gesinnung gegen Basel zu erforschen. Diese erwidern die Aufwartung durch offizielle Gegenbesuche. Im ganzen: alte und neue Formen nebeneinander, höfische Art im Ministerium, unbesorgte Umgangsformen ohne Zeremoniale in demokratischen Kreisen. Vergangenheit und Gegenwart berühren sich auch hier, und die Form ist Ausdruck politischer Denkweise.

Am eindrücklichsten wirkte auf ihn die Welt neuer und freier Gedanken, als er an der Einweihung der protestantischen Kirche in Paris teilnahm. Wer hätte es noch wenige Jahre vorher für möglich gehalten, daß in der Hauptstadt Frankreichs, die den Kalvinismus mit Feuer

und Schwert bekämpft hatte, ein Hugenott die Kanzel der Kirche des heiligen Ludwig im Louvre besteigen werde! Daß über dem Eingang die Worte stehen würden: „Oratoire pour les Chrétiens qui suivent la réforme de Calvin.“ Lafayette und Bailly hatten bewirkt, daß den Protestanten diese Kirche eingeräumt wurde; das trug noch bei zu der hohen Meinung, die Ochs diesen Führern der Revolution gegenüber hegte. Er selber fühlte sich als freigesinnter Protestant; er hatte die Gedanken des Deismus und die religionsphilosophischen Ideen der Aufklärung zu den seinigen gemacht, soweit diese Gedanken einen allgemeinen, natürlichen Gottesglauben gelten ließen. Wie er in politischen Dingen den Ausgangspunkt vom Naturrecht nahm, so war auch die lex naturae Ausgangspunkt seiner religiösen Denkweise. Das Christentum war ihm wertvoll als die zusammengefaßte natürliche Religion. Ihren reinen Ausdruck fand er in der Lehre Jesu. Er sprach sich über diese Dinge zwar nie verstandesmäßig konsequent aus. Aber der Zusammenhang mit der protestantischen Religionsphilosophie der Aufklärung ist nicht zu verkennen. Auch er unterschied deutlich zwischen dem Christentum Christi und dem Christentum der Kirche.

In Paris nun erlebte er es selbst, wie der Staat sich säkularisierte, wie er kirchlich neutral und tolerant wurde. Menschenrechte und christliche Ideen verbanden sich. Wo einst Altäre und Heiligenbilder gestanden, da hatte sich der Kalvinismus eingerichtet, und an den Wänden waren nicht nur die Gebote Gottes, war nicht nur das Gebet des Herrn zu lesen, sondern auch das neue Stichwort: nation, loi, roi. Auch die Menschenrechte fehlten im Gotteshause nicht. Am 22. Mai 1791, am Tag der Einweihung, stand der Prediger Marron, ein Holländer von Geburt, auf der Kanzel, und in seiner Predigt erinnerte er an den Mord an Coligny, an die Bartholomäusnacht, an die Flucht seiner eigenen Vorfahren nach der Aufhebung

des Edikts von Nantes. Er pries die Nationalversammlung und betete für sie, für die königliche Familie, für die Nationalgarde, für die Gerichte und Gemeinderäte. Die Kirche war mit Menschen angefüllt. Und in diese neue Welt schaute das alte, prächtige Grabmal des Kardinals Fleury, der es sich auch nicht gedacht hatte, daß er einmal in einer Kirche von Häretikern ruhen werde. Dem Basler Stadtschreiber aber konnte nichts Schöneres begegnen als dies Ereignis, dessen Zeuge er war. Denn es war der Ausdruck seiner eigenen, freien, religiösen und politischen Gesinnung, die auch im Laufe der Jahre sich nicht änderte, so daß Ochs nicht nur in politischen, sondern auch in den religiösen Anschauungen ein Genosse der Lafayette und Bailly blieb, selbst zu der Zeit, da das Jakobinertum nicht nur mit den konstitutionellen Monarchisten, sondern auch mit dem Christentum aufräumte.

Seine knappe Darstellung von der Einweihung der protestantischen Kirche ergänzte Ochs durch Zeitungsberichte, die er beilegte. In den Briefen an die Gnädigen Herren berührte er fast ausschließlich politische Gegenstände. Ihnen war vor allem wichtig, über die französischen Stimmungen gegenüber der Schweiz sich klar zu werden.

Widersprechend und dem Wechsel der Ereignisse unterworfen sind die Urteile der Franzosen über die Schweiz. Die Linke der Nationalversammlung macht aus ihrer Feindseligkeit kein Geheimnis. Die heftigen Äußerungen gegen die Schweiz erklären sich als Zeichen der Unsicherheit und der Beunruhigung. Man will von den Schweizern eine Erklärung verlangen, daß sie die französische Konstitution und damit die neue Regierung anerkennen. Man ist erbittert darüber, daß die Schweiz den Kaiserlichen den Durchmarsch über Basler Boden nach dem Fürstentum gewährt hat. Man mißtraut vor allem den Bernern. Den Zürchern wirft man vor, sie unterstützten den Prinzen von Condé mit Geld. Überhaupt gilt die Schweiz als aristokratisch, als

Schlupfwinkel der Feinde Frankreichs, als Ausgangspunkt der militärischen Aktion, welche die Emigranten gegen Frankreich beabsichtigen. Sie ist mitschuld am Sturz der Assignaten. Schlecht ist Ochs auf den Schweizerklub zu sprechen. Seine Teilnehmer nennt er Banditen, die bald dem, bald jenem ums Geld dienen. Die Jakobiner werfen den Aristokraten vor, daß sie diesen Klub nach ihrem Willen lenken und durch ihn die Revolution verächtlich machen. Erbitterung herrscht über die Offiziere der Schweizerregimenter, die offen gegen die Revolution agitieren. Der Schweiz verzeiht man es unter allen Nationen am wenigsten, wenn sie dem neuen Regime gegenüber feindlich gesinnt ist. Wie kann man zögern in seiner Wahl zwischen der mit dem König verbundenen Nationalversammlung und den Emigranten!

Man amüsiert sich in Paris, als ob nichts zu befürchten wäre. Aber Ochs sieht neue Unruhen voraus. Unter seinen alten Bekannten trifft er viele, die der Gegenrevolution sicher sind, die ihren Ausbruch voraussagen, die die weiße Kokarde der Bourbon oder die grüne des Herzogs von Artois der dreifarbigen bei weitem vorziehen, sie womöglich unbekümmert aufstecken. Ihre Gegner lachen über die Drohungen, an die sie längst gewohnt sind. Das Volk hält zu Verfassung und Nationalversammlung. Die Aristokraten warten auf die Invasion der Emigranten, glauben an den Erfolg, rechnen auf den entscheidenden Schlag im Herbst dieses Jahres. Paris werde zuerst kapitulieren müssen. Aber die neuen Machthaber wünschen nichts sehnlicher, als gezwungen zu werden, ihre Mittel zu entfalten und das neue Regime zu befestigen.

Wenn Ochs auch an die Überlegenheit der Patrioten glaubte, stiegen doch gelegentlich Zweifel in ihm auf. Man halte sich der Revolution viel zu sicher, schreibt er kurz vor der Flucht des Königs. Er fühlte sich isoliert. Um so größere Freude empfand er, daß Legrand aus Basel nach

Paris kam. Legrand wurde in seinem Hotel in der ersten Nacht von den Wanzen fast gefressen und logierte deshalb bei Ochs. Er reiste als Buchhändler und wollte alles vermeiden, was seiner Reise ein politisches Ansehen geben konnte. Am 19. Juni meldet Ochs, daß Legrand Paris wieder verlassen habe. Er fühlt sich jetzt recht allein. In der Nacht vom 20. auf den 21. Juni flieht die königliche Familie.

Trotz allem kam dieser Schlag dem Deputierten wohl unerwartet. Lafayette hätte ihn schon darum nicht darauf vorbereiten können, weil er selber nicht im Komplott war. Nicht einmal Montmorin kannte den Plan des Königs. An Gerüchten von einer bevorstehenden Flucht hatte es nicht gefehlt. Aber die Tatsache war überwältigend. Was stand nicht alles auf dem Spiel! Wenn es dem König gelang, die Grenze zu erreichen, dann war der Krieg sicher. In dieser Gefahr schlossen sich die Parteien zusammen. Die Nationalversammlung wies die Minister an, die Regierung weiter zu führen. Die Offiziere mußten den Eid der Treue schwören. Nach allen Seiten hin sandte man Befehl, die Reise des Königs aufzuhalten.

Die Berichte über die ersten Wirkungen des Ereignisses auf Volk und Nationalversammlung lauten verschieden. Im ersten Augenblick hielt auch Ochs den Ausgang für sehr unsicher. Er meldet, daß die Straßen von Menschen vollgestopft seien. Aber die Nacht ist ruhig. Am 24. Juni berichtet er von der Festnahme des Königs und der Königin. In den Champs Elysées und in den Gärten der Tuilerien stauen sich die Massen. Man singt und tanzt. Aber der Augenblick der Rückkehr wird kritisch sein. Das Volk will die Absetzung des Königs, die Bestrafung der Königin. Man spricht von der Einsetzung einer Regentschaft, denkt sogar an einen englischen Prinzen.

Es vergehen Tage, bis Ludwig in seiner Hauptstadt einzieht. Lafayette führt den Wagen auf dem kürzesten

Wege nach den Tuilerien, durch eine dichte, düstere Volksmenge. Kein Hut wird vom Kopf genommen. Haß und Verachtung schlagen über dem Königtum zusammen. Die Vergnügungen dauern fort, als ob man im Frieden lebe, schreibt Ochs an die Häupter. Er kann sich gar nicht drein finden. Nur die Tuilerien steigen dunkel und finster aus diesem Meer der Freude auf. Die Tore sind geschlossen, die geheimen Zugänge vermauert. Der König wird von Wutanfällen gepackt, die Königin vergießt Tränen der Verzweiflung. Man bedroht die Priester. Man massakriert Edelleute. Das Zeichen zum Bürgerkrieg ist gegeben, und ein unsäglicher Haß wälzt sich auf den König. Die Nationalversammlung kann den Ansturm gegen das Königtum nicht aufhalten, und doch möchte sie den Schatten der Monarchie retten.

Nachdem der König wieder in der Hand des Volkes war, trieben die Leidenschaften die Parteien auseinander. Wohl war von vorübergehender Suspension des Königs die Rede. Aber die Cordeliers mit Danton an der Spitze und die Jakobiner unter Robespierres Führung gingen von nun an sicher und bestimmt auf ihr Ziel zu. Das war die Abschaffung des Königtums und die Erklärung der Republik. Ist es verwunderlich, daß Ochs in seinen Briefen davon so wenig zu sagen weiß? Daß er an die Wiedereinsetzung des Königs und die Fortdauer des konstitutionellen Königtums glaubt? Ist er ein schlechter Beobachter? Kaum. Aber es vollzieht sich in der revolutionären Bewegung eine Verschiebung, durch die er in Nachteil kommt. Die Noailles und Barnave und Lafayette werden von den Führern des Proletariats verdrängt. Seine Gewährsmänner stehen nicht mehr in erster Linie. Ochs ist konstitutionell wie Lafayette. Und Lafayette büßt seinen Einfluß ein an die Männer vom Schlage Dantons. Ochs bewegt sich in den Gedankengängen der konstitutionellen Monarchisten. Im Streit der Faktionen, der jetzt die Nationalversamm-

lung beherrscht, kann er sich nicht mehr zurechtfinden. Er versteht den Streit zwischen Republikanern und Monarchisten nicht; denn, sagt er, die neue Verfassung ist so republikanisch als möglich. Die Zivilliste ist das einzig Monarchische daran. Es graut ihm vor der Wandelbarkeit der Dinge, wenn er an Gegensätze denkt wie die Festlichkeit zu Ehren Voltaires und den Einzug des Königs. Auf den Ruinen der Bastille ist ein Altar errichtet und darauf ruhen Voltaires Gebeine, ein Gegenstand der Verehrung. Die Tuilerien dagegen sind zur Bastille des Königs geworden. Er wird bewacht. Unter seinen Fenstern sind Zelte aufgeschlagen, in seinen Zimmern patrouillieren seine Wächter, in den Straßen wird das Volk gegen ihn aufgehetzt. Das Volk will nichts mehr von ihm wissen. Es nennt ihn nicht mehr König, sondern nur noch Ludwig.

Der Schritt zur Republik ist kein großer. Den Männern des Umsturzes gilt die Flucht des Königs als Anlaß, ihn zu entsetzen. Aber die Kommission, die über die Flucht des Königs der Nationalversammlung Bericht erstattet, verteidigt die verfassungsmäßige Unverletzlichkeit des Monarchen.

Die Gegensätze, die sich in der Folgezeit aufrieben, stießen bereits aufs heftigste aufeinander. Die Nationalversammlung repräsentierte damals noch das wohlhabende Bürgertum, das Ordnung und Gesetz verlangte. Der Redner dieser in ihrer Gesinnung gemäßigten Mittelklasse war früher Mirabeau, jetzt Barnave, ihr militärischer Führer: Lafayette mit der bürgerlichen Nationalgarde. Danton und Camille Desmoulins waren die Redner, Santerre der militärische Anführer der proletarischen Masse, die das Königtum vernichten und ihre Herrschaft aufrichten wollte. Die Nationalversammlung hielt an der Unverletzlichkeit des Königs fest. Robespierre protestierte umsonst. Da griffen die Jakobiner zur Gewalt. Auf dem Marsfeld sammelten sich die Massen. Aber Lafayette nahm mit der National-

garde die Barrikaden. Aus nächster Nähe wurde ein Schuß auf ihn abgegeben. Bailly ließ das rote Banner entfalten und damit den Kriegszustand erklären. Als die Menge zum Angriff überging, befahl Lafayette Feuer. Er säuberte den Platz. Die Zahl der Toten wurde nachher von den Insurgenten und ihren Führern übertrieben. Man überschüttete sich mit Vorwürfen. Lafayette und Bailly büßten ihre Popularität bei der großen Masse noch mehr ein.

Peter Ochs erfuhr von dem Aufstand auf dem Marsfeld erst, als er niedergeworfen war. Dafür weiß er, vielleicht aus eigener Anschauung, zu melden, daß die Theaterbesucher während der blutigen Ereignisse bis zum Schluß der Vorstellung in der Opéra blieben. Er erkundigte sich nach dem Ergehen Lafayettes. Er war unverletzt. Nur einer seiner Adjutanten war durch einen Steinwurf getroffen.

Seit diesem Ereignis lauten die Berichte des Stadtschreibers nach Basel immer weniger zuversichtlich, und er findet eine schönere Schlußwendung als die andere, um seine Rückberufung zu erhalten. Beunruhigt wurde er namentlich durch die Gehässigkeit, die in verschiedenen Kreisen und namentlich im Volk gegen die Schweiz geäußert wurde. Heftig stieß er zusammen mit dem Deputierten aus Lyon, als er Handelserleichterungen für Basel erwirken wollte. Ochs gab damals zu bedenken, daß Frankreich eine Mauer zwischen sich und ihrem ältesten Alliierten, der Schweiz, errichte und diese dem Reich in die Arme treibe. Goudard hatte nur eine Antwort: Wir wollen niemanden zugrunde richten, aber wir wollen uns auch nicht zugrunde richten lassen. Mitte August reichte Ochs dem Minister des Innern eine Denkschrift ein — sie wurde als Flugschrift gedruckt und ist im 6. Bande seiner Basler Geschichte nachzulesen —, in welcher er günstigere Handelsbeziehungen anstrebt, sich besonders für die Basler Bandindustrie, für Gerberlohe und für die von den Haas her-

gestellten Lettern einsetzt. Er spricht von der berühmten Schriftgießerei der Herren Haas, die für viele Druckereien in Elsaß und Lothringen ihre Charaktere liefern. Diese ausgezeichneten Künstler (artistes distingués) verdienen schon um ihrer schönen Talente willen Rücksicht und Förderung. Aber überall stieß er auf Mißtrauen.

Auch die Schweizer Regimenter in Frankreich standen unter dem Haß des Volkes. Sie galten als königstreu und als Feinde der Konstitution. Man betrachtete sie als Söldlinge der Aristokraten. Ochs ging den Offizieren der Schweizergarde aus dem Wege. Er wußte, daß sie gejubelt hatten, als der König aus Paris floh. Er fürchtete durch sie kompromittiert zu werden. Es gefiel ihm besser, wenn die Schweizer, rauchend und biertrinkend, mit den Nationalgarden fraternisierten. Aber was mußte er nicht alles an Gerüchten hören! Der Staatssekretär Hennin berichtete ihm von der Tagsatzung, sie verbiete den Schweizern, den neuen Eid zu leisten. Bei Lafayette vernahm er, daß das Regiment Steiner, das in Grenoble stand, die Eidleistung tatsächlich verweigert, sich allerdings dann an Zürich gewendet habe, damit der Geheime Rat den Eid gestatte, ohne irgendwelche Verbindlichkeit daraus abzuleiten.

Vor allem aber war Ochs beunruhigt durch das Gerücht, daß der König unmöglich die neue Verfassung, die ihrem Abschluß nahe war, annehmen könne. Er sieht neue Konvulsionen voraus, ist entsetzt, daß man mit Willen auf den Krieg hintreibt und denkt daran, daß er Vater ist. Seine Abwesenheit ängstet die Familie, drückt auf seine Gesundheit.

Aber zwei Tage nachdem er ein düsteres Gemälde der Zukunft entworfen und seine Abberufung dem Rate so nahe gelegt hatte, widerrief er. Er entschuldigte sich unter Berufung auf die Hypochondrie, der er zeitweise unterworfen sei. Aber zuversichtlicher werden seine Berichte keineswegs,

und er berechnet die Meilen, die ihn von der sichern Heimat trennen. Es sei ja äußerlich alles ruhig, schreibt er am 15. August. Aber er erwarte ein außerordentliches Ereignis auf Ende dieses Monats oder auf den September. Zweierlei fürchtet er: den Entscheid des Königs, Annahme oder Ablehnung der Verfassung einerseits, anderseits die Neuwahlen für die gesetzgebende Versammlung. Vorahnungen quälen ihn. Sie werden verstärkt durch die Meldung des Basler Ratssubstituten, daß die Dreizehner sich mit ihm augenblicklich nicht beschäftigen können, sondern ganz durch die revolutionären Bewegungen innerhalb der Eidgenossenschaft, durch die Vorgänge im Bistum Basel (das seit Ende April 1791 von den Franzosen besetzt war) und die bernische Exekution gegen die Waadtländer in Aufmerksamkeit gehalten seien und militärische Vorsorge treffen.

Er wartete die Annahme der Verfassung durch den König nicht ab (sie geschah am 13. September) und war nicht mehr in Paris, als Thouret, der letzte Präsident, die Nationalversammlung schloß. Die von Ochs befürchteten Unruhen brachen nicht aus.

Am 29. August fuhr Ochs in seinem Wagen, diesmal mit einer Limonière, so daß er nur je drei Postpferde brauchte, über Nancy, Zabern und Straßburg nach Basel. Unter den Ausgaben finden sich drei Livres für die Poissarden (die Fisch- und Marktweiber), „die mir glückliche Reise gewünscht und mit einem Kusse beehrt haben“. Den Dreizehnern stellte er anheim, ob ihm etwas an die Reparatur seiner Kutsche solle vergütet und dem Knecht ein Trinkgeld „geschöpft“ werden. Der Rat kam ihm entgegen. Er bewilligte 6 Louisdor und vier neue Räder. Die Kosten der Mission, soweit sie aus der Abrechnung ersichtlich sind, betrugen 6466 französische Livres, soviel als 3592 Basler Pfund. Als Bestechungsgelder kommen nur drei Geschenke in Betracht, das höchste zu 10 Louisdor, die beiden andern zu fünf Louis. Da Ochs schon in den

ersten Tagen mit 80 rechnet und da ihn der Rat gelegentlich selbst zur Ergreifung desjenigen „Expediens" auffordert, mit dem er sich Hennin geneigt machen könne, ist wohl eine höhere Summe einzusetzen, die unter der Hand ausgegeben wurde. Die Beratungen über diesen Gegenstand lassen uns in eine Denkweise blicken, die kleinlich und spießbürgerlich erscheint, in Wirklichkeit aber Sparsamkeit und Rechtlichkeit des Haushalters ist, der mit dem gemeinen Gut ebenso kaufmännisch und überlegt verfährt, ja sogar noch ängstlicher als mit dem persönlichen Eigentum. Als Ochs nämlich von Paris aus Auskunft begehrte, wie weit er mit solchen stillen Ausgaben gehen dürfe, war im Geheimen Rat die Meinung, man müsse wissen, was für Hoffnungen bereits gemacht worden seien. Ochs werde selber ermessen, wie wenig ratsam es wäre, in etwas Großes einzutreten, bevor man selber wenigstens etwas Kleines erreicht habe. „Daher denn auch Hochdieselben (nämlich die Dreizehner) dafür halten, daß derjenige Maßstab wohl der richtigste wäre, wo Gewißheit gegen Gewißheit vertauscht werden könnte; ob etwan nicht füglich vorläufig mit Vertröstungen auf gewisse Prozent von dem Ertrag der Bemühungen eint und anderes zweckmäßig auszurichten." In „unbeträchtlichen Fällen" solle er nach Gutfinden handeln. Aber auch in „wichtigeren" solle er freie Hand haben, allerdings nach Möglichkeit heimberichten. Also auch darin beschränkte man sich auf bloße Richtlinien. Man wollte angehört sein, aber ein entscheidendes Urteil maß man sich nicht zu. Derjenige, der letzten Endes für Erfolg und Mißerfolg verantwortlich war und der deshalb im entscheidenden Augenblick nicht gehemmt sein durfte, hatte auch in Geldsachen das letzte Wort. Bei aller rechnerischen Zurückhaltung gab man auch gern zu verstehen, daß man die Hand öffnen könne und daß auch die Geldbeschaffung in Paris ein leichtes sei. Der Deputierte erklärte daraufhin, daß mit „einem gewissen pro cento des Herauskommenden" nicht

zu handeln sei. Da mischte sich der Rat überhaupt nicht mehr in diese Angelegenheit. Er drängte auch nicht auf rascheren Abschluß, sondern mit einer gewissen Zähigkeit hielt er an dem Geschäft fest, nachdem man sich einmal eingelassen hatte.

In seinem Vertrauen auf Ochs wurde er auch nicht getäuscht. Das Resultat seiner Gesandtschaft enthält alles, was von einem geschickten Unterhändler zu erwarten war. Die Standesschuld wurde anerkannt, ihre Rückzahlung versprochen. Mehr zu erlangen stand weder in der Macht des Deputierten noch in der des Rates. Auch das Elsässer Geschäft betrieb er mit Geschick. Hier war es der Rat, der in der Erwartung günstiger Zeiten die Sache absichtlich zurücklegte.

Ohne Zweifel hatte die Mission noch andere als rein geschäftliche Ergebnisse. Die Annahme liegt nahe, daß Ochs auf Grund seiner Einblicke und Erlebnisse die eigene politische Anschauung geformt habe. In Paris konnte er zum Revolutionär sich entwickeln, konnte er ebensowohl aus Abneigung gegen die Anarchie zu konservativen Grundsätzen zurückkehren.

Weder das eine noch das andere geschah. Ochs ging und kam als Demokrat, mit dem Widerwillen gegen jegliche Anarchie, aber auch mit der festen Überzeugung, daß in Frankreich nicht Anarchie, sondern die Verfassung herrsche. Eine Verfassung, die auf denjenigen Grundsätzen ruhte, die er nun einmal zu seinem Bekenntnis gemacht hatte: auf den Menschenrechten. Wo Anarchie war, da war sie nach seiner Meinung nur das Werk der Aristokraten und Emigranten. Beide verabscheute er. Er ängstete sich wohl auch gelegentlich um das Schicksal einer Nation, die um ihrer großen Grundsätze willen den Haß und die Verfolgung der Despoten und Tyrannen auf sich zog, aber er hatte gleichzeitig eine hohe Vorstellung von der Kraft und Solidarität dieser Nation, die den Feind

zerschmettern werde. Frankreich war der Nachbar Basels, und Basel hatte allen Grund, diesen Nachbar zu schonen.

Auch die eigene Wesensart verband den Stadtschreiber mit Frankreich. Aber trotz dieser ausgesprochenen und, in Anbetracht seiner Abstammung und Erziehung, sehr natürlichen Neigung, opferte er keineswegs die Interessen seiner Basler Republik den Interessen Frankreichs. Kein baslerischer Makler hätte mit größerem Kraftaufwand, mit mehr Zähigkeit und mit mehr Ausdauer die baslerischen Ansprüche verfochten. Er vergab sich und seiner Stellung nichts. Sondern im Gegenteil, er schlug Frankreich mit französischen Waffen. Mit dem Ton der Überzeugung, daß durch die Nationalversammlung Gerechtigkeit geschaffen werde, mit der Berufung auf Souveränität, mit dem Hinweis auf das Naturrecht. Er schmeichelte der nationalen Eitelkeit, aber er blieb der entschlossene Vertreter einer souveränen Regierung, die ihren Schein einlösen wollte.

Wenn man irgendeine Wirkung des Pariser Aufenthaltes auf die politische Gesinnung von Ochs feststellen wollte, dann ließe sich nur eine geradezu kritiklose Festigung seiner Grundsätze und Anschauungen vermuten. Er denkt in der üblichen Formel des französischen Demokraten, der jede Rebellion auf das Konto der Aristokraten schreibt. Er prüft nicht unparteiisch. Er glaubt den Gerüchten, ist persönlichem Einfluß außerordentlich zugänglich, im allgemeinen augenblicklichen Eindrücken unterworfen. Das ist sein Verhängnis. Er ist Stimmungsmensch. Nicht etwa nur Melancholiker, wie man dem Schreiben an den Rat entnehmen könnte, sondern auch leichtgläubig in Dingen, die ihm Freude machen. Gefühl und Vorstellungskraft sind stärker als der Verstand. So entging ihm die Umgestaltung der Revolution, die sich gerade während seiner Anwesenheit in Paris vollzog, die Umwandlung nämlich von der Revolution des Bürgertums zur Revolution des Proletariates. Sie entging ihm, weil er ganz in den Gegensätzen

von Hof und Nationalversammlung befangen war. Die alte, immer noch in den Ministerien herrschende Aristokratie war nach seiner Meinung allein daran schuld, daß er nicht vom Fleck kam. Er stellte sich auf die Seite der Nationalversammlung; ihren radikalen Elementen allerdings mißtraute er. Wo etwas schief ging, witterte er die Intrigen der Aristokraten. Den Konstitutionellen verzieh er alles, den Aristokraten nichts. Die politische Überzeugung eines Menschen war ausschlaggebend für dessen Einschätzung. Begreiflich in politisch bewegten Zeiten. Aber doch eine auffällige charakteristische Erscheinung im Wesen eines so aufgeklärten und freiheitlich gesinnten Mannes.

Ideen und Personen übten den stärksten Einfluß auf ihn aus. Sie beherrschten seine Erlebnisse. Nicht umgekehrt. Ereignisse und Tatsachen wurden mit dem Maßstab seiner politischen und humanen Ideen gemessen, statt daß sein Urteil sich an den Ereignissen gebildet hätte. Darum blieb er auch, im Gegensatz zu der Entwicklung in Frankreich, mit seinem politischen Urteil stehen. Er war Anhänger der repräsentativen Demokratie bei Ausbruch der Revolution, und er war es, als diese in Frankreich von der Diktatur des Proletariats längst abgelöst war. Er war es noch, als Bonaparte lächelnd erklärte, die Revolution sei beendigt. Ähnlich sein Verhältnis zu den Menschenrechten. Sie waren seine Devise, als sie längst aus der Mode gekommen und nur zwangsmäßig, wie das heruntergekommene Papiergeld, gehandelt wurden. Sie beherrschten ihn zeitlebens, weil er an sie glaubte. Und er glaubte an sie, weil sie Ausdruck und Zusammenfassung seiner eigensten Gedanken und seiner Sehnsucht waren. Er war nicht nur empfänglich für schwungvolle Ideen, sondern sie füllten sein Denken aus, waren ein Teil seines Wesens.

Wie die Ideen, so wirkten einzelne Persönlichkeiten auf ihn ein. Auch wenn er aus opportunistischen Gründen gelegentlich von ihnen abrückte, weil er sich die Karriere

nicht verderben wollte. In dem nach Dumouriez' Sturz abgefaßten Bericht an die Regierung über das Schuldengeschäft sagt er vom General: Er war ein Bekannter von mir! Im Briefwechsel nennt er ihn unbedenklich seinen Freund. Und welche Herzensergießungen enthält dieser Briefwechsel! Aber wenn er auch den Mann beiseite schiebt, so wirkt doch dessen Einfluß dauernd nach. Und erst derjenige Lafayettes! Dessen Name war glorreich durch das erworbene Rittertum im amerikanischen Freiheitskrieg, und auf ihn ging die Erklärung der Menschenrechte zurück. Er war konstitutionell gesinnt. Er wollte das konstitutionelle Königtum in seinen verfassungsmäßigen Rechten schützen. Darum waren ihm die Jakobiner feind. Aber er verkaufte sich auch nicht, wie das Mirabeau tat, an den König. Darum mißtraute ihm der Hof. Er verkörperte die repräsentative Demokratie. Die Revolution des Bürgertums. Wie stark mag der Einfluß gewesen sein, der von diesem Manne auf Ochs ausging! Wie stark während der Pariser Mission, da der Basler nicht genug sich der tätigen Unterstützung durch Lafayette rühmen kann!

Das ist das Ergebnis jener vier Monate in Paris: Ochs wandte sich ab von seinen aristokratischen Bekannten. Aber auch dem aufsteigenden Gestirn Robespierre huldigte er nicht. Die Konvulsionen der Revolution fürchtete er. Er hoffte alles von einer soliden demokratischen Verfassung. Diese Gedanken beherrschen ihn auch sechs Jahre später, da er wieder im Auftrag seiner Regierung die Verhandlungen für die Entschädigung aufnimmt. Der Haß gegen die Aristokraten im eigenen Lande ist glühender, für ihn selbst gefährlicher. Die Überzeugung von der notwendigen Annäherung an Frankreich gefestigt, der Glaube an die Menschenrechte unbedingt, die Verachtung gegen jede Form des Despotismus und des Gewissenszwanges maßlos, und auch jetzt ist das Urteil getrübt und beherrscht durch die Macht der Ideen. Die Phantasie ist stärker als die Urteilskraft.

Er unterschätzt die Schwierigkeiten und läßt sich durch Worte und durch Bilder täuschen. Seine politische Überzeugung hat sich in den Grundzügen nicht geändert. Die gemäßigte, das heißt die repräsentative Demokratie bleibt sein Ideal — das Ideal eines Lafayette. Die Menschenrechte ihre Rechtfertigung. Was er unternimmt, geschieht 1791 wie 1797 nach seiner Überzeugung zum Wohle des Vaterlands und der Menschheit.

Peter Ochs ragt über seine Umgebung hinaus. Diese Überlegenheit ist deutlich schon im Jahre 1791. Das Wesen der Oligarchen war nichts anderes als Beharren und Behaupten, Abwehr und Verteidigung. Da gab es keine treibenden Ideen, nichts Schöpferisches. Nur Angst gegenüber der neuen Zeit. Sie waren ohne Einsicht in die neuen, treibenden Kräfte und auch ohne Instinkt für das Große und Unvergängliche in den Menschenrechten, ohne Begriff und Verständnis für die wirtschaftliche Umwälzung, die nicht nur alte Rechte zerstörte, sondern neue Lebensmöglichkeiten schuf. Diese Aristokratie — so Tüchtiges sie in ihrem engen Bereiche leistete — war nur mit dem Maßstab der Vergangenheit ausgerüstet. Die Tradition war Richtschnur, das augenblicklich Nützliche ausschlaggebend. In dieser Enge, in der nicht einmal Isaak Iselin mit seinen Gedanken Raum hatte, erschien Ochs als gefährlicher Neuerer. Er war nicht gebunden durch die Tradition. Er war Historiker, aber zugleich Bewunderer der Gegenwart, die in Amerika und in Frankreich neue Gesetze schuf. Er studierte und schrieb die Geschichte seiner Stadt. Aber er blickte über den engen Gesichtskreis hinaus, er gewann die kosmopolitische Weite des Lessingischen Zeitalters. So war er im alten Basel eine singuläre Erscheinung.

Anmerkungen.

Das Original der Porträtzeichnung, die Peter Ochs ums Jahr 1791 darstellt, befindet sich im Besitz von Herrn Ed. His-Schlumberger. Für die Erlaubnis zur Wiedergabe dieses feinen Bildes sind Verfasser und Leser des Jahrbuches besonders dankbar. — Die vorliegende Arbeit beruht auf Aktenmaterial.

[1] Chez Madame Fromageau lautet einmal die Adresse. O. selbst datiert: rue des filles St. Thomas.

[2] Ochs rechnet (Geschichte der Stadt und Landschaft Basel VIII. 132) die 53000 Sonnenkronen in 551200 Livres um, dazu 162 ausstehende Zinse zu (total) 4464720 Livres; die Maximilians-Schuld zu 54000 Livres + 167 Zinse zu 450900 Livres; die Friedens- und Bundesgelder von 1681 bis 1723 zu 1341000 Livres, und die Friedensgelder von 1724 bis 1777 zu 432000 Livres. Totalbetrag der Forderung Basels 7294420 Livres. „Die Bundesgelder wurden nur bis auf 1723 berechnet, weil der Bund in diesem Jahre seine Endschaft erreichte, und die Friedensgelder nur bis auf 1777, weil unser Kanton auf dergleichen Entrichtungen für die Zukunft Verzicht getan hatte.“ Vgl. dazu August Huber im Basl. Jahrb. 1896, S. 52 (mit einer geringfügigen Abweichung in der Umrechnung der Zinsen), ferner S. 48 ff.

[3] Es wurde allerdings im Jahre 1666 noch eine letzte Zinszahlung für die 53000 Sonnenkronen geleistet, aber es handelt sich dabei um den 1628 fälligen und nicht bezahlten Zins. Die letzten Zinszahlungen für Rückstände sind folgende:

im	Jahre	1643	Rückstände	von 1619
„	„	1645	„	„ 1620
„	„	1659	„	„ 1621 und 1622
„	„	1662	„	„ 1623
„	„	1663	„	„ 1624 und 1625
„	„	1664	„	„ 1626
„	„	1665	„	„ 1627
„	„	1666	„	„ 1628.

Ähnlich verhält es sich mit der Maximilians-Schuld. Das Anleihen war auf den Namen des Ratsherrn Lukas Iselin abgeschlossen — er war lediglich Zwischenhändler —, und am folgenden Tag zedierte er die Obligation an den Rat von Basel.

Datum der Obligation 30. März 1613.

Zessionsakt 1. April 1613.

[4] Bundes- und Friedensgelder. Ursprünglich betrugen die Friedensgelder 2000 Kronen, die Bundesgelder 1000 Kronen,

zusammen 3000. Im Jahre 1549 verspricht der französische Ambassador eine Zulage von 3000 # jährlich, und 1565 wird eine neue Zulage von 600 Louis d'or bewilligt. Die letzten Zahlungen waren Rückständezahlungen:

1720 für die Jahre 1678 und 1679
1722 für das Jahr 1680
1723 für das Jahr 1681.

Im Jahre 1794 bestreitet der Directeur de la Liquidation Denormandie die baslerische Berechnung. Ochs prüft die Einnahmebücher, ohne völlige Klarheit zu erhalten; hingegen ist er überzeugt, daß das, was Denormandie als „doppelte" Bezahlung beanstandet, Rückständezahlung ist. Einzig die Bemerkung Denormandies gilt als richtig, daß nicht 43, sondern nur 42 Jahre Rückstände zu berechnen sind. Denormandie behauptet ferner, daß Basel in Frucht, Salz und Akontogeldern den Wert verschiedener Pensionen bekommen habe. Ochs kann in seinem Gutachten an den Rat diese Behauptung nicht kontrollieren, weil ihm die Geheimen Einnahmebücher nicht zu Gesicht gekommen sind. Denormandie bestreitet auch die Umrechnung der Münzsorten, während Ochs an der Umrechnung festhält. — Die komplizierte Rechnungsführung und Geheimtuerei machten es im alten Basel sogar einem Ochs unmöglich, klaren Einblick zu bekommen.

[5] Noch in der Basler Geschichte VIII 132 nennt Ochs als Forderung 7 294 420 Livres.

[6] Über den Ertrag der Staatsgrundzinsen orientiert die Schrift Rudolf Wackernagels, Kirchen- und Schulgut des Kantons Basel-Stadt (S. 124 ff.); ausführlicher behandelt Eduard Schweizer in der Basler Zeitschrift für Geschichte, Band 9, die Herkunft des baslerischen Kirchen- und Schulgutes, namentlich die Säkularisation aufs sorgfältigste beleuchtend. Die rechtlichen Verhältnisse, den Einfluß der Naturrechtslehre auf die ganze Entwicklung dieses Komplexes untersucht Eduard His in seiner umfassenden Geschichte des neueren Staatsrechtes, die auch in schwierigen Fragen klare und eindeutige Definitionen gibt.

[7] Maximilianische Schuld von 20 000 Gulden. Denormandie bestritt in einem Mémoire an den Rat die Höhe der Summe; dabei stützte er sich auf das Münstersche Instrument vom 24. Oktober 1648 und auf das zu Straßburg im Jahre 1700 der Obligation beigefügte Visum. Dadurch wurden aber Basel nur zwei Drittel dieser Schuld zugestanden. — Ochs stellt in seinem Gutachten an den Rat fest, daß sich Bürgermeister Wettstein vor seiner Abreise aus Westfalen, lange vor dem Friedensschluß (das Elsaß wurde bekanntlich französisch und die Maximilianische Schuld war durch elsäs-

sische Hypotheken sichergestellt!), „um Bezahlung gedachter Schuld bei den französischen Plenipotentiariis meldete". Wettstein „erhielt keine andere Tröstung, als folgende Erklärung: Ils contribueront auprès de Sa Majesté ce qui dépendra d'eux sur ce sujet pour le contentement de Messieurs de la ville de Bâle". In einem Status der Basler Schuldforderung an die französische Krone fehlt die Maximilian-Schuld; in spätern Aufstellungen ist sie vorhanden, aber nicht in der üblichen Form. — Der Rat antwortete an Buxtorf, tatsächlich habe Frankreich im Westfälischen Frieden nur zwei Drittel garantiert; aber man habe die ganze Summe beansprucht, weil die französischen Gesandten Versprechungen gemacht hätten. Basel habe auch in den Aufstellungen von 1671, 1679 rc. immer die ganze Schuld eingesetzt ohne Widerspruch der französischen Regierung.

[8] Hans Barth hat in den „Untersuchungen zur politischen Tätigkeit von Peter Ochs" während der „Revolution und Helvetik" (im Jahrbuch für Schweizerische Geschichte XXVI. 1901) nachgewiesen, daß es der Deputierte auch diesmal nicht an Anstrengungen fehlen ließ, um für Basel volle Entschädigung herauszuschlagen. S. 151, 162, 166, 172, besonders 174.

Basler Bibliographie 1923.

Von Fritz Heusler.

I. Politische Geschichte, Kirchen- und Kulturgeschichte.

Basel und Hüningen. (Basl. Nachr. 1923, 17. April.)

Bigelmair, Andreas. Der Briefwechsel von Oekolampadius mit Veit Bild (1518—1524). (Reformationsgeschichtl. Studien u. Texte, Heft 40, 1922, Nr. 3.)

(Bischoff, Carl.) „Zerkindenhof" Nadelburg 10 — Petersgraben 43, Basel. (Basel, Frobenius, 1923.)

B[ischoff, N. C. G.]. Vor 60 Jahren. Zum 26. August 1923. (St.-Jakobsfeier 1863.) (Basl. Nachr. 1923, 26. Aug.)

Bodelschwingh, Gustav von. Friedrich von Bodelschwingh, Leben und Lebenswerk. 2. Aufl. Berlin 1923. (S. 74 ff. Basel betr.)

(Burckhardt, Daniel.) Vom verschwundenen und verschwindenden Basel (Albangraben). (Des Volksboten Schweizer-Kalender 82, 1924.)

Escherich, Mela. Der Kardinal von Arles. Bilder vom Basler Konzil. (Basilisk, Jhg. 3, 1922, Nr. 44.)

Eucken, Rudolf. Lebenserinnerungen. 2. erweiterte Aufl. Leipzig 1922. (1871—74 in Basel; S. 53—60.)

Eynard, Charles. Les adieux des Vaudois à Bâle (Juillet 1688). (Bulletin de la Soc. d'histoire vaudoise, Nº 44, déc. 1922. Torre Pellice.)

Gauß, Karl. Der Badische Vertrag zwischen Basel und dem Bischof und Domkapitel von Basel vom Jahre 1585 und seine Geschichte. (Basl. Zeitschr. f. Gesch., Bd. 21, 1923.)

Geßler, Ed. A. Hüglin von Schöneck, ein Basler Reiterführer des 14. Jahrhunderts in Italien, ein Beitrag zur damaligen Bewaffnung. (Basl. Zeitschr. f. Gesch., Bd. 21, 1923.)

Jeanjaquet, J. Les études du chancelier (Georges) de Montmollin à Bâle (1645) et à Orange. (Musée neuchâtelois, N. S. 10, 1923.)

Kölner, Paul. Unterm Baselstab. Kulturgeschichtl. Skizzen. 2. Folge, Basel, Helbing & Lichtenhahn, 1922.

Kölner, Paul. Fische und Fischerei im alten Basel. (Basilisk, Jhg. 4, 1923.)

Kölner, Paul. Der Bruder Fritschi in Basel. (Basilisk, Jhg. 4, 1923.)

Kölner, Paul. Rheintor und Lällenkönig. (Basilisk, Jhg. 3, 1922, Nr. 41.) — Auch sep.: Basel 1922.

Kölner, Paul. Basler Trommler und Trommelklänge. (Sonntagsbl. d. Basl. Nachr. 17, 1923, Nr. 7.)

K[ollarit]s, [J.]. Eine Studienreise (des Franz Papai-Pariz) aus Siebenbürgen nach Basel im 17. Jahrhundert. (Basl. Nachr. 1923, 7. Juni.)

Merz, Walter. Schloß Zwingau im Birstal. Im Auftrag der Holzstoff- und Papierfabrik Zw' A.-G. verfaßt. Aarau 1923.

Nabholz, Hans. Zur Geschichte der Vermögensverhältnisse in einigen Schweizerstädten in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. (Betr. auch Basel.) (Festgabe Paul Schweizer. Zürich 1922.)

Schmitthenner, A. Das Tagebuch meines Urgroßvaters. 3. Aufl. Freiburg (Baden) 1922. (Mehrfach Basel betr.)

Schweizer, Eduard. Die Leben und Gewerbe am St.-Albanteich. Teil 1. (Basl. Zeitschr. f. Gesch. 21, 1923.)

Siegfried, Paul. Basels Entfestigung. (Basler Jahrbuch 1923.)

Tage, die letzten, der Landskron (1813). Von M. D. (Sonntagsbl. d. Basl. Nachr. 17, 1923, Nr. 26.)

Scheidl, J. Basel und Umgebung im Lichte einer Reisebeschreibung aus den Jahren 1605—1613. (Basilisk, Jhg. 4, 1923.)

Thurnhofer, Franz Xav. Hieronymus Emser und die Eidgenossen (1502; nach Akten des Basler Staatsarchivs). (Reformationsgesch. Studien u. Texte, Heft 40, 1922, Nr. 1.)

Wackernagel, Rudolf. Basel und die badische Markgrafschaft. (Badische Heimat 10, 1923.)

Wenzler, Jos. Aus der Geschichte der röm.-kath. Gemeinde in Basel. (Basler Missionszeitung 1922, Nr. 2—5.)

Zsch[okke], F[ritz]. Ein Walfisch im Rhein (1688). (Basilisk, Jhg. 4, 1923.)

*

Kölner, Paul. Die Safranzunft zu Basel. (Zu ihrer Fünfjahrhundert-Feier.) (Basilisk, Jhg. 4, 1923.)

Kölner, Paul. Das Safranspiel. Zur Fünfjahrhundert-Feier da E. E. Zunft zu Safran. . . . Grund und Boden zum Bau des Zunfthauses erworben. Verf. von P' K'. Musik von Carl Heß. [Textbuch.] ([Basel] 1923.)

Roth, Paul. Aus der Geschichte der Schuhmachern-Zunft. Im Auftrage des Zunftvorstandes verfaßt. (Basel) 1923.

Zunft zu Schuhmachern. Verzeichnis der Zunftmitglieder und Liedersammlung. Basel, im Mai 1923.

Zunft zu Gerbern, Basel. Liedersammlung und Mitgliederverzeichnis. (Mit Abdruck einer Urkunde.) [Basel 1921.]

Riehen:

Oeri, Albert. Wettstein und Riehen. Festspiel zur 400jährigen Vereinigungs-Feier von Riehen und Basel. Musik von Hermann Suter. Basel, Berichthaus, 1923.

Suter, Hermann. Musik zum Riehener Festspiel 1923. Dichtung von A. Oeri. Klavier-Auszug. Basel, Komm. Hug & Co., [1923]. — Besprechung von E. Refardt: Neue Zürcher Zeitg. 1923, 27. Juni.

Moser, Rudolf. Begrüßungschor zur Riehener Vereinigungsfeier, für Gemischten Chor a capp. Basel, Selbstverlag, 1923.

Iselin, (L.) E(mil). Geschichte des Dorfes Riehen. Festschrift zur Jubiläumsfeier der 400jährigen Zugehörigkeit Riehens zu Basel 1522—1922. (Basel, Helbing & Lichtenhahn, 1923.)

Iselin, L. E. Der Name Riehen. (Aus dem Jahresbericht des Verkehrsvereins Riehen 1904.) (Basilisk, Jhg. 4, 1923.)
Kölner, Paul. Riehen und der Richtplatz am Grenzacherhorn. (Basl. Nachr., Sondernummer Riehen und Basel, 23. Juni 1923.)
Kölner, Paul. Pfarrhaus (in Riehen) und Mördergrube (1546). (Basilisk, Jhg. 4, 1923.)
Kölner, Paul. Salpetergraben in Riehen. (Basler Nachr., Sondernummer Riehen und Basel, 23. Juni 1923.)
Kölner, Paul. Die Riehener Hexe. (Basilisk, Jhg. 4, 1923.)
Hexenprozeß, der, von Riehen (1602). Von — ch —. (Basl. Nachr., Sondernummer Riehen und Basel, 23. Juni 1923.)
Schaub, E. Graf Cagliostro in Riehen. (Basl. Nachr., Sondernummer Riehen und Basel, 23. Juni 1923.)
Cagliostro in Riehen. Von Kl. (Basilisk, Jhg. 4, 1923.)
Siegfried, Paul. Basel und Riehen. (Basilisk, Jhg. 4, 1923.)
Euler, Leonhard, und Riehen. Von Dr. W. A. (Basilisk, Jhg. 4, 1923.)
Weinbau, vom, in Riehen. Von D. (Basl. Nachr., Sondernummer Riehen und Basel, 23. Juni 1923.)

II. Verwaltung und Volkswirtschaft, Kirche und Schule.

(Bächtold, H.) Die „Baugenossenschaft Wasserhaus" (Neue Welt bei Münchenstein). Eine Wohngenossenschaft auf privatwirtschaftl. Grundlage. Basel, Helbing & Lichtenhahn, 1923.
Basel, Handel, Industrie, Gewerbe, Kunst und Wissenschaft. Ausgabe 1923. Basel, Frobenius A.-G.
Bericht über die Arbeitslosenkurse im Jahre 1921/22. Allg. Gewerbeschule Basel.
Bilder aus dem Zoologischen Garten in Basel. (Album.) (Mit Anhang: H ä u ß l e r, Ernst. Ein nächtlicher Gang durch den Basler Zool' G'.) Basel, Frobenius, [1922].
Blätter, Schweizer., Jahrg. 1922. Sondernummer Basel. Basel als Verkehrs . . . Stadt, die Pflege der Wissenschaft, Literatur, Malerei. . . . Redaktion: Oscar Kaiser. Basel, Buchdr. Walz & Grunauer, [1922].
Borel, Eugène. Freedom of navigation on the Rhine. (Transl. by Annie A. Coath, Bungay, Suffolk, 1921.
Brenner, W. Staatsschule und Freie Schule. Referat, gehalten am 1. Dez. 1922. (Freiwillige Schulsynode Baselstadt. Jahresbericht 1921/22. Basel 1923.)
Brief, offener, an die Mitglieder der Freiwilligen Schulsynode und an die gesamte Basler Lehrerschaft. Basel 1919.
Brodtbeck, W. D' Vermögesabgob. Zeitbilder aus jüngster Vergangenheit. Festspiel . . . des Kantonalschützenfestes beider Basel in Liestal 1923. Liestal 1923.
Buser, P. Die Rheinhafenanlagen in Basel. (Schweizer Exporteur, April 1923.)
Conference between representatives of the universities of Great Britain and Switzerland held in Basle 21./23. Aug. 1922 = Großbritannisch-schweizerische Universitäts-Konferenz in Basel . . . 1922. (Protokoll der Verhandlungen.) [Basel 1922.]
Denkschrift zum 25jähr. Bestehen des kaufmännischen Vereins Liestal 1896—1912 [und] Baselland 1912—1921. (Liestal 1921.)

Entwicklung, die, der direkten Hauptsteuern des Kantons Basel-Stadt 1904—1920. Vom statist. Amte. Basel, Komm. C. F. Lendorff, 1922. (Mitteilungen des statist. Amtes d. Kts. Basel-Stadt, Nr. 41.)

Festschrift zum 15jähr. Bestehen des F.-C. Black Stars Basel 1907 bis 1922. (Basel [1922].)

Freidorf. Siedlungsgenossenschaft Fr'. (Von Fr. Schär, H. Faucherre, H. Meyer. (Basel 1922.)

Frey, Jean R. Die Ablenkung des Verkehrs von der Rheinlinie. (Schw. Monatshefte f. Pol. und Kultur 3, 1922.)

Frey, Jean R. Die Schweiz und die Rheinschiffahrt. (Schweizer Exporteur, April 1923.)

Friedensquelle, die. Organ des Weltfriedensbunds der Jugend, Schweiz. Sektion Basel-Stadt und Basel-Land. Red.: Fried. Karl Weiß und Ernst Schürch. Jhg. 1, Eröffnungs- und Gedenknummer an Bertha v. Suttner. Juni/Juli 1922. Basel.

Gesetzessammlung für den Kanton Basellandschaft. Bd. 16 (1908 bis 1922). Pratteln 1922.

Gschwind, H. Freie Schule und Staatsschule. Korreferat, gehalten am 1. Dez. 1922. (Freiwillige Schulsynode Baselstadt, Jahresbericht 1921/22.) Basel 1923.

Herzog, Eduard. Vaterland und Reich Gottes. Hirtenbrief auf den eidg. Bettag 1923. Basel, Christkathol. Schriftenlager, 1923.

Jaquet, Nicolas. Die Entwicklung und volkswirtschaftl. Bedeutung der schweizer. Teerfarbenindustrie. Basel, Helbing & Lichtenhahn, 1922. (Auch Diss.)

Jessen, Ernst. Belehrung der Jugend über Zahnpflege in den Schulen. (Pro Juventute 1923.)

Jessen, Ernst. Die Tuberkulosesterblichkeit in der Stadt Basel 1870 bis 1919. (Statist. Jahrbuch d. Kts. Basel-Stadt 1, 1921. — Schweizer. mediz. Wochenschr. 4, 1923.)

Kaufmann, R. Die Basler Freihafen-Frage. (Schweizer. Zeitschr. f. Volkswirtsch. 28, 1922, 2.)

Mäder, Robert. Ich bin katholisch. Basel, Verlag Nazareth, (1923).

[**Meier,** Louis.] Dornach Zwischen Licht. Das Jahr Eins und die Sterndeuter. Von Hans Vollenweideler. London, Louis Meier, 1923.

[**Meier,** Louis.] Dornach zwischen Licht. Rauch- und Traumbilder von Hans Franz Vogelweideler. London, L. Meier, 1923.

[**Meier,** Louis.] Der Vogelpark bei Gempen. Eine geschichtl. Betrachtung über die Umgebung von Klein-Schönmatt. . . . Ein genauer Bericht über den großen Natur- und Vogelfreund Adam Berger von der Vogelweide. (Eine Erzählung . . . für das Volk vom Birseck.) Neu-Arlesheim, E. Meier, 1922.

Merz, Karl. Basels Vermögenssteuer 1904—1920. Pflichtige, Kapital und Ertrag. (Schweizer. Zeitschr. f. Volkswirtsch. 28, 1922, 2.)

Meyer, U. Die Siedelungsgenossenschaft Freidorf als Pflegestätte genossenschaftlicher Erziehungs- und Propaganda-Arbeit. (In: Anthologie des Genossenschaftswesens. Zusammengestellt von V. Totomianz. Berlin 1922.)

Missions-Zeitung, Basler. 6 Nummern, Aug. bis Okt. 1922. (Basel, Buchdr. Basler Volksblatt.)

Rathausglocke, die. 9 Nummern 1. Jan. bis 28. April 1923. Verantwortlich für Druck und Herausgabe: A. Keuerleber. [Basel.]

Régularisation du Rhin entre Strasbourg et Bâle. Projêt du mois de sept. 1921. Mémoire technique [Publié par le] Service fédéral des Eaux. Berne. [Text auch deutsch.]

Régularisation du Rhin entre Strasbourg et Bâle. Projét général. [Publié par le] Service fédéral des Eaux. Berne, déc. 1921.

Roth. Wilhelm. Epidemiologisches über den Scharlach in Basel 1875 bis 1919. (Statist. Jahrbuch d. Kts. Basel-Stadt 1, 1921.) — Sep. Diss. Basel [1923].

Soll die Schweiz die Haager Opiumkonvention ratifizieren? Eine Denkschrift, dem eidgenöss. Volkswirtschaftsdepartement unterbreitet von den Unternehmungen der schweizer. pharmazeut. Industrie. August 1923. Basel, G. Böhm.

Speiser, Paul. Bemerkungen von Alt-Reg.-Rat P' Sp' über Ratschlag und Entwurf eines Schulgesetzes für . . . Basel-Stadt vom 9. Nov. 1922. (Basel, Sept. 1923.)

(Stammler,) Jacob. Fasten-Mandat . . . des Jacobus, Bischof von Basel und Lugano, für 1923: Das kathol. Priestertum. Solothurn (1923). — (Auch französisch.)

Stürmer, Oskar. Die blinden Rauracher. Ein Zeitbild. Heft 1. Birswil 1923/26.

Tschudi, G. Die Standschützengesellschaft Sissach 1822—1922. Eine Monographie . . . . Jubiläumsschrift. Sissach 1922.

Vermögensabgabe, die. (S.-A.) [Basel, Nat.-Ztg.] 1922.

Volksblatt, Basler, Jahrg. 51, Nr. 120, 27. Mai 1923: Jubiläums-Festnummer, 1873—1923.

Fastnacht:

Schnitzelbänke (der) Vereinigten Schnitzelbank-Gesellschaft Basel . . . Fastnacht 1923. [Textbüchlein.]

Textbüchlein der Schnitzelbänke (Fastnacht) 1923. [Hrg. von:] Freie Schnitzelbankgesellschaft, Basel.

III. Kunst, Altertümer; Waffen- und Münzkunde, Genealogie; Buchdruck.

Baur, Albert. Neue Basler Kunst. (Schweizer Blätter 1922, Sondernummer Basel.)

B[ernoulli], H. Neuere Basler Wohnhausbauten. (Das Werk, Jhg. 9, 1922.)

Bolliger, W. Führer durch die Geschichts- und Kunstdenkmäler von Baselland. Basel, Helbing & Lichtenhahn, 1923.

Burckhardt, Rudolf F. Gewirkte Bildteppiche des 15. und 16. Jahrhunderts im Historischen Museum zu Basel. Leipzig 1923. — Besprechung von Betty Kurth: Sonntagsbl. d. Basl. Nachr. 17, 1923, Nr. 22.)

Burckhardt, Rudolf F. Ein silbernes Fahnenkreuz des 14. Jahrh. mit Tiefschnittschmelz aus dem Basler Kirchenschatz. (Histor. Museum Basel. Jahresberichte und Rechnungen . . . 1922.)

Escher, Konrad. Die „deutsche Prachtbibel" der Wiener Nationalbibliothek und ihre Stellung in der Basler Miniaturmalerei des 15. Jhdts. (Jahrbuch d. kunsthistor. Sammlungen in Wien, Bd. 36, H. 2, 1923.)

Fluri, Adolf. Die Bärenbibel. Cassiodoro de Reinas spanische Bibelübersetzung, gedruckt zu Basel 1569. (Gutenbergmuseum 9, Nr. 2/3. Bern 1923.)

Fluri, Adolf. Luthers Übersetzung des Neuen Testamentes und ihre Nachdrucke in Basel und Zürich 1522—1531. (Schweizer. evangel. Schulblatt, Jhg. 57, 1922, Nr. 35—43.)

Hübscher, Rudolf. Bilder-Lotto, gezeichnet von R' H'. Basel, Lithographie Wolf A.-G. [1923].

(Kienzle, H.) Das Tischgeschirr in alter und neuer Zeit. Ausstellung Gewerbemuseum Basel 1922.

Riggenbach, R. Inaugurationsrede bei der Eröffnung des Basler Kupferstichkabinetts 1922. (Das graphische Kabinett. Mitteilungen aus den Sammlungen des Kunstvereins Winterthur, Jhg. 8, 1922.)

Roy, Hippolyte. La vie, la mode et le costume au 17e siècle, époque Louis XIII. Etude sur la cour de Lorraine. Paris 1923. (Basler Goldschmiede chap. 3 et 18.)

Schmidt, Georg. Edvard Munch. Vortrag, gehalten auf Veranlassung des Kunstvereins. (S.-A. aus der Nat.-Ztg.) (Basel 1922.)

Schmidt, Ph. Das Neue Testament in deutscher Sprache des D. Martin Luther, gedruckt im Herbst 1522 zu Wittenberg und Basel. (Die Garbe 6, 1922/23.)

Stückelberg, E. A. Die ältesten Basler Portraits. (Basl. Zeitschr. f. Gesch. 21, 1923.) — Auch sep. Basel, Helbing & Lichtenhahn, 1923.

Theaterzettel, ein baslerischer, aus dem 18. Jahrhundert. (Basilisk 4, 1923, Nr. 31.)

Wappenbuch der Stadt Basel. . . . Hrg. von W. R. Staehelin. Teil 2, Folge 1. Basel, Helbing & Lichtenhahn, [1923].

Weiß-Frey, Fritz. Das Basler Geschlecht F r e y aus Mellingen und Lenzburg. (Argovia 39, 1922.)

(With, Carl.) Einführung in die ostasiatische Kunst. (Der japan. Farbenholzschnitt — japan. Theaterplakate — Plastik.) Ausstellung in der Kunsthalle Basel Nov./Dez. 1922. [Basel 1922.]

*

Bergmann von Olpe, Johann:

C l a u ß, Jos. Der Basler Buchdrucker Joh. B' von O' als Pfarr-Rektor von Sewen (im Elsaß). (Basl. Zeitschr. f. Gesch., Bd. 21, 1923.)

K o e g l e r, Hans. J' B' von O' in Basel und seine Druckwerke. (Frankfurter Bücherfreund. Mitteilungen . . . von Joseph Baer & Co., Bd. 13, N. F. 2, 1920.)

Graf, Urs:

M a j o r, E. Eine Wirkerei nach einem Holzschnitt von U' G'. (Anz. f. schweizer. Altertumsk. N. F. 24, 1922.)

P a r k e r, Karl Th. Zu den Vorbildern U' Grafs. (Anz. f. schweizer. Altertumsk. N. F. 24, 1922.)

Holbein, Hans, d. J.:

H o l b e i n, Hans. Die Todesbilder und das Todesalphabet. (Der Totentanz.) Berlin 1922.

G a n z, Paul. Weihnachtsdarstellung Hans Holbeins des Jüngeren. Die Flügel des Oberried-Altars in der Universitäts-Kapelle des Münsters zu Freiburg im Breisgau. Hrg. vom Münsterbauverein Freiburg i. B. Augsburg (1922).

Kögler, Hans. Ein neues Bild von Holbein. (Sonntagsbl. d. Basl. Nachr. 17, 1923, Nr. 2.)
Stückelberg, Ernst. Sechs farbige Kunstblätter nach Gemälden von E' St'. Mit Begleitwort von J. C. Heer. Basel, J. R. Reutel (1922).
Witz, Konrad:
K' W'. 30 Tafeln mit einführendem Text von Hans Graber. (Neue erweiterte Ausgabe.) Basel, Schwabe, 1922.
Ganz, Paul. Die Kunst des K' W'. (Amerbach-Gesellschaft. Jahresbericht 1922.)

Kataloge u. ähnl.

Kurz, G. Rapport sur l'histoire des archives de l'ancien évêché de Bâle. (Actes de la soc. jurass. d'émul. 2e sér. 26, 1921.)
Katalog der Kantons-Bibliothek Baselland. Liestal 1923.
Katalog der Bibliothek der ornithologischen Gesellschaft Basel. April 1923. Basel 1923.
Katalog der Bibliothek des Basler Kunstvereins. 1. Nachtrag: Zuwachs vom März 1922 bis zum Sept. 1923. Basel 1923.
Nachtrag II zum Kleinen Katalog der pädagog. Abteilung der Universitätsbibliothek. Anschaffungen des Jahres 1911—1922. Basel, Werner-Riehm, 1923.
Bankverein, schweizerischer, Sitz Basel. Bücherverzeichnis der Personalbibliothek. (Basel.) Ausgabe November 1922.
Heusler, Fritz. Basler Bibliographie 1922. (Basler Jahrbuch 1923.)

IV. Landeskunde.

Baselstadt und Baselland. [Schulwandkarte.] Bearb. . . . von Kümmerly & Frey. Bern 1922. 1:25 000. 6 Bl. fol.
Becherer, A., Steiger, E., und Lettau, G. Die Flora des Naturschutzreservates an der Rheinhalde oberhalb Basel. (Verhandl. d. naturf. Ges. Basel 33, 1921/22.)
Binz, A. Ergänzungen zur Flora von Basel. Teil 2. (Verhandl. d. naturf. Ges. Basel 33, 1921/22.)
Christ, Hermann. Zur Geschichte des alten Bauerngartens der Schweiz und angrenzender Gegenden. 2., sehr vermehrte Aufl. Basel, Schwabe (1923).
Handschin, Eduard. Mantis religiosa L. im Baselbiet. (Tätigkeitsbericht d. naturforsch. Gesellsch. Baselland 6, 1917/21.)
Heinis, Fr. Zwei für das Gebiet des Kantons Baselland neue Carexarten. (Tätigkeitsbericht d. naturforsch. Gesellsch. Baselland 6, 1917/21.)
Heinis, Fr. Bemerkenswerte Funde aus der Flora von Gelterkinden. (Tätigkeitsbericht d. naturforsch. Gesellsch. Baselland 6, 1917/21.)
Heinis, Fr. Theodor Völmin (1840—1915), ein Gelterkinder Botaniker. (Tätigkeitsbericht d. naturforsch. Gesellsch. Baselland 6, 1917/21.)
Koch, Richard. Stratigraphie des Tertiärs im Becken von Laufen (Berner Jura). Diss. Basel. Bern 1923.
Leuthard, F. Glacialablagerungen aus der Umgebung von Liestal. (Tätigkeitsbericht d. naturforsch. Gesellsch. Baselland 6, 1917/21.)

Leuthard, F. Die Fossilien des Hauenstein-Basistunnels. (Tätigkeitsbericht d. naturforsch. Gesellsch. Baselland 6, 1917/21.)

Riggenbach, Emil. Beiträge zur Faunistik, Biologie und Ökologie der Heliozoen und Ciliaten von Basel und Umgebung. Diss. Basel. Lörrach 1922.

Schmitter, Hellmut. Die Najaden der Schweiz. Mit besond. Berücksichtigung der Umgebung Basels. Aarau 1922.

Seiler, Jakob. Nachtrag zum Lepidopteren-Verzeichnis von Liestal und Umgebung. (Tätigkeitsbericht d. naturforsch. Gesellsch. Baselland 6, 1917/21.)

Siegfried, Paul. Im obersten Elsaß. (Basilisk 3, 1922, Nr. 41/43.)

Siegfried, Paul. Lützel. (Basilisk, Jhg. 4, 1923, Nr. 12—15.)

Spezialkarte des Jura. Hrg. vom schweizer. Jura-Verein. 1:50 000. Bl. III, IV, V. Bern [1923].

Steinmann, P. Die Bedingungen der Fischerei im Hochrhein, mit besond. Berücksichtigung der durch die Kraftwerke geschaffenen Veränderungen. Aarau 1923.

V. Kalender und andere Periodica.

Adreßbuch der Stadt Basel und der Gemeinden Riehen und Bettingen 1923. Basel, B. Schwabe & Co.

Amts- und Terminkalender für die Staats- und Gemeindebeamten des Kts. Basellandschaft für 1923. Jhg. 42. Liestal 1922.

Directorium Basileense . . . pro anno communi 1923. ([Accedit:] Status Cleri Saecularis et Regularis omnium Helvetiae Dioecasium.) Solodori.

Goetheanum, das. Internationale Wochenschrift für Anthroposophie und Dreigliederung. Red.: Albert Steffen in Dornach. Jhg. 1, 1921 u. ff. Dornach.

Hausbesitzer, der. Organ schweizer. Haus- und Grundbesitzer. Jhg. 16, 1923. Basel.

Haus-Kalender, christkatholischer, für 1923. Basel, Christkathol. Schriftenlager.

Jahrbuch, Basler, 1923. Hrg. von August Huber und Ernst Jenny. Basel, Helbing & Lichtenhahn.

Jahrbuch der Schweizerfrauen 1920—1922 = Annuaire des femmes suisses. Basel, Druck- und Verlagsanstalt, 1922.

Jahrbuch, statistisches, des Kts. Basel-Stadt. Hrg. vom statist. Amte. . . . Jhg. 1, 1921. Basel 1923.

Jahresverzeichnis der schweizer. Hochschulschriften 1921—1922 = Catalogue . . . Basel 1923.

Kalender, schweizer., für Fußballer und Leichtathleten = Agenda pour les footballeurs . . . 1923. Hrg. . . . von Eug. Storrer, Basel. Basel.

Kurve, die. Wirtschaftliche Monatsschrift für die Schweiz. . . . Red.: Jakob Lorenz. Jhg. 1, 1923. Basel, Nat.-Ztg.

Missions-Kalender, evangelischer, Jhg. 44, 1923 und 45, 1924. Basel.

Medicinal-Kalender, schweizerischer, 1923. Jahrg. 45. Basel, Schwabe, 1923.

Neujahrsblatt, 101., hrg. von der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen, 1923: Schwarz, Ferd. Isaak Iselins Jugend- und Bildungsjahre. Basel, Komm. Helbing & Lichtenhahn.

Pfarrer-Kalender für die reformierte Schweiz = Agenda pastoral ... 1923. Hrg. von Jakob Wirz. Jhg. 48. Basel, Helbing & Lichtenhahn, 1923.

Rosius-Kalender auf das Jahr 1923. Jahrg. 298. Basel, B. Schwabe & Co.

Schweizer-Kalender, des Volksboten, auf das Jahr 1924. Jahrg. 82. Basel, Reinhardt.

Tätigkeitsbericht der naturforschenden Gesellschaft Baselland 6, 1917 bis 1921. Liestal 1923.

Verhandlungen der naturforschenden Gesellschaft in Basel. Band 33, 1921—22. Basel, Georg & Cie., 1922.

Volkskalender, nordwest-schweizer, 1923. Jahrbuch zur Unterhaltung und Belehrung. ... Jahrg. 1. Liestal, Lüdin & Co.

Volkskalender für die reformierte Schweiz und ihre Diaspora. [Jahrgang 1.] 1923. Basel, G. Krebs.

Wir Jung-Evangelischen. Organ der Christlichen Jung-Männer-Vereine von Basel-Stadt. Jahrg. 1, 1922 u. folg. Basel.

Zeitschrift, Basler, für Geschichte und Altertumskunde. Hrg. von der histor. und antiquar. Gesellschaft zu Basel. Bd. 21, 1923.

VI. Biographien, Nekrologe, Lebenserinnerungen.

Amstein, Fritz (1853—1922). Dem Gedächtnis von F' A'. Basel, Nat.-Ztg., 1922.

Bachofen, Johann Jakob (1815—1887). Autobiographische Rückschau (geschrieben 1854). (München 1923.)

Balmer, Wilhelm (1865—1922):

W' B', Maler. Von C. von M a n d a c h. (Neues Berner Taschenbuch 28, 1923.)

Erinnerungen an W. B'. Von Carl Theodor M e y e r. (Sonntagsbl. d. Basl. Nachr. 17, 1923, Nr. 10/11.)

Bentz-Müller, Louis (1889—1923). Worte der Erinnerung an L' B'-M'. [Basel 1923.]

Bider-Staehelin, Max (1868—1922):

Zur Erinnerung an Herrn Dr. M' B'-St'. [Basel 1923.]

M' B'. Von O. B u r c k h a r d t - Socin. (Schweizer. medizin. Wochenschr. 4, 1923.)

Bischoff, Carl (1865—1922):

Zur Erinnerung an Herrn Dr. jur. C' B'-Hoffmann. Basel [1923].

Worte der Erinnerung an Dr. C' B'. Gesprochen durch Dr. Carl R o t h. (Basl. Zeitschr. f. Gesch. 21, 1923.)

Brenner, Albert (1856—1878):

Ein Basler (A' B') am römischen Karneval 1876. (Sonntagsbl. d. Basl. Nachr. 17, 1923, Nr. 7.)

Malvida von Meysenbug zum Gedächtnis (Brief über A' B', 24. VI. 1876). Von Hans B r e n n e r - Eglinger. (Sonntagsbl. d. Basl. Nachr. 17, 1923, Nr. 7.)

Brenner-Burckhardt, Carl (1839—1923). Zur Erinnerung an Pfarrer C' Br'-B'. (Basel 1923.)

Burckhardt, Albrecht (1853—1921). Professor Dr. A' B'. Von P. H e d i n g e r. (Verhandl. d. schw. naturf. Gesellsch. 103, 1922.)

Burckhardt, Jakob:

J' B' und das öffentliche Wesen seiner Zeit. Von Hermann Bächtold. (Deutscher Staat und deutsche Parteien. Festschrift f. Friedr. Meinecke. München 1922.)

Der Geist des modernen Wirtschaftslebens im Urteil J' Burckhardts. Von Herm. Bächtold. (Schw. Monatshefte f. Pol. u. Kultur 3, 1923.)

J' B' und die Geschwister Charlotte und August Kestner. Von Max Unger. (Neue Zürcher Ztg. 1922, VIII. 8, Nr. 1035 und 1038.)

J' B' und der Karlsruher Lehrstuhl der Kunstgeschichte (1865). Von Karl Obser. (Sonntagsbl. d. Basl. Nachr. 17, 1923, Nr. 12.)

Frey, Emil (1838—1922):

Oberst E' F'. In Memoriam. o. O. [1923.]

Alt-Bundesrat E' F'. Von C. B. (Helvetia 42, 1923.)

Oberst Emil Frey. (Schw. Protestantenbl. 46, 1923.)

Brief eines Staatsmannes (E' F' 1899). (Schw. Monatsh. f. Pol. u. Kultur 3, 1923.)

Handmann, Emanuel (1718—1781). C. F. von Staal und E' H'. (Nebst 8 Briefen des Künstlers 1770—1776.) Von Otto von Taube. (Basl. Jahrbuch 1923.)

Hebel, Johann Peter:

J' P' H'. Seine Bedeutung und Stellung in der deutschen Literatur. Von Lorenzo Bianchi. Bologna (1921).

Aus J. P. Hebels Freundeskreis. Erinnerungen der Frau Sofie Hause aus Straßburg. Von Adolf Sütterlin. (Sonntagsbl. d. Basl. Nachr. 17, 1923, Nr. 18/19.)

J' P' Hebels Eltern. Von Wilh. Zentner. (Sonntagsbl. d. Basl. Nachr. 17, 1923, Nr. 18.)

Zum Hebeltag am 10. Mai 1923. (Literar. Beiträge von H. Burte, Th. Bärwart, C. A. Bernoulli, F. Barth u. a.) (Basilisk 4, 1923, Nr. 18.)

Heusler, Andreas (1834—1921):

A' H'. Von Carl Bischoff. (Basler Jahrbuch 1923.)

A' H'. Ein Nachruf. Von Ulrich Stutz. (Zeitschr. d. Savigny-Stiftg. f. Rechtsgesch., Bd. 43 German. Abt.)

A. H'. Von W. V[ischer]. (Basl. Anzeiger 38, 1921, 4. Nov., Nr. 259.)

Heusler-Bischoff, Anna Margaretha (1841—1923). Ansprache bei der Beerdigung von Frau A' M' H'-B', gehalten in Bad Boll durch Pfarrer G. Heide. (Basel [1923].)

Heusler-Staehelin, Marie (1836—1922). Zur Erinnerung an Frau Pfarrer M' H'-St'. Basel [1923].

Iselin, Isaak (1728—1782):

J' Iselins Jugend- und Bildungsjahre. Von Ferdinand Schwarz. (101. Neujahrsblatt.) Basel 1923.

Briefe Moses Mendelssohns an J' J' (1762—1767). (Hrg.) von Ferd. Schwarz. (Basler Jahrbuch 1923.)

J' J' und der Staatsgedanke der Aufklärung. Von Rich. Konetzke. (Schweizer. Monatshefte f. Politik u. Kultur 3, 1923.)

I' Iselins „Geschichte der Menschheit". Eine Vorarbeit zu Joh. Gottfr. Herders „Ideen zur Philosophie der Gesch' der Menschheit?" Von P. Meinrad Regli. Diss. München. Borna-Leipzig 1919.

Kündig-Köchlin, Rudolf (1857—1923). Zur Erinnerung an Herrn Dr. R' K'-K'. (Aarau 1923.)

La Roche-Stockmeyer, Esther Valeria (1840—1921). Zur Erinnerung an Frau Pfarrer E' Val. L'-St'. Kurzer Lebenslauf, z. Th. nach ihren eigenen Aufzeichnungen. [Basel 1923.]

Merian, Johann Bernhard (1723—1807). Der Akademiker (Joh. B') Merian. Von Bogdan Krieger. (Basl. Nachr. 1923, 4. Aug.)

(**Meyer-Lieb**, Paul.) Lang, lang ist's her. Jugenderinnerungen. (Als Manuskript gedruckt.) [Basel] 1922.

Miescher-Steinlin, Paul (1849—1922). Zur Erinnerung an Herrn Dr. phil. h. c. P' M'-St', Direktor des Gas- und Wasserwerkes Basel. (Basel [1923].)

Müry-Flück, Emil (1843—1923). E' M'-F'. (Schweizer. Protestantenbl. 46, 1923, Nr. 22.)

Oehler, Theodor (1850—1915), ein Leben im Glaubensgehorsam. Von Auguste Oehler. Basel, Missionsbuchh., 1923.

Passavant-Allemandi, Emmanuel (1843—1922). Zum Andenken an Herrn E' P'-A'. [Basel 1923.]

Plüß, Albert (1857—1922). A' Pl', V. D. M. Von J. W. (Pfarrerkalender 1923.)

Preiswerk-Sarasin, Samuel (1853—1923). Zur Erinnerung an Herrn S' Pr'-S'. [Basel 1923.]

Rudin, Emil (1869—1922). Von J. W. (Pfarrerkalender 1923.)

Salis, Arnold von (1847—1923). Zur Erinnerung an Herrn Antistes A' von S'. Basel [1923].

Schaub, Johann Heinrich (1844—1921). (Pfarrerkalender 1923.)

Schaub, Lukas (1690—1758). Zwei schweizerische Diplomaten im Dienste Großbritanniens: Franç.-Louis de Pesme, Seigneur de Saint-Saphorin (1668—1738), und Sir Luke Schaub (aus Basel). Von A. Lätt. (Basl. Zeitschr. f. Gesch. 21, 1923.)

Schmidt, Carl (1862—1923):
Professor Dr. C' Schmidt. (Von Georg Schmidt.) [Basel 1923.]
Prof. Dr. Carl Schmidt. Von Aug. Buxtorf. (S.-A.) Basel, Berichthaus, 1923.

Siegfried, Traugott. Aus der Jugendzeit. (Zofinger Neujahrsblatt 8, 1923.)

Simonius-Blumer, Alfons (1855—1920). Zum Andenken an Herrn Oberst Alf. S'-B'. (Basel [1920].)

Speiser, William. Von den Schweizer Bahnen und Banken in der kritischen Zeit der 1870er und 1880er Jahre. Aus den Erinnerungen von Direktor W' Sp'. (Mit Vorbemerkung von Traugott Geering. (Basler Jahrbuch 1923.)

Sulger, Hans (1841—1923). Zur Erinnerung an Herrn H' S'. Basel [1923].

Sutter, John August (1803—1880). General Sutter (von Rünenberg) und das Gold Kaliforniens. (Basl. Nachr. 1923, 21. Juni.)

Wagner, Adolf (1858—1922).. (Pfarrerkalender 1923.)

VII. Schöne Literatur von Basler Verfassern.

Amstein, Fritz. Plaudereien aus Basel. 2. Aufl. Basel, Nat.-Ztg., 1923.

Bernoulli, Carl Albrecht. Der Bräutigam von Delphi. Komödie in 3 Akten und in Versen. Jena 1922.

(Beurmann, Emil.) Spatzengesänge von Emanuel. (Mit Buchschmuck von Paul Hosch.) Basel, Frobenius, 1923.

Bohner, Theodor. Der Weg zurück. Roman. Basel-Lpz., Rheinverlag, 1923. (Spielt z. T. in Basel.)

Breitenstein, Ernst. Öppis us mim Läbe vom Moler E' B'. Basel, Helbing & Lichtenhahn, [1923].

Breitenstein, Ernst. Öppis us mim Läbe, und wie die erschti Wienecht an Hasliberg cho isch. (Die Garbe 6, 1922/23.)

[Christ-Iselin, Wilhelm.] Vier Lustspiele in baseldeutscher Mundart. Von Abraham Glettyse. Basel, Frobenius, 1923.

Escherich, Mela. Larven (Novelle, zur Fastnachtszeit in Basel 1529 spielend). (Basilisk 4, 1923.)

Frey, Ernst. Briefe an einen Zwiespältigen. Benken (Baselland), Selbstverlag, 1923.

Hebel, Johann Peter. J. P. Hebels alemannische Gedichte für Freunde ländlicher Natur und Sitten in alemannischem Originaltext. Mit Bildern nach Zeichnungen von Ludwig Richter. Neue, durchgesehene Ausgabe. Basel, Helbing & Lichtenhahn, 1923.

Hebel, Johann Peter. Alemannische Gedichte. Mit 10 Zeichnungen von Rudolf Dürrwang. Erlenbach-Zürich rc. [1923].

Heer, Fridolin. Mutter. Dramatisches Bild über die Frauenfrage in unserer Zeit. Aarau 1920.

K[leiber], O[tto]. Basler Dichtung. (Schweizer Blätter 1922, Sondernummer Basel.)

Knittel, John. Die Reisen des Aaron West. Roman. (Deutsche Ausgabe.) Basel-Lpz., Rheinverlag, 1922.

Lendorff, Gertrud. Der Kampf mit dem Ungeheuer. Ein Märchenspiel. Bern 1922.

Lendorff, Gertrud. Das Märchen vom kleinen Pan. (Thurgauer Zeitung 1922, 30./31. Dez., Nr. 306/7.)

Lendorff, Gertrud. Das Märchenspiel vom faulen Schüler, der sich in das Märchenland wünschte. Bern 1922.

Liebrich, Fritz. Meine Stadt. Leipzig 1923.

Moeschlin, Felix. Wachtmeister Vögeli. Roman. Lpz.-Zürich (1922).

Müller, Alfred Leopold. Die Schlüsseljungfrau. Eine Aargauer Sage in freier Bearbeitung. 8 Original-Lithographien von Henriette Grimm, Basel. Leipzig-Eutritzsch, „Die Geistesforschung", 1923.

Müller, Dominik. Mein Basel. Alte und neue Verse. 2. verb. Aufl. Basel, Schwabe, 1922.

Müller, Dominik. Der Haselstrauch. Ein Ferienstücklein. (Basilisk 4, 1923, Nr. 31/32.)

Müller, Dominik. Ein Beppinger Künstlerstreich. (Basilisk 4, 1923.)

Müller, Dominik. Herr und Frau Bims Romreise. Komisches Epos. Basel, Schwabe, (1922).

Müller, Dominik. Der Tod am Maskenball. (Sonntagsbl. d. Basl. Nachr. 17, 1923, Nr. 7.)

Panin, Victor. Am Webstuhl. Geschichte einer dunklen Nacht. Basel, Verlag der „Basler Webstube", 1922.

Reymond, Georges. Zavel. Pièce historique en 4 actes. Neuchâtel et Genève, Paris 1923.

Ruckhaeberle, Moritz. Uf der Friedes-Insle. Allerlei Biobachtige... in aim Akt. (Basel, H. Majer, 1923.)

Schwarz, Rudolf. Ruths Brautschaft. — Die Vikarin von Oberkönigen. Erzählungen. Bern, Verein f. Verbr. guter Schr., 1923.

Schwarz, Rudolf. Hans Frischmuths Weg ins Glück. Bern 1922.

Stickelberger, Emanuel. Der Kampf mit den Toten. Mären und Geschichten. Lpz.-Zür. (1922).

Stickelberger, Emanuel. Der Liebestraum des Polyphilos. Novelle. (Sonntagsbl. d. Basl. Nachr. 17, 1923, Nr. 29—32.)

Stickelberger, Emanuel. Der Späher im Escorial. Bern 1923.

Stoecklin, Francisca. Traumwirklichkeit. Prosadichtungen. Zürich 1923.

Über Wasser, Walter. Ein Basler Roman. („Jakob Wassermann, Oberlins drei Stufen")? (Sonntagsbl. d. Basl. Nachr. 17, 1923, Nr. 10.)

Vogt, J[acques]. Mugge und Grille. Allerhand Vers. 2 Bde. (Basel, G. Krebs, [1923].)

Vollmöller, Kurt. Schein. [Roman.] Stuttg. und Berlin 1922. (Schauplatz S. 79 ff. Basel.)

Waldstetter, Ruth. Aufstieg. Drei Erzählungen. Basel, Verein f. Verbr. guter Schr., 1923.

Zwingli, Ulrich. Der Bergfried von Landskron. Erzählung. (Herzogenbuchsee, Buchdr. H. Düerenmatt, 1922.) (Basel, Finckh, Aufdr.: Selbstverlag.)

VIII. Basler Komponisten und Musikschriftsteller.

Huber, Hans:

Hans Huber. Von Ernst Isler. Zürich 1923. (111. Neujahrsblatt d. Allg. Musikgesellschaft Zürich.)

Die Leipziger Kompositionen Hans Hubers. Von E. Refardt. (Basl. Nachr. 1923, 25. Febr., Nr. 93.)

Klavierunterricht bei Hans Huber. Von E. Refardt. (Sonntagsbeilage des „Bund" 1923, 15. April.)

Hans Huber. Von Walter Reitz. („Schweiz"-Jahrbuch, Zürich 1923.)

Hans Huber als Leipziger Musikstudent. Von Max Unger. (Zeitschr. f. Musik 1922, Nr. 23. Leipzig.)

Hans-Huber-Nummer des „Berner Heim", Sonntagsbeilage zum Berner Tagblatt 1923. (Beiträge von O. Kreis, W. Dietiker, G. Renker.)

Textheft zur Hans-Huber-Gedenkfeier des Berner Männerchors, 27. u. 28. Jan. 1923: Aufsätze von O. Kreis und E. Refardt.

Huber, Hans. Ein Jugendalbum für das Klavier zu 4 Händen zur Ausbildung des Rhythmus und des Gefühls. Hochdorf [1922].

Huber, Hans. Missa in hon. St. Ursi . . . ad IV voces cum organo composuit H' H'. Op. 137. [Partitur.] Regensburg [1922].

Huber, Hans. Symphonie Nr. 7 (schweizerische) in D-Moll für großes Orchester. (Partitur.) Leipzig-Zürich [1923].

*

Bernoulli, C. Chr. Weihnachtslied (Alle Jahre wieder) für einen musikalischen Säugling und seinen erwachsenen Begleiter. 3-händig gesetzt von C. Chr. B'. Basel-Berlin, Edit. Bernoulli, (1922).

Bollinger, Jacob. Es sollen wohl Berge weichen. Motette. . . . Op. 5. Basel, Hug & Co., [1923].

Futterer, Carl. 5 Gedichte aus „Der Wanderer und der Weg" von E. v. Bodman. Für Bariton und Klavier. Basel, Selbstverlag, [1923].

Futterer, Carl. Ungarische Volkslieder, übers. von Greguss. Für Bariton und Orchester. (Klav.-Ausz.) Basel, Selbstverlag, [1923].

Kelterborn, Louis. Mirabile Mysterium. Für Männerchor und Orchester. Klavierauszug. s. l. [1923].

Lang, Walter. Aria für Cello und Pianoforte. op. 9. Basel, Hug & Cie., (1923).

Levy, Ernst. Vier Liebeslieder für eine Singstimme und Pianoforte. Basel, Hug & Cie., [1923].

Moser, Rudolf. Volkslied: „Es steht in Deutschland eine Lind'." Von Emil von Schönaich-Carolath. Für eine Singstimme und Klavier. [Basel], Selbstverlag, 1921.

Moser, Rudolf. In meines Herzens Grunde. Von E. von Natangen. Auf alte Art. Männerchor a capp. [Basel], Selbstverlag, 1919.

Moser, Rudolf. Es Gspräch. Vatter und Suhn. Gedicht von Johann Howald. Für eine Singstimme und Klavier. [Basel], Selbstverlag, 1922.

Moser, Rudolf. Ich armes Käuzlein kleine. 16. Jahrh. Dreistimm. Frauenchor a capp. [Basel], Selbstverlag, 1922.

Moser, Rudolf. Jüngst sah ich den Wind. Von Arno Holz. Dreistimm. Frauenchor a capp. [Basel], Selbstverlag, 1922.

Moser, Rudolf. Klage aus „Kreuz und Krone" von William Wolfensberger. Für eine Singstimme und Klavier. [Basel], Selbstverlag, 1921.

Moser, Rudolf. Minne. Für Männerchor a capp. Basel, Hug & Cie., [1923].

Moser, Rudolf. Osterlied für gemischten Chor. Basel, Missionsbuchh., (1923).

Moser, Rudolf. Tanzweise. Von Alfred Huggenberger. Männerchor a capp. [Basel], Selbstverlag, 1920.

Münch, Hans. Vier Lieder für eine Altstimme und Klavier. Basel, Selbstverlag, [1923].

Ruck-Hanke, Doris. Aus meines Herzens Garten. 7 Lieder für eine Singstimme. 2. Aufl. Wernigerode [1923].

Schnyder, Paul. Schwert und Lied, für Männerchor a capp. Basel, Hug & Cie., [1923].

Straumann, Bruno. „Im Alter." Vier Gesänge für großen Männerchor. Werk 8. [Partitur.] Basel, (Hug & Cie., 1923).

Straumann, Bruno. Sieben Lieder aus Rückerts Liebesfrühling für eine Singstimme und Klavier. Werk 6. (Basel, Hug & Cie., 1923.)

Straumann, Bruno. Sonate in D für Violine und Klavier. Werk 5. (Basel, Hug & Cie., 1923.)

Wassermann, Alfred. Drei Männerchöre a capp. op. 5. Basel, Hug & Cie. [1923].

Ziegler[-Stroheder], Albert. Zwei Eisen im Feuer. Komische Oper in 3 Akten. Text frei nach Calderon von F. Adler. op. 12. [Klavierauszug mit Text.] [Basel, Selbstverlag, 1923.]

Zinßtag, Paul. Giga-Shimmy. Fox blue. Basel, Bernoulli & Co., (1923).

*

Boltshauser, Hans. Geschichte der Geigenbaukunst in der Schweiz. Leipzig 1923.

Hadorn-Anliker, J. F. Festschrift zur Jubiläums-Feier des 50jährigen Bestandes des Basler Musikvereins 7./8. Okt. 1922. Basel (1922). (Umschlag: Festbericht anläßlich des 50-jähr. Bestehens des B' M' 1872—1922.)

Küchler, Ferdinand. Der Fingersatz auf der Violine. S.-A. aus der 8. Aufl. des 2. Bds. der Praktischen Violinschule von F. K'. Basel-Lpz., Hug & Cie. (1922).

Kuechler, Ferdinand. Violon school . . , (6th ed revised and corrected) = Méthode de violon . . . (6e éd.). Vol. 1, cahier 1. Bâle-Lpz, Hug & Co., [19?2].

Merian, Wilh. Basler Musik. (Basl. Nachr. 1923, Nr. 517.)

Merian, Wilh. Basler Musikleben, Rückblick und Ausblick. (Basl. Nachr. 1923, Nr. 1.)

Merian, Wilhelm. Emilie Welti-Herzog †. (Basl. Nachr. 1923, Nr. 433.)

Nef, Karl. Beethovens Beziehungen zur Politik. (Sonntagsbl. d. Basl. Nachr. 17, 1923, Nr. 26—28.)

Nef, Karl. Ferienmusik. (Basl. Nachr. 1923, Nr. 424.)

Nef, K. Ein verlorenes Basler Gesangbuch (von Samuel Mareschall, 1594?). (Sonntagsbl. d. Basl. Nachr. 17, 1923, Nr. 9.)

Nef, Karl. Zum Jahrhundertjubiläum des Appenzellischen Landgesanges. (Appenzeller-Kalender auf das Jahr 1923.)

Nef, Karl. Franz Josef Leonti Meyer von Schauensee. (Besprechung der Schrift von Eugen Koller.) (Sonntagsbl. d. Basl. Nachr. 17, 1923, Nr. 1.)

Refardt, E. Aus der Geschichte der Musik in Basel. (Schweizer Blätter 1922, Sondernummer Basel.)

Refardt, E. Studien über den Rhythmus und seine Bedeutung. (Bulletin de la Société Union musicologique. La Haye 1923, III. 1.)

Refardt, E. Das Musikleben in der Schweiz. (Nationalzeitung Basel. Extranummer April 1923.)

Sondheimer, Robert. Die Sinfonien Franz Becks (betr. Lukas Sarasins Musikbibliothek). (Zeitschr. f. Musikwissensch. 4, 1922.) — Auch sep. Diss. Basel. Leipzig 1922.

Alioth, Marguerite. Martin Vogt 1781—1854. (Sonntagsbeilage des Tagblattes für das Birseck 1922, Nr. 7—12.)

IX. Sonstige Publikationen von Baslern und in Basel Lebenden ohne lokale Beziehungen.

Altwegg, Wilhelm. Schillers letztes Gedicht (im Stammbuch Christian von Mechels). (Basler Jahrbuch 1923.)

Bach, C. Einige Aufschlüsse über Psychanalyse und deren Grundlagen. (Evangel. Heilanstalt Sonnenhalde-Riehen, Jahresbericht 22, 1922.)

Bachofen, J. J. Oknos der Seilflechter. Ein Grabbild. Erlösungsgedanken antiker Gräbersymbolik (1859). Hrg. u. eingeleitet von Manfred Schröter. München [1923].

Barth, Albert. Der vaterländische und der völkerverbindende Gedanke in der Erziehung des Schweizers. (Vaterländ. u. internationale Ziele heutiger schweizer. Erziehung. 5 Reden an der allg. Vers. der Neuen Helvet. Ges. Cherbres 1921.)

Barth, Felix, und Oser, Wilhelm. Schweizerisches Arzneiverordnungs-Büchlein. 2., gänzl. umgearb. u. verm. Aufl. Basel, Schwabe, 1923.

Barth, Heinrich. Ethische Grundgedanken bei Spinoza, Kant und Fichte. Tübingen 1923.

Bauer, Ludwig. Briefe an Wilhelm. (S.-A.) (Basel, Nat.-Ztg., 1922.)

Bauer, Ludwig. Tagebuch aus Genua ([anläßlich der Internationalen Konferenz] April—Mai 1922). (S.-A.) Basel, Nat.-Ztg., [1922].

Bauer, Stephan. La réconstruction de la protection ouvrière internationale depuis la paix de Versailles. Lyon 1922.

Benz, Gustav. Von Christus ergriffen. Zwölf Predigten. Basel, Missionsbuchh., [1923].

Bernoulli, Carl Alb. Das Konzil von Nicäa. Habilitationsvorlesung 1896. Unveränderter Abdruck. Tübingen 1921.

Bernoulli, Carl Albrecht. Jakob Schaffner. (Der Lesezirkel, Jhg. 10, 1922/23, Heft 4. Zürich.)

Bernoulli, Hans. Impressionen vom Gartenstadtkongreß in London. (Sonntagsbl. d. Basl. Nachr. 16, 1922, Nr. 43/45.)

Bernoulli, H. Das Schaufenster. (Das Werk, Jhg. 9, 1922.)

Bertholet, Alfred. Buddhismus und Christentum. 3. Aufl. Tübingen 1923.

Bertholet, Alfred. Der Verfassungsentwurf des Hesekiel in seiner religionsgeschichtlichen Bedeutung. Habilitationsvorlesung 1896. Unveränderter Abdruck. Tübingen 1922.

Bietenholz-Gerhard, A. Die Siedlung. Siedlungsbewegung und Siedlungsfragen. Erlenbach-Zürich 2c. (1923). (Flugschriften der Quelle 6.)

Bing, Robert. Gehirn und Auge. 2., verm. u. neubearb. Aufl. München 1923.

Birkhaeuser, E. Scalae typographicae ex usu clinices ophthalmologicae bernensis, adoptotae a R. B'. . . . Ed. 2. Basel (1922).

Blocher, E(ugen). Zur Bundesgesetzgebung über das Alkoholwesen. (Rote Revue, Febr. 1923.)

Bucherer, E. Grundzüge der mathematischen Geographie und Astronomie für Schulen. 2. vermehrte und verbess. Aufl. Basel, G. Krebs, 1923.

Bunge, G. v. Die Quellen der Degeneration. 47./48. Tausend. Basel, F. Reinhardt, 1923.

Burckhardt, Wilhelm. Mich dürstet! Eine Passionspredigt. Basel, Missionsbuchh., 1923.

Christ-Iselin, W. The mystery of Cremona varnish. An attempted solution. Leipzig 1923.

Christen, Th(eophil). Die Währungsfrage, gemeinverständlich dargestellt von Th. Chr' (Georg Hammer). 4., von Otto Moos neu bearb. und erw. Aufl. Erfurt und Bern (1922).

Dick, Ernst. Der Mensch und sein Geld. Erfurt und Bern (1922).

Dick, Ernst. Die zwei Sozialismen. Eine Absage an den sterbenden Marxismus. Erfurt und Bern [1923].
Dietschy, Charlotte. Margarethe von Navarra in ihren Beziehungen zu Franz I. (Jahrb. der Schweizerfrauen 1920—1922. Basel 1922.)
Duhm, Bernhard. Israels Propheten. 2., verbesserte Aufl. Tübingen 1922.
Epicurus. Epistulae tres et ratae sententiae a Laertio Diogene servatae. Ed. P. Vonder Mühll. Lipsiae 1922.
Euler, Leonhard. Vollständige Anleitung zur Algebra. Neue Ausgabe. Leipzig [1923].
Faucherre, Henry. Bilder aus dem genossenschaftlichen Tier- und Pflanzenleben. Teil 1. Basel 1923.
Faucherre, Henry. Das Gesetz der Attraktion und der Repulsion in Dantes Göttlicher Komödie. [Basel 1923.]
Fichter, Fr. Anleitung zum Studium der chemischen Reaktionen und der qualitativen Analyse. 3. Aufl. Stuttg. 1922.
Fischer-Martig, M. Fröbel als Erzieher. Vortrag. — **Villiger**, E. Schwer erziehbare Kinder. Vortrag. Fortbildungskurs für Kindergärtnerinnen Basel 1922. Basel, Frehner, [1922].
Flury, S(amuel). The Kufic inscriptions of Kisimkazi Mosque, Zanzibar. London 1922. (Journal of the asiatic soc., Apr. 1922.)
Geering, Traugott, und **Hotz**, Rudolf. Wirtschaftskunde der Schweiz. 8., neue bearb. Aufl. Zürich 1923.
Gigon, Alfred. Über Zwergwuchs und Riesenwuchs. . . . (Schweizer. Arch. f. Neurologie 9/10, 1922.)
Goetzinger, F. Eugen Huber (1849—1923). (Sonntagsbl. d. Basl. Nachr., Jhg. 17, 1923, Nr. 20.)
Goetzinger, F. Das Recht am menschlichen Körper. (Sonntagsbl. d. Basl. Nachr. 17, 1923, Nr. 14.)
Häberlin, Paul. Der Beruf der Psychologie. Basel, Kober, 1923.
Häberlin, Paul. Der Leib und die Seele. Basel, Kober, 1923.
Heinzelmann, Gerh. Schicksal und Vorsehung. Ein kirchlicher Vortrag. Basel, Missionsbuchh., 1923.
Heinzelmann, [Gerhard]. Der Weg zum Selbst. Herborn 1922. (Christdeutsche Bücherei 3.)
Heusler, Andreas. Der Zivilprozeß der Schweiz. Mannh., Berl., Lpz. 1923. (Das Zivilprozeßrecht der Kulturstaaten Bd. 1.)
Heusler, Andreas (III). Nibelungensage und Nibelungenlied: Die Stoffgeschichte des deutschen Heldenepos. 2., umgearb. Ausgabe. Dortmund 1922 (1923).
Hilliger, Ludwig. Versuch einer Darlegung einer neuen Auffassung des Kosmos und was damit zusammenhängt. Basel 1923.
His, Eduard. Die rechtlichen Verhältnisse der Katholiken zu den Protestanten in der Schweiz nach dem neuen kanonischen Recht. Zürich 1922.
Hoffmann-Krayer, E. Volkskundliche Bibliographie für 1919. Berl. und Lpz. 1922.
H[offmann]-K[rayer], E[duard]. Steinlampen. (Schweizer Volkskunde 12, 1922.)
Huber, Johannes. Aufruf an die Grütlianer und andere ehrliche Schweizer. (Zürich 1923.)

Joel, Carl. Das logische Recht der Kantischen Tafel der Urteile. (S.-A.) (Berlin 1922.)

Landmann-Kalischer, Edith. Carl Spittelers poetische Sendung. (Schw. Monatsh. f. Pol. u. Kult. 3, 1923.)

Landmann, Edith. Die Transcendenz des Erkennens. Berlin 1923.

Landmann, J. Die Banken in der Schweiz. (Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 4. Aufl., Bd. 2. Jena 1923.)

Landmann, Julius. Motivenbericht zum Neuen Steuergesetz des Fürstentums Liechtenstein [Entwurf]. Mels 1922.

Botschaft des Liechtensteinischen Landtages zum Steuergesetz. [Ausgearb. von Julius Landmann.] (Vaduz 1922.)

Steuergesetz [für das Fürstentum Liechtenstein, ausgearb. von Julius Landmann]. (Vaduz 1923.)

La Roche, Emanuel. Indische Baukunst. Teil 2 u. 3. (4 Bde.) Basel, Frobenius, 1921/22.

Liechtenhahn, R(udolf). Die göttliche Vorherbestimmung bei Paulus und in der Posidonianischen Philosophie. Göttingen 1922. (Forschungen zur Religion u. Literatur des Alten u. Neuen Testaments. N. F. 18.) Habil.-Schr. Basel.

Ludwig, Carl. Der rechtliche Schutz der Auslandsschweizer. Referat. Zürich 1922.

Mez, A. Die Renaissance des Islams. ([Hrg. von Hermann] Reckendorf.) Heidelberg 1922. — Besprechung von R. Tschudi: Sonntagsbl. d. Basl. Nachr. 17, 1923, Nr. 27.)

Michels, Roberto. Le colonie italiane in Isvizzera durante la guerra. Roma (1922).

Michels, Roberto. La teoria di Marx sulla miseria crescente e le sue origine. Torino 1922.

Michels, Robert. Wirtschaft und Rasse. (Grundriß der Sozialökonomik, Abt. 2, Teil 1. 2. Aufl. Tübingen 1923.)

Nordmann, Achille. Les juifs dans le pays de Neuchâtel. (Musée Neuchâtelois 1922 et 1923.)

Nuesch, A. Grundzüge zur Liquidation des großen Krieges und zum Aufbau eines wirtschaftlich und politisch Neuen Europas. (Basel 1923.)

Pfuhl, Ernst. Malerei und Zeichnung der Griechen. 3 Bde. München 1923.

Pilgerlieder. Klänge aus dem Brüderkreise und für denselben. Gießen und Basel, Brunnenverlag, 1922.

Preiswerk, Paul. Lehrbuch und Atlas der zahnärztlich-stomatologischen Chirurgie. 2., umgearb. u. verm. Aufl. Hrg. von B. Mayrhofer. München 1922.

Rappard, Dora. Frohes Alter. 1. Aufl. Basel, Kober, 1923.

Rappard, Dora. Der Dienst der Frau in der Gemeinde Gottes. Meiringen 1922.

Rappard-Gobat, Dora. Fort, fort, mein Herz, zum Himmel! Gedichte. 3. Aufl. Basel, Kober, 1921.

Reber, Otto. Vom Wesen der Kunst und ihrer Bedeutung für die Allgemeinheit. Erlenbach-Zürich 1923.

Riggenbach, Eduard. Der Brief an die Hebräer, ausgelegt von D. E' R'. 2. u. 3. vielfach ergänzte u. bericht. Aufl. Lpz.-Erlangen 1922.

Riggenbach, Eduard. Auf den Trümmern Jerusalems. Ein erweiterter Vortrag. Basel, Missionsbuchh., 1923.
Rintelen, Friedrich. Giotto und die Giotto-Apokryphen. 2., verbess. Aufl. Basel, Schwabe, 1923.
Rößle, Robert. Wachstum und Altern. München 1923.
Rüegg, August. Dantes Divina commedia. Eine Gedenk-Rede. Freiburg i. Br. 1922.
Rüegg, A(ugust). Gral und Parzifal. Ansprache, gehalten anläßlich der Gralsfeier der Basler Katholiken. Basel, Basl. Volksbl., 1923.
Rüegg, August. Die Seele und die Welt. (Der Fährmann, hrg. von G. Keckeis. Freiburg i. Br. 1922.)
Sarasin, Fritz. Anthropologie der Neu-Caledonier und Loyalty-Insulaner. Berlin 1916—1922. (Nova Caledonia. Von F' S' und Jean Roux; Serie C.)
Sarasin, Paul. Über die blaue Randsichel bei partiellen Mondfinsternissen. (Verhandl. d. naturf. Ges. Basel 33, 1921/22.)
Schär, Joh. Friedr. Buchhaltung und Bilanz. 5., durchgesehene u. erweiterte Aufl. Berlin 1922.
Schär, Joh. Friedr. Allgemeine Handelsbetriebslehre. 5., erweiterte Aufl. Leipzig 1923.
Schär, Oscar. Der Kampf um die Zolltarifinitiative. (S.-A.) Basel, V.S.K., 1923.
Schär, Oscar. L'Union suisse des sociétés des consommation et la lutte contre le nouveau tarif protecteur inconstitutionnel. (Extr.) Bâle, U.S.C., 1921.
Schaub, Joh. Rud. Streifereien in den Gebirgsrevieren des Oberhasli, 1848 und 1859. (Jahresbericht der Sektion Basel S.A.C. 60, 1922.)
Schittler, Emil. Die Lebensgefährlichkeit der verschiedenen Formen der Mittelohreiterung. (S.-A.) Berlin 1922. Habil.-Schr. Basel.
Schoch, Paul. Kultur- und Wirtschaftsgeschichtliches aus dem hellenistischen Delos. Promotionsrede. Stuttg. 1923.
Schoch, Paul. Wirtschaftliches aus dem delischen Tempelarchiv. (Sonntagsbl. d. Basl. Nachr. 17, 1923, Nr. 38.)
Schwartz, Myrtil. Drei Giganten des Hochgebirges. Meine Erinnerungen an deren Besteigung. Basel, Druck- und Verlagsanst., 1921.
Schwarz, Rud. Die Aufgabe der Kirche und der Gemeinschaften gegenüber der Alkoholnot. s. l. 1921.
Senn, G. Untersuchungen über die Physiologie der Alpenpflanzen. (Verhandl. d. schw. naturf. Ges. 103, 1922.)
Siegfried, Paul. Jeremias Gotthelf. (Zum 125. Geburtstag.) (Basilisk 3, 1922, Nr. 40.)
Speiser, Felix. Decadence and preservation in the New Hebrides. (Reprinted from: Rivers, W. H. R. Essays on the depopulation of Melanesia. Cambridge 1922.)
Speiser, (Felix). Anthropologische Messungen aus den St.-Cruz-Inseln. (Arch. f. Anthropol. N. F. 17, 1922.)
Staehelin, Ernst. Der Jesuitenorden und die Schweiz. Geschichte ihrer Beziehungen in Vergangenheit und Gegenwart. Basel, Helbing & Lichtenhahn, 1923.
Staehelin, Ernst. Von Charles Secretan und den drei theologischen Ämtern. Tübingen 1923.

Staehelin, Félix. La question d'„Olitio" et le „castrum" Olten. (Revue des études anciennes, t. 24, 1923.)

Steiner, E. Die französischen Lehnwörter in den alemannischen Mundarten der Schweiz. Wien; Basel, Wepf, Schwabe & Co., 1921.

Steiner, G. Der große Kardinal. Zum 400. Todestag Matth. Schinners. (Basilisk Jhg. 3, 1922.)

Steinmann, P. Wesen und Wert der naturwissenschaftlichen Denk- und Betrachtungsweise. (Jahrbuch des Vereins schweizer. Gymnasiallehrer 51, Aarau 1923.)

Stückelberg, E. A. Die Entstehungsdaten der Lavez- und Speckstein-öfen. Ein Beitrag zur schweizer. Inschriften-Sammlung. (Anz. f. schw. Altertumsk. 25, 1923.)

Stückelberg, E. A. Heilige Familien und Familienheilige. (Basl. Zeitschr. f. Gesch. Bd. 21, 1923.)

Stückelberg, E. A. Alte Gewebe als Geschichtsquellen. (Basler Volksblatt 1923, 13. Mai.)

S[tückelberg,] E. A. Eine Helmdecke aus Pfauenfedern. (Anz. f. schw. Altertumsk. N. F. 24, 1922.)

Stückelberg, E. A. Inschriften des Frühmittelalters. (Zeitschr. f. schw. Kirchengesch. 17, 1923.)

Thommen, Rudolf. Ein Beitrag zur Geschichte des Waldshuter Krieges (1468). (Basl. Zeitschr. f. Gesch. Bd. 21, 1923.)

Villiger, E. Gehirn und Rückenmark. 8.—10. Aufl. Leipzig 1922.

Vischer, A. L. Barbed wire disease. A psychological study of the prisoner of war. Translated from the German, with additions by the author. With an introductory chapter by S. A. Kinnier Wilson. London 1919.

Vischer, Eberhard. Albrecht Ritschl. Zu seinem hundertsten Geburtstage. Tübingen 1922.

Vischer-Alioth, Elisabeth. Die Schweizer Arbeiterin in der Krisenzeit. (Jahrbuch der Schweizerfrauen 1920/1922. Basel 1922.)

Wackernagel, Jacob. Die Viehverstellung. Eine Sonderbildung der spätmittelalterl. Gesellschaft, dargestellt auf Grund italien., französ. u. deutscher Quellen. Weimar 1923.

Wagner-Groben, K. Himmlisches Licht ins irdische Dunkel. 5. Aufl. Stuttg. 1923.

Walser, Ernst. Zum fünfzigsten Todestag Alessandro Manzonis (22. Mai 1873). (Sonntagsbl. d. Basl. Nachr., Jhg. 17, 1923.)

Wick, W. Systematische Einführung in die Wirtschaftslehre. Stuttg. 1922.

Würz, Friedr. Muhammed und sein Werk. Stuttg. 1923. (Aus: Evang. Missionsmagazin 1922.)

Zehnder, L. Der Aufbau der Atome aus Uratomen. Vortrag. Tübingen 1922.

Zickendraht, Karl. Wie Wildenstein bernischer Amtssitz wurde. (Argovia 39, 1922.)

Zinkernagel, Franz. Goethes Ur-Meister und der Typusgedanke. Eine akadem. Rede. Zürich 1922.

Zschokke, F. Die Gemsen. Vortrag. (Jahrbuch des S.A.C. 56, 1921.)

Das künstlerische Leben in Basel

vom 1. November 1922 bis 1. Oktober 1923.

Ein Rückblick
auf Theater, Musik und bildende Kunst.

Von

Wilhelm Merian, E. Th. Markees, Wilhelm Barth u. H. Baur.

A. Theater.

In der Zeit von Donnerstag, den 17. August 1922, bis Donnerstag, den 31. Mai 1923, fanden insgesamt 349 Vorstellungen statt (im Vorjahre 338), davon 136 im Abonnement. Montag, Mittwoch, Donnerstag und Freitag waren wieder Abonnementstage. Unter den 213 Vorstellungen außer Abonnement finden sich 25 Volksvorstellungen, davon 6 Opern, 7 Operetten, 12 Schau- und Lustspiele, 5 Vorstellungen zu kleinen Preisen, 10 Matineen, 33 Nachmittagsvorstellungen, 5 Kammerspielabende im Stadtkasino, 27 Jugend- und Schülervorstellungen, 2 Benefizvorstellungen für die Alterskasse, 6 französische Ensemblevorstellungen, Schauspiele und Opern, 1 elsässische Dialektvorstellung, 3 Tanzveranstaltungen, 2 Bunte Abende, 10 Vorstellungen im Zyklus der Mai-Festspiele, 2 geschlossene Vorstellungen für den Bankpersonalverband, 6 für die Arbeiter-Union, 2 Freivorstellungen für die Arbeitslosen, 3 Vorstellungen in der Burgvogtei, 2 Veranstaltungen zugunsten des Basler Hochschultages und 1 Nachtfest zugunsten der Sommergagen des Personals, endlich vor dem 1. September,

dem Beginn der eigentlichen Spielzeit, 6 Freilichtaufführungen und 3 Operettenvorstellungen. An 8 Tagen mußte das Theater geschlossen bleiben.

Die Veranstaltungen setzen sich folgendermaßen zusammen: 34 Opern mit 123 Aufführungen (darunter 2 Ur-, 8 Erstaufführungen, 7 Neueinstudierungen), 14 Operetten mit 85 Aufführungen (darunter 5 Erstaufführungen, 3 Neueinstudierungen), 25 Schauspiele mit 67 Aufführungen (darunter 12 Erstaufführungen, 12 Neueinstudierungen), 11 Lustspiele mit 40 Aufführungen (darunter 1 Ur-, 6 Erstaufführungen, 3 Neueinstudierungen), 2 Märchen mit 16 Aufführungen (2 Erstaufführungen), 3 Tanzvorstellungen, 2 Bunte Abende, dazu französische Schauspiele und Opern.

Die Oper brachte zwei Uraufführungen, die Vertonung des Goetheschen „Satyros" von Waldemar von Baußnern und die musikalische Komödie „Der tote Gast" (nach einer Novelle von H. Zschokke) von José Berr. Baußnerns Werk blieb umstritten; es steht aber zweifellos intellektuell und technisch hoch und unterstreicht namentlich das Groteske, Faunische des Goetheschen Satyros mit modernsten Mitteln. Die Aufführung überwand die ganz außerordentlichen Schwierigkeiten, namentlich dank guter Orchestervorbereitung und der souveränen Interpretation der Titelrolle, glänzend und wurde im In- und Auslande viel bemerkt. Halten konnte sich das Werk im Spielplan nicht. Unter etwas ungünstigen Umständen, nahe am Saisonende, kam Berrs Komödie heraus; das nicht gleichmäßig starke, aber sympathische, an Richard Strauß geschulte Werk verdiente und fand aber einen freundlichen Erfolg. Wichtige Erstaufführungen sind außerdem zu verzeichnen. So wurde vor allem ein lang gehegter Wunsch Wirklichkeit: der „Parsifal" konnte in Basel gegeben werden. Das ist ein weithin sichtbares Verdienst der neuen Theaterleitung, ein um so größeres, als die Aufführung in jeder Hinsicht des Werkes würdig war. 15mal konnte er ge-

geben werden. Zu einer der besten Leistungen unseres Theaters gestaltete sich die Wiedergabe des Schubertschen Singspieles „Die Weiberverschwörung" („Der häusliche Krieg"). Ereignisse waren die Erstaufführungen der „Josephslegende" von Richard Strauß durch Ballettmeister Semmler aus Bern mit dem Tanzpaar Leontjew und Ami Schwaninger, des „Schatzgräbers" von Franz Schreker durch die Berliner Staatsoper, die daneben noch Mozarts „Don Juan" brachte, und dreier französischer Bühnenwerke durch Pariser Künstler — allerdings nicht ausschließlich erstklassigen — unter Kapellmeister Albert Wolff (Ravel: „L'heure espagnole", Bachelet: „Quand la cloche sonnera", Massenet: „Werther"). Alle diese Vorstellungen fanden im Zyklus der Maifestspiele statt. Erwähnenswert aus dem übrigen Spielplan sind noch die Erstaufführungen von Kloses „Ilsebill", Tschaikowskys „Eugen Onegin", beide vorzüglich ausgestattet, die Neueinstudierungen von Meyerbeers „Prophet", der keinen Anklang mehr fand, von Mozarts „Entführung", Smetanas „Verkaufte Braut", die wieder zum Allerbesten gehörte, und die Wiederaufnahme von Halévys „Jüdin", Mozarts „Zauberflöte" und vieler anderer Werke. Als Gäste kamen u. a. Baklanoff, Slezak und Tauber.

Das Schauspiel eröffnete die Spielzeit mit Burtes „Simson". Das gewaltige Werk mit seiner kraftvollen Sprache übte eine tiefgehende Wirkung. An Erstaufführungen sind außerdem anzuführen „Armut" von Anton Wildgans, „Hauch im All" von W. von Molo, „Und Pippa tanzt" von Gerhart Hauptmann, „Er ist an allem schuld" von Tolstoi, „Kain" von Koffka, „Karussell" von Verneuil, teils auf einer Kammerbühne im Hans Huber-Saal (neuer Casinosaal), teils im Großen Haus; dann als besonders gelungen „Der abtrünnige Zar" von Carl Hauptmann, „Michelangelo" aus Gobineaus „Renaissance" und „Hans Sonnenstößers Höllenfahrt" von Paul Apel. Ein Schwei-

zer Lustspielabend brachte Bührers „Didel oder Dudel“ und Moeschlins „Die zehnte Frau“. Die Münchner Kammerspiele boten Brechts „Trommeln in der Nacht“ und Strindbergs „Fräulein Julie“. Das französische Ensemble des „Vieux Colombier“ eroberte sich im Sturme die Sympathien des hiesigen Publikums und ließ es damit um so leichter die schon längere Zeit nicht mehr befriedigende Tournée Baret vergessen. Daneben kamen natürlich auch die Klassiker zu Wort (Wallensteintrilogie, Shakespeare, Hebbel, Grillparzer); gerade bei ihnen aber zeigte sich das mangelnde Interesse des Publikums für das Schauspiel besonders deutlich.

Dem Beginn der Saison vorangeschickt wurden einige Freilichtaufführungen auf der diesem Zwecke prächtig dienenden Batterie; hier kamen Wildes „Salome“ und das alte Urner Tellenspiel zu eindrucksvoller Wiedergabe.

In der O p e r e t t e fehlte es in diesem Jahr an einem guten Griff; neben den Erstaufführungen (Bredschneider, „Die beiden Nachtigallen“, Bromme, „Mascottchen“, Gilbert, „Die Frau im Hermelin“, Knopf, „Die Mädels von Davos“), die alle nur Negatives über dieses Genre aussagten, vermochte eigentlich am meisten ein alter, guter Bekannter zu fesseln, Offenbachs „Orpheus in der Unterwelt“, dem eine treffliche Neuausstattung zuteil geworden war. Am Ende der Saison wurde ein sensationelles Gastspiel der Kleinkunstbühne des „Blauen Vogels“ angehängt. Auch an Tanzabenden (Sacharoff, Gadescow, Sinding, Impekoven) fehlte es nicht.

Im November 1921 hatte der neue Direktor Otto H e n n i n g sein Amt angetreten. Er hatte mit Muße die neue Spielzeit vorbereiten können. Die Stetigkeit in der Führung zeigte sich denn auch im Resultat; es war eine ruhige und emsige Arbeit, die im Innern geleistet wurde. Noch trug sie in manchem den Stempel einer Übergangszeit, vieles wurde versucht, nicht immer war der Erfolg ein

positiver. Doch war das Provisorium der vorhergehenden Spielzeit überwunden, und in der neuen wird es aller Voraussicht nach noch besser werden als in der Zeit, die dieser Bericht umfaßt. Die Freilichtaufführungen müssen immer wieder versucht werden, sind aber sehr vom Wetter abhängig, weshalb man ihren Kassenerfolg nie voraussehen kann. Die Matineen fanden im ganzen ziemlich Anklang, weniger die Kammerspiele, sei es wegen der Wahl der Werke, sei es, weil Basel literarisch noch nicht reif genug ist zur Aufnahme problematischer moderner Literatur. Für die Schulen wurden geschlossene Vorstellungen veranstaltet, ebenso für gewisse Verbände, die das Theater für einen Abend „kauften" (Bankpersonal, Arbeiterunion). Daß im innern Betrieb rastlos und mit großer Opferfreudigkeit gearbeitet wurde und gearbeitet werden konnte, war nur möglich, weil die Fragen äußerer Natur, die im vorhergehenden Winter einen so großen Raum eingenommen und so viel Kraft absorbiert hatten (Organisation, Soziales), im Hintergrund verblieben. Die Betriebsform der „Genossenschaft des Basler Stadttheaters" ist formell bereinigt worden, indem sie neue Statuten und eine breitere Basis erhielt, wird aber erst in der Saison 1923/24 zur Auswirkung kommen, wenn die neue Theatervorlage im Großen Rat definitiv behandelt sein wird. Wie vorauszusehen war, ergab sich trotz allen Bemühungen auch aus dieser Betriebszeit, die wieder auf 10 Monaten Anstellungszeit beruhte, ein Defizit, und die Finanzen waren fortwährend Gegenstand größter Sorge. Dieser Sorge entsprang auch der Gedanke einer Lotterie, die man zugunsten des Theaterbetriebs zu unternehmen sich entschloß und die mit Genehmigung der Regierung auf das Ende des Winters ins Leben gerufen wurde. Der Hauptfaktor, um die finanzielle Situation des Theaters zu stärken, ist und bleibt aber der Besuch. Die fortwährend andauernde wirtschaftliche Krisis wirkt noch immer ungünstig ein, so daß trotz äußersten Anstrengungen eine wesentliche Besserung in diesem

Punkte ausblieb, eine Erscheinung, die übrigens bei allen Kunstinstituten sich bemerkbar macht. Dennoch ist zu hoffen, daß mit der Zeit und mit der unermüdlich versuchten Hebung der Qualität der Leistungen das Publikum wieder mehr Anteil am Theater nimmt und nehmen kann.

B. Konzerte.

Den offiziellen Anfang unserer Konzertsaison machen immer die Symphoniekonzerte der Allgemeinen Musikgesellschaft. Zwar beginnt das musikalische Leben Basels oft schon im September sich zu regen, aber die großen Konzerte fangen doch erst später an. Auch im vergangenen Winter konnten unsere Musikfreunde wieder die zehn Symphoniekonzerte genießen; sie standen unter der Leitung von Dr. Hermann Suter und zeigten in ihren Programmen das gewohnte Gepräge. Von einheimischen Solisten traten in diesen Konzerten auf Fräulein Anna Hegner und Herr Fritz Hirt; von ausländischen nennen wir Adolf Busch und Joseph Pembaur. Kammermusikabende fanden keine statt.

Vom Basler Gesangverein hörten wir im Münster am 9. und 10. Dezember die H-Moll-Messe von Sebastian Bach in einer sehr guten Aufführung, und der Frühling brachte uns — am 17. und 18. März — jenes andere große Werk desselben Meisters, das in unserer Stadt wohl das populärste Chorwerk darf genannt werden, die „Matthäuspassion". Am 17. und 18. Mai führte der Verein dann eine französische Schöpfung auf, „Romeo et Juliette" von Berlioz.

Der seit einiger Zeit unter der Leitung von Herrn Hans Münch stehende Bach-Chor trat zweimal vor die Öffentlichkeit, und zwar am 26. November mit drei Kantaten von Sebastian Bach und am 8. Juni mit einem Liederkonzert.

Der Basler Volkschor gab am 12. November in der Pauluskirche ein Liederkonzert. In einem zweiten Konzert, am 6. Mai, sang er Händels „Messias". Die Leitung des Chors liegt in den Händen von Herrn F. Küchler.

Das Orchesterkonzert der Basler Liedertafel (2. und 3. Februar) wies ein Programm auf, das Musik nur von schweizerischen Komponisten enthielt. Das Frühjahrskonzert (5. und 6. Mai) war ganz den kleinen Formen des Chorlieds gewidmet.

Der Basler Männerchor (Dirig. Herr Dr. Alfred Wassermann) veranstaltete zwei Liederkonzerte, das erste am 3. Dezember, das zweite am 27. Mai. Von auswärtigen Konzertgebern bot wohl das Beste das Orchester des Leipziger Gewandhauses 29. und 30. April.

C. Malerei und Plastik.

Der Überblick über das Kunstleben im Berichtsjahre, soweit es die bildende Kunst betrifft, beginnt, wie gewohnt, mit den monatlich wechselnden Ausstellungen in der Kunsthalle. Die beiden ersten hier zu erwähnenden fielen noch ins Jahr 1922. Im November lieh ein hiesiger Sammler dem Kunstverein einen Teil seines ostasiatischen Kunstbesitzes, bestehend in Theaterplakaten, japanischen Farbenholzschnitten und plastischen Werken. Die Ausstellung wurde erläutert durch den Begleittext im Katalog, wie durch Führungen und Vorträge. Gleichzeitig stellten Paul B. Barth und Numa Donzé Studien aus Algier aus. — Im Dezember fand die alljährliche Ausstellung sämtlicher Basler Künstler statt mit anschließender Weihnachtsverlosung. — Im Januar 1923 wurde der Nachlaß des schon 1911 tragisch aus dem Leben geschiedenen hochbegabten Schweizer Malers Hans Brühlmann nach langer Pause wieder einmal in Basel gezeigt, zugleich eine An-

zahl der neuesten Werke des Baslers Heinrich Altherr, der als Lehrer an der Kunstakademie in Stuttgart wirkt. — Der Februar war den Vorbereitungen auf das zweite Kunsthalle-Fest gewidmet, das, in ähnlichem Rahmen wie das vorjährige abgehalten, wieder einen ansehnlichen Reinertrag erzielte, zur Verteilung an die unter der Ungunst der Zeit leidenden Künstler. — Im März waren die meisten Räume der Kunsthalle dem Andenken an zwei jüngst Verstorbene geweiht, dem Maler Wilhelm Balmer und dem Bildhauer August Heer. Hinzu kam eine Auslese von Malerei und Graphik von C. Th. Meyer, worunter viele Werke der Frühzeit des Künstlers. — Im April waren die Aussteller ausschließlich jüngere Basler, Maler und Bildhauer, zum Teil in Gruppen vereinigt. Im großen Oberlichtsaal wurde zugleich die Sammlung des Kunstvereins gezeigt, die — ein Zeichen für die Raumnot in der Kunsthalle — in ihrem jetzigen Bestande in den ihr zugewiesenen Räumen des ersten Stockes nicht mehr untergebracht werden kann und periodisch wieder dem besuchenden Publikum vorenthalten bleiben muß. Die Sammlung blieb darum einen weiteren Monat hindurch ausgestellt, während im Mai die unteren Säle die Entwürfe für das Basler Wehrmannsdenkmal enthielten; aus dem Wettbewerb gingen als Preisträger und Empfänger des Auftrags der Gartenarchitekt Ed. Preiswerk und der junge Bildhauer Louis Weber hervor.

Den Hauptbestandteil der Juni-Ausstellung bildeten Gemälde von Ernst L. Kirchner, der, aus Berlin in die Schweizer Berge übergesiedelt, seit einer Reihe von Jahren in Davos wohnt. Am interessantesten waren diejenigen Werke von ihm, in denen sich die Eindrücke unsrer Gebirgswelt auf den modernen deutschen Maler widerspiegeln. Neben Kirchner stellten der Russe Robert Genin, die welsche Malerin Alice Bailly und verschiedene Basler aus.

Nach der Sommerpause waren zunächst im September

sämtliche Räume der Kunsthalle für die Wettbewerbe und Aufträge des staatlichen Kunstkredits reserviert. Ausgeschrieben war bloß ein großer allgemeiner Wettbewerb, für Bemalung des Strafgerichtssaales. Er führte zu keinem definitiven Resultat, sondern zu einer zweiten, engeren Konkurrenz. Aufträge wurden erteilt in den engeren Wettbewerben für das Treppenhaus der Töchterschule (Paul Wyß), für die Brunnenfigur im Inselschulhaus (Alex. Zschokke) und für graphische Aufgaben. Von den vielen Einzelaufträgen an bestimmte Künstler waren die wichtigsten die Wandbilder für das neue Zeughaus (Otto Plattner) und der Brunnen vor dem neuen Physikgebäude (Jacob Mumenthaler).

Die letzte hier zu erwähnende Ausstellung mit dem Thema „Basel und Umgebung", im Oktober, die zeigte, was Stadt und Landschaft von Basel für unsere Künstler bedeuten und wie sie ihr Schaffen befruchten, war außergewöhnlich stark besucht und wies auch einen sehr erfreulichen Verkaufsertrag auf, während sonst unsere Ausstellungen, und zwar gerade die bedeutenden darunter, hinsichtlich Besuch und Verkäufe viel zu wünschen übrig lassen.

In letzterer Hinsicht ist der Sektion Basel der Gesellschaft schweizerischer Maler, Bildhauer und Architekten ein außerordentlicher Erfolg beschieden gewesen mit ihrer Frühjahrsausstellung im „Großen Collmar", weniger schon bei einem zweiten Versuch in kleinerem Maßstab während der Schweizerwoche. Der Kunstsalon Rath, der sich hiefür zur Verfügung gestellt hatte, hat im übrigen seine früheren Veranstaltungen wieder eingestellt. Das Kunsthaus Pro Arte dagegen hält stetsfort seine Pforten für ältere und neuere verkäufliche Kunstwerke geöffnet.

Von den größeren Darbietungen des Kunstgewerbemuseums während des Berichtsjahres nennen wir die Ausstellungen Schwedischen Kunstgewerbes (De-

zember/Januar), ostasiatischer Kunst (Mai/Juni, mit Vorträgen von Prof. Grosse aus Freiburg), Drechslerei (Oktober/November).

Von Kunstwerken, die zum Schmuck der Stadt in Auftrag gegeben waren, wurden vollendet und enthüllt: die weibliche Figur von Bildhauer Jakob Probst in der Anlage auf der Steinenschanze und das Wandgemälde am Börsenanbau von Maler A. H. Pellegrini.

Außerhalb der Stadt wurde der Wendelin-Brunnen von Architekt Paul Artaria und Bildhauer W. P. Suter in Bettingen der dortigen Gemeinde mit einer besonderen Feier übergeben.

D. Architektur.

Über dem diesjährigen Bauen waltete der Unstern des Holzarbeiterstreiks. Viele Bauten mußten den Sommer über in halbfertigem Zustand bleiben und erhalten erst jetzt, wo es auf den Winter zugeht, die nötigen Balkendecken, Dachstühle, Läden, Fenster und Türen.

Wohnkolonien wurden zum Teil weiter ausgebaut, zum Teil neu begonnen, so am Morgartenring, Laupenring (Architekt Eckenstein), im langen Lohn (Prof. Bernoulli 206—52, Baugeschäft Aichner 253—75), an der Realpstraße (Architekt Eckenstein), Fasanenstraße und Schorenweg (Architekt Ernst Plattner), in Riehen und an der Glöcklihofstraße. Diese Bauten reihen sich, was Form und Art anbelangt, in üblicher Weise an die in den letzten Jahren entstandenen an.

Wohnbauten in der Stadt, sowohl einzeln als auch zusammengebaute, entstanden in größerer Zahl durch die Basler Baugesellschaft: an der Bartenheimerstraße, Ruffacherstraße, Bündnerstraße (12—20), Colmarerstraße (90—98), Chrischonastraße (59—67), Mittlerestraße (200 bis 212), Peter-Rothstraße (59—71). Ferner wurden von ver-

schiedenen Architekten und Baugeschäften Wohnbauten ausgeführt an der Neuweilerstraße, Lothringerstraße, Sängergasse, Turnerstraße, Vogesenstraße, Watstraße, Albanring, Reiterstraße, Gasstraße, Birsstraße, Neubadstraße, Thiersteinerallee und Engelgasse.

An Einzelhäusern oder Villen entstanden in diesem Jahr verschiedene Bauten. An der Kleinhüningerstraße 55 das Wohnhaus des Herrn Dr. Koechlin-Orelli (Architekt Walter Faucherre), in feinsinniger Art zum Klybeckschlößli gestimmt, ferner an der Marschalkenstraße Einzelhäuser durch die Architekten O. Bernauer (33) und Burckhardt & Wenk (55 und 57), an der Realpstraße (69) und Göschenenstraße (70) Häuser durch Prof. Bernoulli.

In erfreulicher Weise wurde mit den Bauten auf dem Bruderholz wieder begonnen, nachdem einige Jahre die Bautätigkeit dort oben eingeschlafen war. Als Einzelhaus entstand: das Haus Bruderholzallee 74 von Prof. Bernoulli. In Gruppen bauten die Architekten Von der Mühll & Oberrauch, sowie Steuer & Fein an der Drosselstraße. Die Gruppe von Von der Mühll & Oberrauch erfreut den Beschauer durch lebhafte Gestaltung. Unterhalb des Bruderholzes, an der Gundeldingerstraße wurden die Wohnhausgruppen von Widmer & Calini erstellt und schließen an die letztes Jahr gebauten Häuser der Solothurnerstraße an.

Der A. C.-V. baute Häuser mit Läden an der Schorenstraße und Morystraße, letzteres zur Kolonie Gartenfreund gehörend. Die Genossenschaftszimmerei errichtete Häuser an der Grenzacherstraße.

In und um Riehen finden wir außer Einzelwohnbauten Haus Dr. Rütimeyer, Sandreuterweg 37, Haus Gemp-Unold, Riehenstraße 300 (Preiswerk & Co.), Haus Dr. Veillon (Burckhardt & Wenk), Zwei- und Mehrfamilienhäuser an der Niederholzstraße, Wenkenhofstraße, am Niederholzboden und Gstaltenrainweg.

Industriebauten und Bauten, welche in dieses

Gebiet gehören, entstanden hauptsächlich in Verbindung mit dem Kleinhüninger Rheinhafen. An das idyllische Kleindörfchen anschließend entstanden längs dem Hafen große Kranbahnen mit zwei mächtigen Kranen, die die ankommenden Waren in die neuerbauten Lagerhäuser heben. Die Kranbesorgung bedingt bauliche Konstruktionen, die für unser Gebiet neu sind. Dort sieht man auch mit Bedauern die verheerende Wirkung des diesjährigen starken Orkans, der ein im Bau befindliches Lagerhaus zerstörte. Verschiedene Fabriken vergrößerten ihre Gebäulichkeiten. An der Horburgstraße entstand ein Silogebäude, Durand & Huguenin errichteten einen Turmaufbau für Destillation, an der Nauenstraße 65 erbaute Architekt Eckenstein ein Geschäftshaus. In diesem Zusammenhang muß noch das Generatorenhaus für das Gas- und Wasserwerk (Pumpwerk) in den langen Erlen genannt werden, es ist ein einfacher, klarer Bau von Architekt Faucherre.

Durch das Baudepartement wurde auf dem Gottesacker an der Horburgstraße hinter dem Krematorium eine Urnenhalle gebaut, die in moderner Weise bemalt wurde.

Im Freidorf auf dem Schänzli im Muttenzerbann ist noch als Abschluß der in den letzten Jahren entstandenen Wohnkolonie das „Genossenschaftshaus" gebaut worden (Architekt Hannes Meyer). Inmitten der 150 Wohnhäuser am großen Spielplatz gelegen, enthält es einen großen Saal, Sitzungszimmer, Turnsaal, Speiseräume, Schulzimmer usw. Mit streng rhythmischen Fensterreihungen und einem übereckgestellten Dachreiter übernimmt das Gebäude die architektonische Dominante der ganzen Anlage.

Basler Chronik

vom 1. Oktober 1922 bis 30. September 1923.

Von H. L. Freyvogel.

Oktober.

1. In der ersten Vortragsmatinee liest Anton Wildgans aus seinen Dichtungen vor.

5. Der Große Rat behandelt zahlreiche Petitionen, genehmigt Nachtragskredite in der Höhe von 142 000 Fr. (u. a. für das Zollfreilager) und wählt als Ersatzrichter in das Appellationsgericht A. Weber (komm.), als Bankratsmitglied der Kantonalbank Dr. Wieser (komm.) und als Mitglied der Rechnungskommission H. Baumgartner-Mica (soz.). In einer langen Nachmittagssitzung erledigt er sodann in zweiter Lesung die Vorlage betr. die kantonale Krisenhilfe, die gemäß den Anträgen der Mehrheit mit geringen Änderungen angenommen wird.

6. 60jährig stirbt Henri Pronier, ein bekannter Vorkämpfer der Genossenschaftsbewegung und Redaktor der „Coopération“. Als Mitglied der soz. Partei gehörte er auch einige Jahre dem Großen Rate an.

7. Der staatsrechtl. Rekurs Dr. Peter gegen das Gesetz betr. Steuererleichterungen vom 8. Juli wird vom Bundesgericht abgewiesen.

8. Der von der evang. ref. Kirche für Verwaltungszwecke erworbene Bischofshof wird nach kunstvoll durchgeführter Renovation seiner Bestimmung übergeben.

Der Basler Musikverein begeht sein 50-, der Deutsche Liederkranz sein 60jähriges Jubiläum.

11. Der König von Italien reist mit seiner Familie zu dem Besuch nach Brüssel über Basel. — Für ein Volkshaus verlangt die Regierung vom Großen Rat einen Kredit von 1 880 000 Fr. auf Rechnung des Staatsvermögens.

12. Der Große Rat genehmigt in 2. Lesung den Beschluß betr. Wartegeld für die Hebammen, lehnt die regierungsrätliche Vorlage betr. Übernahme der Grenzkontrolle durch den Kanton ab und tritt nach Bewilligung verschiedener Kredite in die Behandlung der Initiative betr. Zulassung der Ordensangehörigen zur Lehrtätigkeit ein. Nach langer Diskussion wird sie mit 69:29 für unerheblich erklärt.

Die Kohlenarbeiter treten infolge Arbeitsvertragsdifferenzen in den Streik.

14. An der 60jährigen Jubiläumsfeier des Deutschen Hilfsvereins in der Mustermeßhalle hält der badische Staatspräsident Prof. Dr. Hummel die Festrede.

15. In der Gewerbehalle wird eine Ausstellung von Tischgeschirr aus alter und neuer Zeit eröffnet. In der Mustermesse veranstaltet der A. C. V. mit verschiedenen landwirtschaftlichen Genossenschaften eine „Interkantonale genossenschaftliche Obstschau".

Mit dem heutigen Tag tritt die Schülerunfall- und Lehrerhaftpflichtversicherung in Kraft.

Auf St. Chrischona brennt dieses Jahr zum zweitenmal, wie man glaubt, infolge Selbstentzündung die mit Heu und Weizen angefüllte Scheune nieder.

16. Im Literarischen Zirkel liest H. Burte aus eigenen Dichtungen.

17. Die literarischen Vortragsabende des Quodlibet werden mit einem glänzenden Vortrag von U. v. Wilamowitz-Moellendorf, „Der Untergang der Antike", eröffnet.

19. In Anwesenheit von Regierungsvertretern wird die Teilstrecke Muttenz—Pratteln der Überlandbahn Basel—Liestal eröffnet.

20. Im Verein schweizerischer Literaturfreunde ist Th. Bärwart zu Gast.

21. Eine Versammlung nichtsozialistischer Vereine nimmt Stellung zum Bau eines Volkshauses und verlangt daneben die staatliche Subvention eines Gesellschaftshauses. — Es wird für die weitere Unterstützung der Rußlandkinderhilfe gesammelt.

22./26. Für das Werk der Basler Gemeindeschwestern vom Roten Kreuz finden in der Schmieden- und Safranzunft ein Bazar und Unterhaltungsabende, in der Predigerkirche ein Konzert „Sonntagsmusik" und in der Burgvogtei Theateraufführungen statt.

22. Die Historisch-antiquarische Gesellschaft beginnt ihr Wintersemester 1922/23 mit einem Vortrag von P. Kölner: „Odyssee zweier Basler im achtzehnten Jahrhundert." Zum Präsidenten wurde gewählt Herr Dr. Carl Bischoff.

24. Mit einem Konzert im Musiksaal begeht der Männerchor Spalen sein 25jähriges Stiftungsfest.

26. In einem Lager- und Autoschuppen auf dem Dreispitz bricht Feuer aus, das größeren Schaden anrichtet. — Im Bernoullianum redet Prof. Dr. A. Borrel, Direktor des hygienischen Instituts in Straßburg, über „Pasteur et son œuvre".

27. Die Messe läutet ein. Während sie an Quantität sehr zugenommen hat, ist die Qualität eher im Zurückgehen.

28. Zugunsten eines Hochschulsanatoriums in Leysin veranstaltet die hiesige Studentenschaft im Theater eine Soirée und im Stadtkasino einen akademischen Ball. Der Gesamtertrag des Tages ergibt 14 608 Fr.

28./29. Nach mäßiger Propaganda und bei einer Beteiligung von rund 80 % wird in den Ständerat mit 13 155 Stimmen gewählt der bisherige Vertreter der Blockparteien Dr. V. E. Scherer. Der Vertrauensmann der Sozialisten und Grütlianer G. Wenk machte 8150 Stimmen. Die Kommunisten enthielten sich der Wahl. — Für die Nationalratswahlen hatten für die 7 Sitze 7 Parteien Listen mit insgesamt 40 Kandidaten eingereicht. Die radikal-demokratische, die liberale, die katholische Volks- und die Bürger- und Gewerbepartei einerseits, die Sozialdemokraten, die Grütlianer und die Kommunisten andererseits waren Listenverbindungen untereinander eingegangen. Dem Bürgerblock fielen mit 93 176 Stimmen vier, dem Linksblock mit 82 321 Stimmen drei Sitze zu. Gewählt wurden die bisherigen baselstädtischen Vertreter Dr. A. Belmont (komm.) mit 7980, R. Gelpke (Bürgerpartei) mit 6090, Dr. F. Hauser (soz.) mit 15 427, Dr. R. Miescher (lib.) mit 9597, Dr. O. Schär (rad.) mit 7310, F. Schneider (soz.) mit 14 634 und M. Zgraggen (kath.) mit 6925 Stimmen. Ohne Vertreter blieben die Grütlianer. Außer Gelpke waren sämtliche Kandidaten kumuliert.

79 Jahre alt, stirbt Dr. Benjamin Siegmund-von Glenk, Alt-Schlachthausdirektor und Dr. med. vet. hon. c., bekannt durch seine seinerzeit erfolgreich geführte Tätigkeit gegen das Schächten und die von ihm erfundene Schußmaske.

Auf dem Kannenfeldgottesacker wird für die im Weltkrieg gefallenen Franzosen in solennem Akt ein Denkmal eingeweiht.

30. Der neugewählte Ordinarius der lateinischen Philologie, Prof. Dr. G. Jachmann, Nachfolger von Prof. Johannes Stroux, hält seine Antrittsvorlesung über „Kaiser Augustus und die augusteische Literatur".

31. Im Winter 1922/23 finden folgende akademische Vorträge statt: 31. Okt. Prof. G. Senn: „Weihrauch

und Myrrhe"; 14. Nov. Prof. H. K. Corning: „Über Teilung und Wachstum im tierischen Organismus"; 21. Nov. Prof. E. Wölfflin: „Die Sprache der Augen"; 5. Dez. Prof. A. Buxtorf: „Peter Merian und die Geologie der Gegend von Basel"; 19. Dez. Prof. E. Riggenbach: „Auf den Trümmern Jerusalems"; 9. Jan. Dr. H. Barth: „Ethische Grundgedanken bei Spinoza, Kant und Fichte"; 23. Jan. Prof. E. St. Faust: „Die Gifte in der Weltgeschichte"; 6. Febr. Prof. F. Götzinger: „Das Recht am menschlichen Körper"; 27. Febr. Prof. W. Bruckner: „Von den Schicksalen der germanischen Sprachen auf dem Boden des alten römischen Reiches"; 6. März Prof. E. Ruck: „Der freie Rhein".

Witterung: Die Temperaturabweichung vom Normalwert beträgt — 2,2 ° C; die Niederschlagsmenge zeigt ein Plus von 21 mm, während die Sonnenscheindauer ein Minus von 58 Stunden aufzuweisen hat.

November.

1. Prof. Dr. Siebenmann tritt als Vorsteher der oto-laryngologischen Klinik zurück. Zahlreiche Abschiedsfeierlichkeiten finden für den verehrten Lehrer statt.

2. Das Freskogemälde von H. Rohner über dem Hauptportal der Martinskirche wird enthüllt.

3. Der langjährige Kreiskommandant Major Ferd. Zweig tritt von seinem Amte zurück.

4. Mit Ansprachen der Herren Prof. H. A. Schmid und Dr. R. Riggenbach werden das Bachofen-Burckhardt-Haus und der Augustinerhof, in denen Teile der öffentlichen Kunstsammlung Aufnahme gefunden haben, eingeweiht.

5. Im Konservatorium findet zur Einweihung der von O. Roos geschaffenen Hans-Huber-Büste eine Feier statt.

6. Anläßlich des 60. Geburtstages von Gerhart Hauptmann hält im literarischen Zirkel des Quodlibet Prof. H. Borcherdt aus München die Festrede.

Dr. S. Loeschcke spricht in einem inhaltsreichen Vortrag über „Das römische Trier".

7. Der Weitere Bürgerrat genehmigt nach längerer Diskussion den Ratschlag betr. die Erweiterung des Bürgerspitals.

9. Der Große Rat behandelt zwei Interpellationen: Wenk-Löhrer betr. den Ausschluß gewisser Berufskategorien von der Arbeitslosenunterstützung und Dr. V. E. Scherer über die seuchenpolizeiliche Beschränkung der Schlachtvieheinfuhr. Er wählt ferner zu einem Mitglied des Bankrates der Kantonalbank den Sozialisten A. Duthaler und tritt dann in die Beratung der Initiative betr. die Gewährleistung und Unterstützung der freien Schulen durch den Staat ein.

Im Alter von 70½ Jahren stirbt Herr Erich Settelen-Hoch, Präsident des Bankrates der eidg. Volksbank, Filiale Basel, eine in kaufmännischen und geselligen Kreisen Basels geschätzte Persönlichkeit und eifriger Vertreter des freien Christentums.

10. Herr A. Heider, Güterverwalter der S.B.B., feiert sein 50jähriges Dienstjubiläum.

11./13. Im Basler Kunstverein redet Dr. K. With aus Köln über „Plastik und Malerei Ostasiens".

13. Prof. Dr. P. Häberlin hält seine Antrittsvorlesung über den Beruf der Psychologie.

Aus der hiesigen Synagoge wird ein wertvoller achtarmiger Leuchter gestohlen.

15. Die evang. ref. Kirchensynode genehmigt Budget und Steuerzuschläge für 1923, stimmt der Revision des Konkordates betr. die gegenseitige Zulassung der evang. ref. Pfarrer zu. Prof. D. Böhringer berichtet über

eine allgemeine evang. Hilfsaktion zugunsten der notleidenden Kirchen Europas und ihrer Liebeswerke.

Das Stadttheater feiert G. Hauptmanns 60. Geburtstag durch die Aufführung seines Märchenstückes „Und Pippa tanzt".

Frau Dr. Lüders, Mitglied des Deutschen Reichstags, hält einen Vortrag über „Die Frau im politischen Leben".

16. Eingeladen von der allg. Studentenorganisation, redet der indische Philosoph Inayat Khan über „The Message" (Botschaft des Sufiordens).

17. Die Universität begeht ihren Dies academicus. Der Rektor Prof. Dr. Paul Simonius hält die Festrede über „Der wissenschaftliche Charakter der Jurisprudenz". Dem Akt in der Martinskirche folgen das akademische Festessen, ein farbenfroher Umzug und ein Kommers der Korporationen.

In der Aula spricht Prof. B. Bouvier über „Le voyage sentimental de J. J. Rousseau autour du lac de Genève".

Zugunsten der notleidenden Armenier veranstaltet der Pianist E. Henneberger mit andern Solisten ein Wohltätigkeitskonzert.

21. Die hiesigen Buchdrucker schließen sich einem in der Schweiz ausbrechenden, politischen Charakter tragenden Typographenstreik an. Die dadurch betroffenen Zeitungen „Basler Anzeiger", „Basler Nachrichten" und „Nationalzeitung" geben die täglich einmal erscheinende „Basler Presse" heraus.

22. Im Münster wird anläßlich des 250. Todestages von H. Schütz eine musikalisch-kirchliche Gedenkfeier veranstaltet.

23. Großer Rat: Nach der Genehmigung von 82 Bürgeraufnahmen und der Annahme eines Beschlusses betr. Landerwerbung an der Grenzacherstraße fährt der Rat

in der Verhandlung über die freien Schulen fort. Nach langer, oft erregter Debatte, an der sich 22 Redner beteiligen, wird mit 91 gegen 18 Stimmen die Unerheblicherklärung der Initiative beschlossen.

Eine von der Universität Basel zugunsten der Wiener Hochschule veranstaltete Sammlung ergibt 4425 Fr.

74 Jahre alt, stirbt Dr. hon. c. Paul Miescher, mehr als 30 Jahre Direktor des Gas- und Wasserwerkes, ein eifriger Förderer der Rheinschiffahrt.

27. In der ersten Wintersitzung der Statistisch-volkswirtschaftlichen Gesellschaft spricht Dr. H. Renfer über das Abkommen zwischen Deutschland und der Schweiz betr. die gemeinsame Hilfsaktion zugunsten der bei deutschen Lebensversicherungen Versicherten.

28. Im dichtbesetzten Kasinosaal spricht der Großindustrielle und frühere französische Wiederaufbauminister G. Loucheur über die „Europäische Krise und die Mittel zu ihrer Beseitigung".

Im zweiten literarischen Vortragsabend des Quodlibet liest Lia Rosen aus der Bibel, aus Goethe und Dostojewski vor.

30. Nach der Behandlung zweier Interpellationen betr. „Arbeitslosenschutz" und „den Betrieb des Basler Rheinhafens" wählt der Große Rat eine siebengliedrige Krisenkommission. Sodann berät er die Vorlage betr. die Anschaffung eines Hafendampfers und beschließt Überweisung an eine Kommission. Endlich wird der Bericht der Rechnungskommission über die Staatsrechnung von 1921 genehmigt und ein außerordentlicher Kredit von 40 000 Fr. an das Betriebsdefizit des Kinderspitals genehmigt.

30. Im Vereinshaus tritt die Haaß-Berkow-Truppe mit Mysterien- und Märchenspielen auf.

Auf der Reise an die Orientkonferenz in Lausanne passiert die russische Delegation mit Tschitscherin an der Spitze Basel.

Witterung: Temperaturabweichung vom Normalwert = — 0,6 ° C; die Niederschlagsmenge zeigt ein Plus von 5 mm, während die Sonnenscheindauer ein Minus von 8 Stunden aufzuweisen hat.

Dezember.

1. Die freiwillige Schulsynode hält ihre 30. Jahresversammlung ab. Nach Erledigung des geschäftlichen Teils reden die Herren Dr. W. Brenner und Dr. H. Gschwind über „Freie Schule und Staatsschule".

2. Im Alter von 57 Jahren stirbt Dr. Carl Bischoff-Hoffmann, Direktor der Baugesellschaft, Mitglied des Weitern Bürgerrates und Präsident der Histor.-antiquar. Gesellschaft.

2./3. Die sozialistische Initiative über die Vermögensabgabe wird in Basel bei gewaltiger Stimmbeteiligung von 81,78 % mit 19 812 Nein gegen 7534 Ja, in der Schweiz mit 735 894 Nein und 109 686 Ja und durch sämtliche Stände verworfen. Der Abstimmung waren zahlreiche aufklärende Vorträge über die Gefahr einer Annahme für die Kreditfähigkeit der Schweiz vorausgegangen.

4. Im literarischen Zirkel des Quodlibet ist der Dichter E. von Bodman zu Gast.

5. Der Sekundärarzt der Friedmatt, Dr. O. Hinrichsen, ist zum Direktor der Heil- und Pflegeanstalt Herisau gewählt worden.

6. 80jährig stirbt E. Passavant-Allemandi, Privatbankier und tätiger Kunstfreund.

7. Im „Plattdütsche Klub" Basel rezitiert der Hamburger E. Schnackenburg aus Dichtungen von K. Groth, Th. Storm und F. Reuter.

Der Große Rat beschließt die Herabsetzung des Gaspreises von 35 auf 30 Rp. pro m³. In erster Lesung wird im weitern das Wirtschaftsgesetz durchberaten.

8. Unter den Auspizien der Société d'Etudes françaises de Bâle spricht D. Michenot, Professor zu Straßburg, über „La Fontaine et les Fables".

9./10. Richterwahlen. Während die bürgerlichen Parteien für die Teilerneuerung des Zivil- und Strafgerichtes eine gemeinsame Liste aufstellen, portieren die Sozialdemokraten je drei Kandidaten; die Kommunisten rücken sogar mit einer vollständigen Liste auf. Bei einer Stimmbeteiligung von 33 % werden im ersten Wahlgang für die 7 Sitze ins Zivilgericht bei einem absoluten Mehr von 5127 sämtliche portierten Blockkandidaten, die Herren C. E. Burckhardt, H. Jezler, O. Stehle-Plattner, J. Liechti, Dr. L. Siegmund und A. Portmann mit 6821—6611 Stimmen gewählt; die sozialistischen Kandidaten machen zwischen 1537 und 1454, die kommunistischen zwischen 1915 und 1668 Stimmen. Ins Strafgericht werden die Bürgerlichen F. Keller, Dr. H. Fäh, G. Passavant, Dr. H. Kramer und Dr. O. Kully mit 6848—6663 Stimmen gewählt (absolutes Mehr 5081). Die Sozialisten erhielten 1885—1708, die Kommunisten 1642—1436 Stimmen. Als Appellationsrichter wird unbestritten mit 7596 Stimmen gewählt Prof. Dr. A. Simonius.

Nach der wohlgelungenen Aufführung von Bachs H-Moll-Messe feiert der Basler Gesangverein in kleinem Kreise das 25jährige Sängerjubiläum der hochgeschätzten Künstlerin Frl. M. Philippi.

Anläßlich seines 40jährigen Bestehens veranstaltet der Basler Philatelisten-Verein eine Briefmarkenausstellung.

11. In der Statistisch-volkswirtschaftlichen Gesellschaft redet Bankier Alfred Sarasin, schweiz. Delegierter in der Finanzkommission für Österreich, über die „Kreditaktion des Völkerbundes für Österreich".

12. Auf Einladung der Regenz spricht der Austausch-

professor Prof. Braun von der Columbia University in New York über „Amerikanische Probleme".

In Basel gastiert im „Raub der Sabinerinnen" Herr C. W. Büller als Emanuel Striese, zugleich sein 25. Jubiläum seit seinem hiesigen ersten Auftreten feiernd.

14. Im Verein für schweiz. Literaturfreunde redet der Kunstwart-Redaktor Dr. E. K. Fischer über „Das neue deutsche Drama".

Der Große Rat behandelt die Vorlage betr. das Volkshaus. Nach längerer Eintrittsdebatte erledigt er sie mit unwesentlichen Abänderungen. Der Kredit von 1 800 000 Fr. nebst 50 000 Fr. Staatsbeteiligung an der Betriebsgenossenschaft, sowie einem solchen von 5000 Fr. zu Vorstudien für den Bau eines Gesellschaftshauses werden genehmigt.

76 Jahre alt, stirbt der Begründer des „Blauen Kreuzes" in Basel, A. Nabholz.

14. Die venia legendi des Herrn Dr. W. von Olshausen für Philosophie ist erloschen; dem Herrn Dr. E. Rothlin ist eine solche für Physiologie erteilt worden.

15. Eingeladen von der Statistisch-volkswirtschaftl. Gesellschaft redet vor zahlreichem Publikum Prof. Dr. Dernburg, Reichstagsabgeordneter und Staatsminister a. D., über „Die Stabilisierung der Mark".

Nach 21maligem Erscheinen wird die „Basler Presse" nach erfolglos ausgelaufenem Typographenstreik von den wieder normal erscheinenden bürgerlichen Zeitungen abgelöst.

16./17. Im zweiten für den noch unbesetzten Strafgerichtssitz nötigen Wahlgang wird unter Verzicht der Kommunisten mit 280 von 323 abgegebenen Stimmen der Sozialdemokrat M. Dubak gewählt.

16. Zum Oberbibliothekar der hiesigen öffentlichen Bibliothek wird gewählt Prof. Dr. G. Binz, Vizedirektor der schweiz. Landesbibliothek.

58 Jahre alt, stirbt G. Thommen-Flubacher, Direktor der Eisenkonstruktionsfirma Buß A.-G. — Von langem Leiden wird erlöst R. A. Müller, der erste Direktor des zoolog. Gartens.

Der Basler Literaturkredit für 1922 wird verwendet, um den Schriftstellern Ruth Waldstetter, C. A. Bernoulli, F. Möschlin, Dom. Müller und S. Lang eine Ehrengabe und J. Schaffner für seinen Jugendroman „Johannes" einen Ehrenpreis zuzuerkennen. Ferner erhält F. Liebrich für die Herausgabe seiner Gedichtsammlung „Meine Stadt" eine Subvention.

17. Im Theaterverein redet Prof. O. Bie über „Operette, Couplet und Chanson".

17./18. Beim Bundesplatz wird der Maurer M. Brugnoni von einem Auto überfahren und getötet, während am 19. in der Gerbergasse J. Unternehr aus St. Louis den Folgen eines Tramunfalls erliegt.

19. Im Alter von 98¾ Jahren stirbt in Riehen der älteste Kantonsbürger J. J. Basler-Gysin.

20. Es hat sich eine private Bürgschaftsgenossenschaft für Kleinhandwerker und Arbeiter gebildet. — Das Budget des Kantons Baselstadt sieht für 1923 bei rund 36 Millionen Einnahmen und 45½ Millionen Ausgaben ein mutmaßliches Defizit von rund 9½ Millionen vor.

21. Großer Rat. Eine von Dr. Wieser (komm.) gestellte Interpellation betr. eine Weihnachtsgabe an die Arbeitslosen ruft eine lebhafte Debatte hervor. Die in einen dringlichen Anzug umgewandelte Anfrage wird vom Rat mit 58:55 Stimmen verworfen. Auf den Anzug Dr. Oeri (lib.) betr. Einführung der Listenverbindung für die kantonalen Wahlen wird mit 59 Linksblock- gegen 58 bürgerliche Stimmen nicht eingetreten. Bei den Wahlen für die Ersatzrichter ins Appellations-, Straf- und Zivilgericht werden 4, resp. 5, resp. 6 Bürgerliche und 2, resp. 5, resp. 6 Sozialdemokraten oder Kommunisten gewählt.

22. Von bürgerlicher Seite ist für die Listenverbindung die Initiative, gegen die Volkshausvorlage das Referendum ergriffen worden.

23. Das Kommando des Bataillons 97 wird Major P. Ronus übertragen. — Es werden befördert zu Oberleutnants die Leutnants H. Bertolf, P. His, W. Kling, G. Meister, J. Wagner und P. Zschokke, zu Leutnants Fourier J. Peyer (Quartiermeister), Wachtmeister A. Knittel und die Korporale H. Bossi, A. Gehr, M. Sarasin und E. Vischer. — Zum Geistlichen der Strafanstalt und der Friedmatt wird gewählt Pfarrer B. Menet.

24. In Arlesheim stirbt im Alter von 85 Jahren Alt-Bundesrat Oberst Emil Frey, Dr. hon. c., Landschreiber und Regierungsrat von Baselland, Redaktor der „Basler Nachrichten", Nationalrat, von 1882 bis 1888 Gesandter in Washington, Redaktor der „Nationalzeitung", von 1890 bis 1897 Bundesrat und Vorsteher des Militärdepartements, von 1890 bis 1921 Direktor des Internationalen Bureaus der Telegraphenunion. Unter gewaltiger Beteiligung von Bevölkerung und Behördendelegationen wird er in Arlesheim zu Grabe geleitet.

25. 74 Jahre alt, stirbt Alt-Sekundarlehrer A. Strub-Lauffer in Riehen, langjähriger Vertreter Riehens im Großen Rat.

26. Herr H. Schneeberger-Sollberger, Seniorchef und Gründer der Eisenhandlung Hans Schneeberger & Cie. A.-G., wird, 66jährig, von schwerer Krankheit durch den Tod erlöst.

28. Der Reveillechor der Basler Liedertafel veranstaltet unter Mitwirkung von Frl. M. Philippi und der Herren Rehberg und Hirt ein gut besuchtes Wohltätigkeitskonzert „für das Alter". — Der Basler Architekt Prof. Hans Bernoulli ist zum auswärtigen Mitglied der Berliner Akademie der Künste ernannt worden.

31. In der Silvesternacht brennt in Dornach das „Goetheanum“, das Zentrum der Anthroposophen, vollständig nieder. Am Neujahrstag findet eine wahre Völkerwanderung ins Birseck statt.

Witterung: Die Temperaturabweichung vom Normalwert beträgt + 1,8 ° C; die Niederschlagsmenge zeigt ein Plus von 40 mm, während die Sonnenscheindauer ein Minus von 20 Stunden aufzuweisen hat.

Januar.

1. Nach 50jähriger Tätigkeit tritt Herr J. Bickel, Chef der Basler Telephonverwaltung, in den Ruhestand; sein Nachfolger wird Herr E. Sandmeier aus Bern.

Zum erstenmal erscheint periodisch ein satirisch-lokalpolitisches Blatt, die „Rathausglocke“.

5. 83jährig stirbt Herr Hans Burckhardt, ehemals Direktor der Industriegesellschaft für Schappe, reges Mitglied und eifriger Förderer verschiedener Kunstkommissionen.

7. Mit heutigem Tag wird der Postbestelldienst an Sonntagen, vorläufig versuchsweise, eingestellt. — Auf dem Rhein ertrinken infolge Anpralls des Waidlings am Pfeiler der Eisenbahnbrücke E. Bürgin und F. Beil.

8. In zwei Vorträgen spricht der Leiter der Berliner Hochschule für Lebenskunst, F. A. Brecht, über „Persönlichkeit und Redner“ sowie über „Lebenskunst“. — Im Missionshaus findet eine Aufführung des von T. W. Schmidt-Staehelin anläßlich der 200-Jahrfeier der Gründung Herrenhuts verfaßten Zinzendorfspieles statt.

9. Im III. Vortragsabend des Quodlibet springt für den erkrankten H. Federer Felix Möschlin ein. — Im dichtbesetzten Musiksaal spricht Captain Finch über die Expedition auf den Mount Everest. — Eine Versammlung der Arbeiterunion mit Delegierten der sozialdemokratischen und der kommunistischen Parteien beschließt die Umwandlung der Union in eine Föderation.

11. Großer Rat. Der Entwurf zu einem revidierten Gesetz für die Verwaltungsrechtspflege wird an eine elfgliedrige Kommission gewiesen. In zweiter Lesung wird das revidierte Gesetz über die öffentlichen Ruhetage mit 67 gegen 21 Stimmen genehmigt, wobei sich eine lange Diskussion entspinnt über die Anerkennung des 1. Mai als Feiertag. Mit 63:56 Stimmen wird ein Aufhebungsantrag abgelehnt.

Im zoologischen Garten tötet der Elefant seinen Hilfswärter J. Häfelfinger-Stauber. Für die Hinterbliebenen wird eine Sammlung veranstaltet.

12. Das schweiz. Kirchenmuseum wird von Bern in den renovierten Bischofshof verlegt. — Im Musiksaal reden in der Vereinigung für den Völkerbund der Nobelpreisträger und norwegische Delegierte im Völkerbund Ch. Lange über „Der Völkerbund als Arbeitsgemeinschaft" und Prof. W. Rappard aus Genf über „La Suisse dans la Société des Nations".

13. Das Preisgericht für die Beurteilung der Projekte für den Gottesacker am Hörnli veröffentlicht seine Entscheide.

14. Die dritte Matinee im Stadttheater bringt „Michelangelo", Szenen aus Gobineaus „Renaissance".

15. In der Ortsgruppe Basel des schweiz. Freiland-Freigeldbundes spricht H. Haake aus Erfurt über den Zusammenbruch Deutschlands und die Gefahren für die Schweiz. — Dem Privatdozenten Dr. M. Nußberger ist das Ordinariat für germanische Philologie an der Universität Riga angeboten worden.

19./21. Der Gesangverein führt in Genf und Lausanne Bachs H-Moll-Messe auf.

20. 62 Jahre alt, stirbt Dr. C. Ch. Bernoulli, 30 Jahre lang Oberbibliothekar der hiesigen öffentlichen Universitäts-Bibliothek. — In Basel hat sich ein Radioklub gebildet.

21. Unter dem Vorsitz von Regierungs- und Nationalrat Dr. R. Miescher tagt hier die nationalrätliche Kommission für das Bundesgesetz über das Schiffahrtsregister.

22. Im Literarischen Zirkel spricht Kas. Edschmid über „Die junge deutsche Literatur". — Auf dem Güterbahnhof Wolf verunglückt der 24jährige M. Ryff tödlich.

25. Der Große Rat behandelt das Budget für 1923. Ein von Dr. Paul Ronus gestellter Rückweisungsantrag wird abgelehnt. In der Detailberatung kommt es bei den Ausgaben im Erziehungs- und Justizdepartement der Universität und des Gerichtswesens wegen zu längeren Debatten. Zum Schluß wird ein Kredit von 1 311 660 Fr. für Notstandsarbeiten bewilligt. — Unter den Auspizien der Société d'Etudes françaises und der Historisch-antiquarischen Gesellschaft redet Pierre Grellet über „Une épisode d'histoire bernoise sous Louis XIV".

26. Zum Sekundärarzt der Heil- und Pflegeanstalt Friedmatt wird gewählt Herr Dr. J. Kläsi, bisher Oberassistenzarzt der psychiatrischen Universitätsklinik im Burghölzli, Zürich.

27. Die drei Ehrengesellschaften Kleinbasels feiern das „Gryfemehli". — In einem Diskussionsabend der Basler Gruppe der Neuen Helvet. Gesellschaft spricht J. Möhr, Direktor des eidg. Auswanderungsamtes, über „Auswanderung und Kolonisation".

28. Dr. Fritz Sarasin wird zum Membre sociétaire étranger de la Société d'Anthropologie de Paris ernannt.

30. Unter dem Protektorat des Bischofs von Basel findet eine Tagung des katholischen Frauenbundes statt. — Im staatswissenschaftlichen Seminar redet Prof. Jèze aus Paris über „La politique de la stabilisation des monnaies". — In der Aula des Museums hält der Münchner Psychiater Prof. E. Kraepelin einen Vortrag über „Weltkrieg und Alkohol".

31. Im Stadttheater findet unter Anwesenheit des Komponisten und zahlreicher ausländischer Pressevertreter die Uraufführung von W. von Baußnerus Oper „Satyros" statt.

Der bekannte Humorist und Feuilletonist F. Müller aus Partenkirchen gibt einen Vortragsabend.

Die Witterung, die anfänglich wie im alten Jahr mild, trüb und regnerisch ist, schlägt um die Monatsmitte für kurze Zeit um. Für wenige Tage bietet die Stadt bei ordentlicher Kälte das hübsche Winterbild. Föhn und Regen machen jedoch der Herrlichkeit bald ein Ende, so daß immer noch ein Minus von 39 Sonnenstunden zu registrieren ist.

Februar.

2. In der von der Arbeitsgemeinschaft des nationalen Blocks einberufenen Sitzung des Großen Rates wird nach viertelstündiger Beratung mit 59:56 Stimmen die Initiative auf Einführung der Listenverbindung bei kantonalen Wahlen für unerheblich erklärt.

3. Da infolge von Krankheit der neue Dirigent der Basler Liedertafel, W. Schultheß, sein Amt nicht ausüben kann, übernimmt Dr. H. Suter die Leitung aufs neue.

5. Im Literarischen Zirkel liest R. Schwarz aus seinem demnächst erscheinenden Roman „Inclyta Basilea" vor.

6. Im Vortragsabend des Quodlibet ist W. Bonsels zu Gast. — Auf Veranlassung der Studentenschaft redet der bekannte französische Chemiker Ch. Moureu über „L'œuvre scientifique de Marcelin Berthelot".

7. Zugunsten des schweiz. Kinderhilfswerkes veranstalten Vera Karalli, A. Feodorowa und W. Woronzow, Mitglieder des ehemaligen kais. russischen Hofballets, einen Tanzabend.

Die Regierungsräte F. Schneider, Dr. F. Hauser und Dr. R. Miescher werden beim Bundesrat vor-

stellig wegen der für Basel durch die Folgen der Ruhrbesetzung entstehenden Schäden, vor allem der Zugseinstellung Frankfurt-Basel infolge der Okkupation von Offenburg. — Ein aus 9 Flugmaschinen bestehendes Geschwader der Fliegerschule Dübendorf landet auf dem Sternenfeld.

8. Großer Rat. Nach einer Interpellation H. Baumgartners über den Lohnabbau in den schweiz. Rheinsalinen wird die Beratung des Budgets 1923 fortgesetzt und beendet. Bei der Behandlung des Polizeidepartements wird die Ausstellung der Posten für die Besoldung des Polizeikorps beschlossen. Endlich wird mit 57:46 Stimmen das Postulat G. Wenk betr. die Ausrichtung einer Weihnachtsgabe für die Arbeitslosen an die Regierung überwiesen.

9. In einer von der liberalen Partei einberufenen Versammlung spricht Nationalrat H. Micheli für und Dr. A. Georg aus Genf gegen das Zonenabkommen. — Das Ehepaar Bürgi-Boner feiert die diamantene Hochzeit.

10. Zum neuen Kreiskommandanten wird gewählt W. Merkelbach, zum Direktor des Gas- und Wasserwerkes M. Thoma, bisher Betriebsdirektor des S. A. de Gas y Electricidad Catalana in Barcelona. — Wieder veranstalten Kunstverein und Basler Künstler in der Kunsthalle ein wohlgelungenes Künstlerfest. — In der Burgvogtei spricht Nationalrat Greulich über die Zivildienstpflicht.

11. Im Lagerhaus der Firma Bell auf dem Wolf bricht Großfeuer aus, welches an dem aufgespeicherten Obst und Gemüse größern Schaden anrichtet.

12. In der Statistischen Gesellschaft spricht H. Stucki über „La situation financière de la France".

12./13. Als Auftakt der Fastnacht finden im Küchlintheater zwei Monstretrommelkonzerte statt.

14. Die Safranzunft feiert ihr 500jähriges Bestehen in alt-zünftigem Ritus. Dabei findet das von

P. Kölner gedichtete, von C. R. Heß in Musik gesetzte „Safranspiel" großen Anklang.

15. Infolge der durch die Besetzung Offenburgs entstandenen Überlastung der Linie Waldshut—Immendingen nimmt die Reichsbahn keine Güter mehr an. — In der Société d'Etudes françaises de Bâle spricht der Literaturkritiker A. Thibaudel über „L'Esprit européen dans la littérature et la pensée française".

16. Der bekannte Berliner Nationalökonom Professor W. Sombart spricht über „Gesellschaftsumschichtungen in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft".

17./18. Großer Abstimmungstag! Er zeitigt bei einer Beteiligung von 62,7 % im allgemeinen ein negatives Resultat. Die in der Schweiz mit 438 202 gegen 55 479 Stimmen verworfene Schutzhaftinitiative wird auch bei uns mit 17 043 Nein gegen 2872 Ja, das in der Schweiz mit 407 979 gegen 91 728 verworfene Zonenabkommen mit 18 395 Nein gegen 1676 Ja abgelehnt. Die kantonale Initiative betr. Zulassung von Ordenspersonen zur Lehrtätigkeit wird mit 14 584 Nein gegen 3765 Ja, diejenige betr. die Subventionierung der Freischulen mit 13 939 Nein gegen 4057 Ja verworfen. Angenommen dagegen wird mit 10 172 Ja gegen 9797 Nein der Großratsbeschluß betr. den Bau und den Betrieb eines Volkshauses. Während die Linksparteien außer beim Volkshaus für die Verwerfung eintraten, so befürwortete die Bürgerpartei die Schutzhaftinitiative, Liberale und B. G. P. gaben für das Zonenabkommen die Stimme frei, die Katholiken unterstützten die Ordensinitiative und gemeinsam mit der evang. Volkspartei die der Freischulen; für das Volkshaus endlich gaben die Radikalen die Stimme frei.

19./21. Nebliges, regnerisches Wetter herrscht während der Fastnacht, ohne jedoch ein Hindernis für deren völlige Entfaltung zu bilden. Der Morgenstreich, zu dessen Besuch

aus Zürich ein Extrazug arrangiert worden war, zieht schon mächtige Scharen an, und am Montag- und Mittwochnachmittag ist allenthalben das Gedränge und der Zudrang groß. 15 Cliquen und 12 Bubenzügli behandeln in prächtiger Kostümierung, mit meist künstlerischem Laternen- und Wagenschmuck: Vermögensabgabe, Volks- und Gesellschaftshaus, Freischulinitiative, Rheinstau, Riehener Vereinigungsfeier, internationales Schützenfest in Mailand, den Index, das eidg. Veterinäramt, die Käseunion usw. Musikgesellschaften, unabsehbare Wagenreihen, auch einige originelle Einzelmasken beleben das buntfarbige Bild noch mehr. Zahlreiche gute Schnitzelbänke werden vorgetragen, die verschiedenen Maskenbälle werden überaus gut besucht, und in Lokalen sowie auf der Straße tobt ein bis in die frühen Morgenstunden dauerndes Maskentreiben.

22. Der Große Rat behandelt die Postulate zum Budget 1923. Abgelehnt werden das Postulat Wieser betr. die Erhebung neuer Steuerzuschläge zur Deckung des zu erwartenden Defizits mit Stichentscheid des Präsidenten, das Postulat Ronus betr. Herabsetzung der Taggelder von 5 auf 3 Fr. und dasjenige von L. Pfenniger auf Herabsetzung der Prämien der Brandversicherungsanstalt. Angenommen wird dagegen das kommunistische Postulat betr. Riehener Jubiläumsfeier, das 20 000 Fr. als Subvention für ein gemeinnütziges Werk zur Erinnerung an die 400jährige Vereinigung Riehens mit Basel vorsieht. Für den Rheinhafen St. Johann wird ein Kredit von 132 000 Fr. bewilligt und endlich vom Regierungspräsidenten Schneider die Interpellation O. Wenk (Riehen) wegen angeblicher Inkorrektheiten eines Beamten des Bürgerrechtsbureaus beantwortet.

25. Die Katholiken Basels veranstalten eine Gralsfeier, wobei Dr. A. Ruegg über „Gral und Parzifal" spricht.

26. In Basel tritt die nationalrätliche Kommission für

das Militärstrafgesetzbuch zusammen. — Am Riehenring wird ein Panorama international eröffnet.

Witterung: Die Temperaturabweichung vom Normalwert beträgt + 3,4 ° C; die Niederschlagsmenge zeigt ein Plus von 42 mm, während die Sonnenscheindauer ein Minus von 58 Stunden aufzuweisen hat.

März.

1. Eine Studienkommission elsässischer Regierungs-, Universitäts- und Handelskreise stattet Basel einen Besuch ab.

2./3. Englische Ärzte besichtigen die Spitäler und medizinischen Institute unserer Stadt.

4. Für die schweizerische Dichterhilfe findet im Kasino ein wohlgelungener Bohème-Ball statt.

5. Im dichtbesetzten Münster spricht der Sohn des bekannten Pastors Bodelschwingh über „Blicke in eine Stadt der Not und der Liebe, Bethel". — Unter großem Andrang beginnt der Inspektor der Berliner Mission Weichert einen Vortragszyklus über die Krisis in unserer Kultur.

6. 76 Jahre alt, stirbt Alt-Antistes A. von Salis, Ehrendoktor der Theologie, von 1891 bis 1920 Hauptpfarrer am Münster und zugleich Leiter des Basler Kirchenwesens, jahrzehntelang Präsident des Kirchenrats, des Kapitels der Geistlichkeit, der Predigergesellschaft und der Bibelgesellschaft.

7. In der Société d'Etudes françaises spricht J. Tharaud über Syrien.

8. Der Große Rat bewilligt Kredite von 400000 Fr. für Notstandsarbeiten, genehmigt die Expropriation zugunsten der Erweiterung des Bürgerspitals und die regierungsrätliche Vorlage betr. Schaffung eines Jugendheims, erklärt das Postulat Koechlin (grütl.) betr. Errichtung einer ständigen Sanitätswache für erheblich, lehnt dagegen das-

jenige von Dr. Börlin (rad.) auf Aufhebung des statistischen Amtes ab.

10. Im Alter von 72 Jahren stirbt R. Vest-Gysin, Mitinhaber des Bankgeschäftes Vest-Eckel.

In der Theaterturnhalle findet erstmals ein vom Bürgerturnverein veranstalteter Städtewettkampf im Geräteturnen zwischen Turnern von Winterthur-Veltheim und Basel statt.

12. Im Literarischen Zirkel hält Prof. Zinkernagel einen Vortrag über Hölderlin.

14. Die evangelisch-reformierte Kirchensynode genehmigt das Abkommen mit dem Erziehungsdepartement betr. die Regelung des Religionsunterrichts in den Primar- und den Mittelschulen.

16. In Basel tagt eine von der Schweiz und Frankreich zur Vorbereitung der Konzession für den Rückstau des Kembser Werkes eingesetzte technische Kommission.

18. In einer Vortragsmatinee redet alt-Theaterdirektor Leo Melitz über „Vom Kasperle zum Weltdrama".

19. Die Statistisch-volkswirtschaftliche Gesellschaft hört einen Vortrag von Dr. P. Ronus über die Finanzlage des Kantons Baselstadt an.

20. Der Weitere Bürgerrat genehmigt einen Landkauf für das Bürgerspital. — Eingeladen von der deutschen Vortragsvereinigung, spricht vor zahlreicher Zuhörerschaft der ehemalige General von Lettow-Vorbeck über Ostafrika.

22. Großer Rat. Nach Erledigung einer Reihe von Petitionen genehmigt der Rat das bereinigte Budget von 1923 mit einem Defizit von 9 208 128 Fr. und nimmt mit Ausschluß der Referendumsklausel das Konkordat betr. wohnörtliche Unterstützung an. Am Nachmittag wird gegen die Stimmen der Linken die Vorlage des Arbeitszeitgesetzes an eine Kommission gewiesen und ein Volksbegehren betr.

Verlegung der Sitzungen auf Samstag Nachmittag für erheblich erklärt. Endlich wird mit dem Verwaltungsbericht für 1921 begonnen.

23. Prof. Vogt, der einen Ruf nach Zürich angenommen hat, wird die nachgesuchte Entlassung bewilligt. — Das Künstlerpersonal des Stadttheaters veranstaltet zugunsten seiner Sommergagen einen „Tanztee".

26. In der Reitanstalt Leuenberger findet ein wohlgelungenes Musikreiten statt.

28. Waisenvater B. Frey feiert sein 25jähriges Amtsjubiläum.

Witterung: Die Temperaturabweichung vom Normalwert beträgt + 1,6 ° C; Niederschlagsmenge sowie Sonnenscheindauer weisen ein Minus von 2 mm resp. 51 Stunden auf.

April.

5. Der Große Rat bewilligt Nachtragskredite, genehmigt einen Vertrag über den Anschluß und den Betrieb der Hafenbahn im Rheinhafen und setzt die Prüfung des Verwaltungsberichts von 1921 fort. Die Nachmittagssitzung ist hauptsächlich durch die Beantwortung einer Interpellation Zgraggen über die Freizügigkeit der Niedergelassenen ausgefüllt. Eine rege Diskussion, vornehmlich zwischen Sozialisten und Kommunisten, schließt sich an. — Nach mehr als 40jähriger Tätigkeit wird Strafgerichtspräsident Dr. K. Hübscher seinem Ansuchen gemäß auf den 1. Juli 1923 entlassen. — Die Radikaldemokraten beschließen, Regierungsrat Schneider in der Person des Architekten R. Calini einen Gegenkandidaten gegenüberzustellen.

6. Der baselstädtische Kantonsingenieur K. Moor ist vom Bundesrat zum schweiz. Rheinschiffahrtsinspektor ernannt worden.

7. Im Stadttheater veranstaltet das Solopersonal ein Nachtfest.

8. Zum Pfarrer der Gemeinde Riehen wird Pfarrer K. Bresin, bisher an der Diakonissenanstalt, gewählt.

11. Großer Rat. Die Interpellation Wenk (soz.) betr. die Amtsführung des sozialistischen Regierungsrates Schneider erklärt Regierungsrat Niederhauser nicht beantworten zu können, da der Gesamtregierungsrat nicht Disziplinarbehörde gegen eines seiner Mitglieder sei. Nach Erledigung einer Reihe kleiner Geschäfte wird der Verwaltungsbericht für 1921 zu Ende beraten und darauf nach kurzem Schlußwort die Legislaturperiode 1919/22 geschlossen. — Hier hat sich die interparlamentarische Union versammelt. — Alfred Sarasin wird zu einem Vizepräsidenten des Bankrates der Nationalbank ernannt.

13. Der Oberbibliothekar Prof. Dr. G. Binz erhält einen Lehrauftrag für englische Philologie und Bibliothekwissenschaft.

14./24. Bei einer Beteiligung von 864 Firmen wird die 7. schweizerische Mustermesse eröffnet, die einen außerordentlichen, zu den kühnsten Hoffnungen berechtigenden Erfolg hat. Es finden daneben statt am 14. ein Pressetag, am 15. ein Elsässertag, am 16. der Auslandschweizertag, an dem Bundesrat Motta und zahlreiche schweizerische Diplomaten teilnehmen. Es halten dabei Vorträge Konsul Suter aus Stuttgart über „Die Pflichten der Auslandschweizer gegenüber der Heimat" und H. Micheli aus Genf über „Das Nationalgefühl der Auslandschweizerjugend". Der offizielle Tag am 19. bringt Bundespräsident Scheurer und zahlreiche kantonale Regierungen nach Basel. Der 21./22. war den Neuenburgern gewidmet. Auch dieses Jahr werden wieder verschiedene Tagungen und Kongresse veranstaltet; Bälle, Gastspiele im Stadttheater und Volksfeste sorgen für Unterhaltung.

15. Die in der Schweiz mit 462340:169967 Stimmen verworfene Zollinitiative wird einzig in Basel mit

9517:6999 Stimmen angenommen. — In Riehen wird der von der bürgerlichen Vereinigung portierte J. Mory-Stump ohne Gegenkandidat mit 273 Stimmen zum Einzelrichter gewählt.

Eingeladen vom Zentralvorstand der positiven Gemeindevereine spricht Dr. J. W. Hauer aus Tübingen über die wesentlichen Lehren der Anthroposophen. — Der Verein schweiz. Metzgerburschen veranstaltet unter Mitwirkung von zahlreichen Cliquen und Vereinen einen leider verregneten Osterochsenumzug.

17. Im „Doktor Klaus" von L'Arronge tritt als gefeierter Gast und Benefiziant die 75jährige Frau E. Zoche auf, auch ein chronikwürdiges Ereignis, für das sich besonders die Theaterfreunde älterer Jahrgänge interessieren.

18. Die Regenz wählt als Lektorin für slavische Sprachen Frl. E. Mahler. — In der Statistisch-volkswirtschaftlichen Gesellschaft spricht Prof. E. Maheim aus Lüttich über „La situation économique et financière de la Belgique".

19. Der langjährige hiesige amerikanische Konsul Ph. Holland, eine in Handelskreisen beliebte Persönlichkeit, verläßt Basel.

21. Dr. med. K. von Sury ist von der Gesellschaft der Ärzte in Wien zum korrespondierenden Mitglied ernannt worden.

23. Hier tagt eine Konferenz der Gläubiger der Stadt Budapest zur Regelung ihrer Finanzlage. — Zum Pfarrer der französischen Kirche wird gewählt Charles Durand-Pallot von Genf.

Auf der Strecke Dornach—Gempen hält die Sektion Basel des Automobilclubs der Schweiz die 5. Bergprüfungsfahrt für Autos bei überaus zahlreicher Beteiligung der Fahrer und Zuschauer ab.

28./29. Die Wahlen für den Großen Rat und Regierungsrat bringen dem Bürgertum schöne Erfolge. Der

nationale Block stellt als 6. bürgerlichen Regierungsrat Architekt R. Calini auf, während die Sozialisten Dr. Hauser und F. Schneider portieren, die Kommunisten Stimmenthaltung befehlen. Im ersten Wahlgang werden bei der außerordentlich starken Stimmbeteiligung von 86 % gewählt Dr. Aemmer (rad.) mit 14 745, Dr. Brenner (bürgerp.) mit 14 287, R. Calini (rad.) mit 13 225, Dr. Im Hof (lib.) mit 14 372, Dr. Miescher (lib.) mit 14 349 und Dr. Niederhauser (kath.) mit 13 779 Stimmen gewählt. Dr. Hauser und F. Schneider erreichen mit 11 961 resp. 10 681 Stimmen das absolute Mehr von 12 349 nicht.

Von den 130 Großratssitzen erringen die Bürgerlichen 66 (bisher 61) Mandate. Sie verteilen sich folgendermaßen: die Bürgerpartei erhält 15 (13), die Liberalen 19 (17), die kath. Volkspartei 11 (11), die Radikalen 21 (20) Sitze. Die Sozialisten erlangen 45, die Kommunisten 16 (bisher Soz. und Komm. zusammen 64), die Grütlianer 1 (4), die evangelische Volkspartei 2 (2) Mandate. — Durch diese Wahlen haben die Bürgerlichen die ihnen 1919 entrissene Mehrheit von 66:64 wiedererlangt. Die von den Blockparteien befürwortete Listenverbindung wird mit 14 551:10 534 Stimmen angenommen.

Witterung: Die Temperaturabweichung vom Normalwert beträgt + 0,1 ° C; die Niederschlagsmenge zeigt ein Plus von 7 mm, während die Sonnenscheindauer ein Minus von 24 Stunden aufzuweisen hat.

Mai.

1. Zum erstenmal ist heuer der 1. Mai offizieller Feiertag. Das prächtige Wetter lockt die Einwohner ins Freie, so daß die Umzüge und die Versammlung auf dem Marktplatz eine spärliche Beteiligung aufweisen. — Vom statistischen Bureau (Vorsteher Dr. O. Jenny) ist erstmals

für 1921 ein statistisches Jahrbuch des Kantons Baselstadt erschienen.

3. Die Jury für ein Wehrmannsdenkmal auf der Batterie erteilt an 7 von den 39 Projekten Preise. Das erstprämiierte von Bildhauer L. Weber und Gartenarchitekt E. Preiswerk-Haller soll ausgeführt werden.

4. Direktor Handley-Page, Leiter der englischen Luftverkehrsanstalt, besucht zu Informationszwecken das Sternenfeld. — Der bekannte Reisende Colin Roß hält einen Vortrag „Quer durch Sowjetrußland".

5./6. Im 2. Wahlgang für den noch unbesetzten Regierungsratssitz wird Dr. Fr. Hauser mit 4170 Stimmen gewählt.

7. Hier tagt unter dem Vorsitz von Räber (Schwyz) die ständerätliche Geschäftsprüfungskommission.

8. In Bellinzona verunglückt während einer Infanterierekrutenschule Hauptmann Max Locher, Kommandant des Mit.-Kp. II/22 tödlich.

8. Im Alter von 82 Jahren stirbt Herr Hans Sulger, ein bekannter entomologischer Privatgelehrter und Mitarbeiter der Naturwissenschaftlichen Abteilung des Museums.

9. In der Aula des Museums spricht Prof. G. Mosca, Senator und ehemaliger Staatssekretär, über „Machiavelli und Botero".

11. Zu Beginn der Eröffnungssitzung des Großen Rates verliest die kommunistische Partei bei darauffolgendem Verlassen des Saales eine Protesterklärung gegen das Attentat auf die Sowjetdelegation in Lausanne. Die Bureauwahlen ergeben folgende Resultate: Präsident A. Jeggli (soz.), Statthalter Dr. W. Börlin (rad.); Regierungsratspräsident für 1923 wird Dr. R. Niederhauser, Vizepräsident Dr. R. Miescher. Nach den Parteivorschlägen werden sodann die verschiedenen Kommissionen neu bestellt. — Es stirbt, 80 Jahre alt, Herr Alt-Nationalrat E. Müry-Flück. Er saß im Nationalrat, im Großen

Rat, im Bürgerrat, im Kirchenrat, in der Synode und den Gerichten.

12. In der Burgvogtei findet eine von den Kommunisten einberufene Protestversammlung gegen die Ermordung Worowkis statt, wobei Dr. Welti spricht. — Bürgerturnverein und Basler Liederkranz veranstalten unter großer Beteiligung ein Frühlingsfest. — Prinz Wilhelm von Schweden stattet Basel einen kurzen Besuch ab.

14. Die Basler Straßenbahnen führen zum großen Verdruß des Publikums den 7-Minutenbetrieb ein.

15. In der Statistisch-volkswirtschaftlichen Gesellschaft redet Bundesrat Musy über die Revision der eidgenössischen Alkoholgesetzgebung.

Im Rahmen der Maifestspiele finden Représentations françaises d'Opéra statt.

18. Dem Marschall Foch wird auf seiner Durchreise auf dem Elsässerbahnhof durch die französische Kolonie eine kleine Huldigung gebracht.

19./21. Hier tagt die „I. internationale Freiwirtschaftskonferenz".

22. Die Sektion Basel der Dante-Alighieri-Gesellschaft veranstaltet zum 50jährigen Todestag von A. Manzoni eine Gedenkfeier. Der italienische Generalkonsul Comm. T. Chiovenda hält eine feinsinnige Festrede. — Wegen Lohndifferenzen treten die Holzarbeiter und Zimmerleute in einen bis über den Oktober dauernden Streik, der dem Baugewerbe großen Schaden zufügt.

23./27. Bei Anwesenheit Tausender von Zuschauern zeigen der englische Cupsieger Bolton Wanderers und der schottische Meister Glasgow Rangers gegen Nordstern resp. den F.-C. Basel ihr vollendetes Fußballspiel.

24. Großer Rat. Nach Validierung der Großratswahlen wird der Schaffung einer ständigen Statthalterstelle beim Zivilgericht zugestimmt. Der Nachmittag wird ausgefüllt durch die Beantwortung und Diskussion zweier

Interpellationen betr. den Abbau der Arbeitslosenunterstützung und die Zuteilung des Straßenbahnwesens an Regierungsrat Calini an Stelle von Regierungsrat Hauser. Erziehungsrat und Bankrat werden nach den bürgerlichen Vorschlägen bestellt. Endlich wird das Volksbegehren betr. die Aufhebung des 1. Mai als gesetzlichen Feiertags mit Stichentscheid des Präsidenten abgelehnt.

25. Nach langem Leiden stirbt Kaufmann N. Stöcklin-Müller, langjähriger Obmann der Sektion Basel des Schweiz. Alpenclubs.

26. Die Berliner Staatsoper führt Mozarts „Don Juan" und Schrekers „Schatzgräber" auf.

27. Das Basler Volksblatt begeht sein 50-jähriges Jubiläum. — Der englische Austauschprofessor J. T. Saunders vom Christ's College in Cambridge nimmt an der hiesigen Universität seine Tätigkeit auf.

30. Die Akademie der Wissenschaften in Wien ernennt Prof. Dr. Jakob Wackernagel zum korrespondierenden Mitglied.

Witterung: Die Temperaturabweichung vom Normalwert beträgt —0,1 ° C; die Niederschlagsmenge und die Sonnenscheindauer weisen ein Plus von 64 mm resp. 3 Stunden auf.

Juni.

1. Der schweiz. kaufmännische Verein feiert anläßlich seines Zentralfestes in Basel sein 50jähriges Jubiläum.

Im Alter von 66 Jahren stirbt Dr. Rud. Kündig, ein geschätzter Notar und Advokat. Er war u. a. Mitglied der Advokatenprüfungskommission, saß zeitweilig im Großen Rate, den Gerichten und in der Rheinschiffahrtskommission, präsidierte die Inspektion der Mädchensekundarschule, gehörte der Steuerkommission und während des Kriegs dem Quartieramte und der Kommission für Lebensmittelfürsorge

an. Daneben widmete er einen großen Teil seiner Zeit dem Genossenschaftswesen und war insbesondere lange Jahre Präsident des Verbandes der schweizerischen Konsumvereine und als solcher Hauptförderer des Freidorfs bei St. Jakob.

2./3. Der Sonntag war wieder einmal ein ausgesprochener Abstimmungstag. Die in der Schweiz mit 258 975 zu 356 541 Stimmen und von 12:10 Ständen verworfene *Alkoholvorlage* wird in Basel mit 12 556 zu 6126 Stimmen angenommen. Ebenso werden die kantonalen Vorlagen betr. die Erschwerung des Referendumsausschlusses mit 10 481:6449 und diejenige betr. die Notstandskredite mit 13 698:3015 Stimmen akzeptiert. Bei den Wahlen in die Gerichte werden die Blockkandidaten gewählt, und zwar als Strafgerichtspräsident Dr. C. *Ludwig* (lib.) gegen Dr. C. *Miville* (soz.) mit 8716:5116, als Statthalter des Strafgerichts unbestritten Dr. G. *Bovet* (lib.) mit 8876 und als Zivilrichter Dr. O. *Jäggi* (rad.) gegen J. *Beerli* (soz.) mit 9014 gegen 4950 Stimmen. Die Beteiligung beträgt ca. 55 %. — Die Gemeinde Riehen nimmt mit 1292 Ja gegen 76 Nein das Steuerreglement an. — Zugunsten der *Deutschland-Kinderhilfe* findet ein „Trachtenverkaufstag" statt. — Hier findet ein *schweiz. Fischertag* statt. — Das Fußballwettspiel Deutschland-Schweiz, das mit 2:1 Toren die Deutschen gewinnen, führt aus nah und fern 15 000 Zuschauer nach Basel.

4. Zum Professor der Augenheilkunde wird berufen Prof. Dr. A. *Brückner*, bisher in Jena. — Es wird die psychiatrische Poliklinik eröffnet.

5. Prof. Dr. J. Fr. *Schär* wird von der Universität Köln als „Bannerträger der Handelswissenschaften" zu ihrem Ehrendoktor ernannt. — Am Totengäßlein wird ein Raubmord versucht. — In Thun erliegt im Alter von 77 Jahren einem Schlagfluß John Edward *Brüstlein*, Ingenieur von Basel.

7. Der Große Rat ratifiziert den Vertrag betr. die Vermeidung der Doppelbesteuerung und betr. die Ablösung der Steuerfreiheit der badischen Bahnbeamten zwischen Baselstadt und dem Deutschen Reich. Für eine pneumatische Schiffsentladeanlage wird ein Kredit von 245 000 Fr. bewilligt und die Vorlage betr. das neue Schulgesetz an eine 15gliedrige Kommission gewiesen. In erster Lesung wird die revidierte Zivilprozeßordnung behandelt und endlich unter Ablehnung einer Diskussion die Interpellation Weber (komm.) über das Verhalten der Basler Polizei beim Streik in den Bußwerken Pratteln beantwortet.

Das russische Künstlerensemble „Der blaue Vogel" aus Berlin veranstaltet im Theater aufsehenerregende Darbietungen.

9. Eine auf der Steinenschanze mit Unterstützung der staatlichen Kunstkommission von J. Probst erstellte ruhende Frauenfigur findet nur geteilten Beifall.

11. Die Staatsrechnung des Kts. Baselstadt für 1922 schließt bei 44 087 809 Fr. Einnahmen und 45 852 184 Fr. Ausgaben mit einem Defizit von 1 764 374 Fr. Budgetiert war ein solches von 6 512 366 Fr.

12. Der nach Riga berufene Dr. N. G. Lebedinsky verzichtet auf die ihm erteilte venia legendi für Zoologie.

14. Der Große Rat behandelt das Gesetz betr. die Vollziehung des B.G. über das Urheberrecht an Werken der Literatur und der Kunst, befaßt sich mit der Vorlage betr. die Änderung verschiedener Bestimmungen der Gerichtsorganisation, wobei sich zu der Frage um die Schaffung einer 3. Staatsanwaltstelle eine heftige Diskussion entspinnt. Eine von Dr. Fahrländer gestellte Interpellation betr. den unlautern Wettbewerb wird beantwortet.

15./17. Der schweiz. Verband für Frauenstimmrecht hält hier seine Generalversammlung ab. — Hier versammeln sich Kliniker der schweiz. Universitäten. — An der Klybeckstraße wird der Platanenhof abgebrochen.

21. 61 Jahre alt, stirbt Dr. Carl Schmidt, Professor der Mineralogie und Geologie, seit 1888 in Basel, ein Gelehrter von Weltruf. Ein bleibendes Verdienst hat sich der Verstorbene um unsere Universität durch die Schaffung und den Ausbau der mineralogisch-geologischen Anstalt geschaffen. Vielfach schweizer. Delegierter an internationalen Kongressen und gesuchter Experte, betätigte er sich besonders erfolgbringend auf dem Gebiete der angewandten Geologie (Tunnelbau, Petrol, Salzlager und mineralische Rohstoffe). — Im Alter von 58 Jahren stirbt J. C. Kellerhals, Chef der Eisenwarenfirma Kellerhals & Cie.

22. Vor dem Strafgericht beginnt der Wahlfälschungsprozeß Schweizer. Der Angeklagte wird beschuldigt, als Mitglied des Wahlbureaus bei den Großratswahlen im Wahlkreis Kleinbasel einen ihm mißliebigen Kandidaten mehrfach ausgestrichen zu haben. Das Gericht spricht eine Gefängnisstrafe von 2 Monaten aus, wogegen der Angeklagte resultatlos appelliert.

23. Herr Widmer, langjähriger Strafanstaltsdirektor, reicht seine Entlassung ein.

400jährige Vereinigungsfeier von Riehen mit Basel, 22. Juni bis 1. Juli.

Eine einfache, der jetzigen Zeit angepaßte Feier, die in ihrer Schlichtheit einen wohlverdienten Erfolg sicherte, sollte die Bevölkerung unseres Kantons an das für die Stadt wichtige Ereignis erinnern. Wochen vorher war ein packendes Festspiel „Wettstein und Basel", verfaßt von Dr. A. Oeri, vertont von Dr. H. Suter, inszeniert von Dr. O. Wälterlin, zuerst in Riehen, dann auf der Bühne der Mustermessehalle geübt worden, und als der erste Festtag, welcher der Jugend gehörte, erschien, war alles gerüstet und bereit, außer dem Wetter. Da zeigte sich, daß die Verlegung der Aufführungen in die Stadt eine glückliche gewesen war.

22. Eingeleitet wurde die Vereinigungsfeier mit Höhenfeuer auf dem Hackberg und einem Lampionzug der Riehener Kinder. Trotz dem Regenwetter hatte sich bereits zahlreiches Publikum aus der Stadt eingefunden.

23. Samstag nachmittags fand eine für die Schuljugend von Basel und Riehen reservierte Hauptprobe des Festspieles statt, das dann am Abend eine begeistert aufgenommene Uraufführung erlebte und in der Folge am 26., 27., 28. Juni, am 1. und 3. Juli bei ausverkauftem Saal wiederholt wurde.

24. Sonntags war der offizielle Festtag. 22 Kanonenschüsse früh morgens um 6 Uhr leiteten bei strahlend schönem Wetter die Feier ein. Die Festpredigt hielt Pfarrer K. Brefin über den Text: „Suchet der Stadt Bestes" (Jerem. 29, 7). Dann rüstete sich das reichgeschmückte Dorf zum Empfang der Ehrengäste: Regierung, Bürgerrat, Vertreter von Großrat, Universität, Gerichten und Kirche, des National- und Ständerates zogen durch die spalierbildende Jugend unter festlichem Glockengeläute zum Gemeindehaus. Eine Festkantate „Zu Riehens Ehrentag" von R. Moser leitete den feierlichen Akt ein. Gemeindepräsident O. Wenk hielt die Begrüßungsansprache, Regierungsratspräsident Dr. R. Niederhauser entbot der Jubilarin die Glückwünsche der Stadt, Gemeindepräsident Schlup aus Bettingen als Geschenk die in Bronze ausgeführte Festplakette von H. Frei. Mit dem Schweizerpsalm schloß die eindrucksvolle Feier.

Im Gemeindehaus traf man sich wieder beim Bankett. Es redeten hier u. a. Bürgermeister Gugelmeier aus Lörrach und Dr. W. Vischer, der als Vertreter der Basler Zünfte und Gesellschaften eine von B. Mangold entworfene und von E. Gerster ausgeführte Glasscheibe dedizierte. — Währenddessen war zu Fuß, zu Wagen oder vermittelst der ununterbrochen fahrenden Straßenbahn eine unübersehbare, an die 50 000 zählende Menschenmenge nach

Riehen hinausgepilgert, um sich den malerischen Festzug anzusehen. Dieser setzte sich aus den Ehrengästen, Zünften, den kostümierten Mitwirkenden des Festspiels, sowie den Schulkindern zusammen und bewegte sich durch die Gassen des Dorfes zum Festplatz am Erlensträßchen. Hier wickelte sich nun bei großer Anteilnahme der Bevölkerung ein fröhliches Jugendfest ab, an das sich abends ein gutbesuchtes Volksfest mit musikalischen und turnerischen Darbietungen der Riehener Vereine anschloß.

Während sich die Woche hindurch das Fest auf die Aufführungen in der Stadt beschränkte, bedeutete das Volksfest am 30. Juni in Riehen nochmals einen Höhepunkt der ganzen Veranstaltung. Diesmal hatten Basler Vereine, Liedertafel, Bürgerturner, Olympia und Feldmusik die Unterhaltung übernommen. Dem zügigen Programm schloß sich ein bis in den Morgen währender bal champêtre an. In ungezwungen heiterer Weise hatte damit ein von schönem Wetter begünstigtes, von allen Bevölkerungsschichten unterstütztes Fest seinen Abschluß gefunden. — Noch soll hier die würdige, schön illustrierte Festschrift „Geschichte des Dorfes Riehen" erwähnt werden, welche im Auftrag des Gemeinderates alt-Pfarrer D. L. E. Iselin verfaßt hat.

25. Hier tagt die Synode der schweiz. christkatholischen Kirche. — Es beginnt die Missionsfestwoche. — Prof. Dr. R. Rößle hält seine Antrittsvorlesung über die „Relativität der Entzündung".

26. Pfarrer Hans Baur erhält den theologischen Ehrendoktor der Universität Breslau. — Dr. J. Gaßmann, Appellationsgerichtsschreiber, ist zum Schreiber des Bundesgerichts ernannt worden.

28. Der Große Rat bewilligt oppositionslos den von der Regierung geforderten Kredit von 32 000 Fr. zur Subventionierung des regelmäßigen Flugverkehrs Manchester-London-Paris-Basel-Zürich für 1923/24. Bei der

Erledigung kleiner Geschäfte wird ein Anzug der Freisinnigen betr. die Einsparungen im Staatsbetrieb nach längerer Diskussion gegen die Stimmen der Linken und der evang. Volkspartei der Regierung überwiesen.

29. Der Regierungsrat wählt als staatliche Delegierte in den Vorstand der Betriebsgenossenschaft „Volkshaus Burgvogtei" die Herren Regierungsrat Calini und Dr. Ed. Burckhardt, Departementssekretär. — Die Arbeiterunion veranstaltet einen Demonstrationszug gegen die Abschaffung des 1. Mai.

Witterung: Die Temperaturabweichung vom Normalwert beträgt — 3,7 ° C; Niederschlagsmenge und Sonnenscheindauer weisen ein Minus von 44 mm resp. 46 Stunden auf.

Juli.

1. In der Volksabstimmung wird die Initiative über die Aufhebung des 1. Mai als staatlichen Feiertags mit 9507:6359 Stimmen abgelehnt. Als Statthalter des Zivilgerichts wird unbestritten der Kandidat der Sozialisten Dr. M. Gerwig mit 6969 Stimmen gewählt. 7000 Zettel werden leer eingelegt.

2. Dr. E. Steiner hält seine Habilitationsvorlesung über „Probleme der schweiz. Mundartforschung".

In München stirbt im Alter von 60 Jahren der frühere, von Aigle stammende Oberingenieur des Kreises I der S. B. B. Edouard Schwarz, der Schöpfer des Rangierbahnhofes Muttenz.

4. Das Zollfreilager auf dem Dreispitz wird mit einem Bankett und einer Führung, woran Vertreter der Regierungen, der Handels- und Industriekreise beider Basel sowie der Bundesbehörden teilnehmen, eröffnet.

5. In der letzten Sitzung vor den Ferien bewilligt der Große Rat einige Nachtragskredite, stimmt der regierungsrätlichen Vorlage auf Abänderung des Großrats-

beschlusses betr. die Schweiz. Mustermesse zu, weist das revidierte Viehversicherungsgesetz an eine Kommission und erklärt einen Anzug Fahrländer über die Revision des Gesetzes betr. den unlautern Wettbewerb und einen solchen betr. die Förderung der Krankenversicherung der Arbeitslosen für erheblich. Er wählt zum ersten Staatsanwalt Dr. Oettinger (rad.), zu einem Mitglied des Erziehungsrates Dr. Welti (komm.) und als Feriensuppleanten des Appellationsgerichts die Herren Dr. Braun (kath.), Dr. A. Fischer (rad.) und F. Schneider (soz.). — Zu Ehren des verstorbenen Prof. Dr. C. Schmidt findet ein Fackelzug statt.

7. Bei herrlichstem Sommerwetter beginnen die Schul-Sommerferien. — Einen in der ganzen Welt abgehaltenen 1. Internationalen Genossenschaftstag begeht der hiesige A. C. V. mit einem Wagenfestzug in der Stadt und der Öffnung seiner Magazine und Lager zur Besichtigung.

8. In verschiedenen Quartieren finden Jugendfeste statt.

9. Prof. Dr. R. Tschudi hält seine Antrittsvorlesung über „Die religionsgeschichtliche Bedeutung des türkischen Derwischtums".

11. Es wird mit dem Abbruch der Burgvogtei begonnen. — An dem Börsengebäude werden Fresken von A. H. Pellegrini enthüllt.

13. Die schweiz. Rheinkommission tagt hier zur Behandlung des Konzessionsbegehrens für den Rheinrückstau. — Prof. Dr. E. Oppikofer wird der Titel eines ordentlichen Professors verliehen.

14. In gewohnter Weise feiert die französische Kolonie im Sommerkasino ihr Nationalfest. — 27 holländische Ärzte, die auf einer Studienreise durch die Schweiz begriffen sind, statten in Basel dem experimentell-therapeutischen Institut der Firma Hoffmann-La Roche einen Besuch ab.

17. Zum Vorsteher des Bürgerlichen Armenamtes wird gewählt Fr. Moser, bisher Registrator der Bundesgerichtskanzlei.

18. Das Basler Stadttheater veranstaltet eine Lotterie, deren erste Ziehung heute stattfindet. — Dr. med. Roby wird zum korrespondierenden Mitglied der Société ophtalmologique de Paris ernannt.

20. Die zum Weltbundkongreß der Reformierten Kirchen nach Zürich reisenden ausländischen Delegierten werden vom Basler Kirchenrat offiziell im Bischofshof empfangen, worauf eine öffentliche Feier im Münster stattfindet.

25. Der wegen Raubmordversuchs am Totengäßlein (siehe 5. Juni) angeklagte H. Böhler wird zu 10 Jahren Zuchthaus verurteilt.

27. Zum Inhaber des gesetzlichen Lehrstuhls für Strafrecht und Strafprozeßrecht wird ernannt Prof. Dr. A. Baumgarten, bisher in Köln.

30. Der Basler Eisenbahnermusikerverein kehrt vom eidg. Musikfest in Zug mit einem Lorbeerkranz der I. Kategorie zurück.

Witterung: Die Temperaturabweichung vom Normalwert beträgt + 2,6 ° C; die Niederschlagsmenge zeigt ein Minus von 62 mm, während die Sonnenscheindauer ein Plus von 22 Stunden aufzuweisen hat.

August.

1. Zum viertenmal wird auf dem Münsterplatz eine öffentliche Bundesfeier der bürgerlichen Parteien abgehalten. Die offiziellen Reden halten die Herren Ständerat Dr. Schöpfer aus Solothurn und E. Kerwand, als Vertreter der Welschen in Basel. Am Abend finden wie üblich in den verschiedenen Quartieren größere und kleinere Veranstaltungen statt. — Nach langem Leiden stirbt 49jährig Dr. P. H. Fleißig-Strub, Privatdozent für Pharmazie, seit 1900 Spitalapotheker.

7. In der Mustermeßhalle werden die Pläne für die Wasserkraftanlage bei Kembs ausgestellt.

8. Im Hotel Schweizerhof ist der Sultan von Boelongan (Holl. Indien), Mohamed Kasim, mit Gefolge abgestiegen.

11. Die deutsche Kolonie veranstaltet eine Verfassungsfeier, wobei Unterrichtsminister Dr. Hellpach aus Karlsruhe die Festrede hält.

14. Es stirbt 70jährig alt-Pfarrer S. Preiswerk-Sarasin, seit 1889 Lehrer an der Predigerschule, von 1913 bis 1918 Hausvater des Bades Boll. Der Verstorbene war ein eifriger Alpinist und Ethnograph, der seine Freizeit dem Museum für Völkerkunde zur Verfügung stellte.

15. Auf verschiedenen Bauplätzen kommt es zwischen streikenden und arbeitswilligen Schreinern zu Zusammenstößen, wobei die Polizei eingreifen muß. — Anläßlich seines goldenen Priesterjubiläums wird Dekan Weber, Pfarrer an der Marienkirche, durch Ernennung zum päpstlichen Geheimkämmerer die Prälatenwürde verliehen. — Kurz nach 6 Uhr abends bricht über Basel ein kaum fünf Minuten währender Orkan los, der im St.-Johann- und Horburquartier, in Kleinhüningen und Riehen großen Schaden anrichtet. Es werden u. a. ein großer Kran im Hafen St. Johann in den Rhein geschleudert, Kamine und im Bau begriffene Lagerhäuser zerstört, Fenster, kleine Mauerwerke und Häge zertrümmert. Besonders stark waren die Verheerungen auch in den Langen Erlen. Einige Personen erlitten schwere Verletzungen.

16. Der Flugverkehr London-Paris-Basel-Zürich wird aufgenommen. Auf dem Sternenfeld hatten sich die Regierung, die interessierten Verbände und ein zahlreiches Publikum zum offiziellen Empfang eingefunden.

17. Die Rotterdamer Polizeimusik Hermandad, eingeladen von der hiesigen Feld- und Polizeimusik sowie der

Mittwochsgesellschaft, veranstaltet im Sommerkasino ein Konzert.

23. Im Hinblick auf die Verlängerung des Achtstundentags bei den S. B. B. veranstaltet die hiesige Gewerkschaftsunion eine von etwa 2000 Personen besuchte Kundgebung gegen Lohnabbau und Arbeitszeitverlängerung. Ansprachen halten Ruegg und Redaktor Schneider. — Auf dem Kohlenplatz schlägt der Zirkus Karoly seine Zelte auf.

29. Der Präsident der Holzarbeiterstreikleitung wird infolge einer Körperverletzungsaffäre verhaftet.

Witterung: Die Temperaturabweichung vom Normalwert beträgt + 1,0 ° C; die Niederschlagsmenge zeigt ein Minus von 25 mm, während die Sonnenscheindauer ein Plus von 24 Stunden aufzuweisen hat.

September.

1. In einfacher Feier wird der Gemeinde Bettingen der anläßlich der 400jährigen Vereinigungsfeier von 1913 gestiftete Brunnen durch einen Vertreter der baselstädtischen Regierung übergeben.

2. Auf dem Sternenfeld findet der VI., durch die schweizerische Militäraviatik, vom Verein Aviatik beider Basel organisierte Flugtag statt, der eine überaus große Zuschauermenge anzuziehen vermag. — Auf dem Sportsplatz Schützenmatte wird der leichtathletische Länderwettkampf Deutschland-Schweiz abgehalten, der trotz dem 67½:70½-Punkten-Resultat zugunsten Deutschlands, der Schweiz 8 Siege einträgt.

Mit der Oper „Boris Godunow" von M. P. Mussorgsky eröffnet das Stadttheater die neue Saison.

4. Im Alter von 71 Jahren stirbt Alwin Schwabe-Hegar, langjähriger Mitarbeiter der „Nationalzeitung", eine im wohltätigen Leben der Stadt bekannte Persönlichkeit. — A. Tuchschmid, Inspektor der Mädchenprimar-

schule, hat nach mehr als 50jährigem Schuldienste seine Demission eingereicht.

5. In den Konkurrenzen des Staatlichen Kunstkredits 1923 erteilt die Jury auf malerischem, plastischem und graphischem Gebiet zahlreiche Aufträge.

6. Anläßlich des 25jährigen Krönungsjubiläums der Königin Wilhelmine der Niederlande veranstaltet die hiesige holländische Kolonie eine Gedenkfeier.

7. Nach 10tägigen Verhandlungen, denen eine Unmenge Zuschauer und Zeugen beiwohnen, verurteilt das Strafgericht die beiden Einbrecher und Brandstifter C. Buser und C. Kaiser zu 10 resp. 4 Jahren Zuchthaus und Gefängnis. — Rud. Bode hält im Hans-Huber-Saal einen beachtenswerten Demonstrationsvortrag über Ausdrucksgymnastik.

9./10. An die 2000 Personen, Regierungsvertreter, Zünfte, Musiken, Fastnachtscliquen, wissenschaftliche und gesellige Vereine besuchen in Straßburg, woselbst eine Journée Bâloise stattfindet, die Pasteur-Ausstellung. — In Basel tagt der Schweiz. Forstverein.

11. In einer halbtägigen Extrasitzung behandelt der Große Rat eine Interpellation Kündig (komm.) betr. die Handhabung der staatlichen Krisenhilfe. Mit 69 Stimmen der Rechten gegen 59 Stimmen der Linken wird eine Diskussion abgelehnt. Sodann begründet Fr. Schneider (soz.) einen Anzug der Linksparteien betr. Herbst- und Winterzulage für die Arbeitslosen, der nach ergiebiger, oft heftiger Debatte mit einigen Abänderungen der Regierung überwiesen wird.

12. An der hiesigen Börse wird die deutsche Mark ihrer fast vollständigen Wertlosigkeit wegen (am 11. Okt. erhielt man für 3½ Rp. 1 Million) nicht mehr notiert.

14. Vor der Vereinigung unabhängiger Kirchgenossen redet der bekannte Hallenser Theologieprofessor D. K. Gun-

kel über „Die Geschichte Israels im Rahmen der Weltgeschichte".

16. Zwischen 12 und 13 Uhr des Bettags brennen vier Hallen der Schweizer Mustermesse nieder. Der Schaden wird auf 1½ Millionen geschätzt, die Brandursache ist unbekannt. Mit dem Wiederaufbau soll unverzüglich begonnen werden. — In der Marienkirche hält der Nuntius in der Schweiz, Mre Maglione, ein feierliches Pontifikalamt ab.

17. Während der Kommunistenunruhen im Wiesental plündern Lörracher Demonstranten einen Kartoffelacker am Maienbühl. Zur Sicherung und Säuberung der Schweizer Grenze wird das Grenzwächterkorps zeitweilig durch ein Polizeidetachement verstärkt. — Unter dem Vorsitz des belgischen Senatspräsidenten Henry Lafontaine wird hier die Hauptversammlung der Friedensgesellschaften eröffnet.

18. Im Alter von 78½ Jahren stirbt alt-Bäckermeister Traugott Stauber-Schweighauser.

19. Im Musiksaal gastiert das Pariser Russentheater Balagantschik.

20. In einer außerordentlichen Sitzung des Großen Rates werden vier Interpellationen behandelt, eine betr. Fürsorge für Obdachlose beim Quartalwechsel, eine zweite über die Vorgänge in der badischen Nachbarschaft und das Verhalten der Basler Polizeibehörden und zwei weitere betr. den Wiederaufbau der Mustermesse. Nach Besprechung der Bebauungspläne des westlichen Industriequartiers (gutgeheißen) und des Gellert-Areals (zurückgewiesen) wird mit dem Organisationsgesetz der Basler Straßenbahnen begonnen. — Die Diakonissenanstalt Riehen begeht ihr Jahresfest.

21. Die Basler Artilleristen der 15. Haubitzbatterie 4 rücken zu ihrem Wiederholungskurs nach Bülach ein. — Nach langem Leiden stirbt im Alter von 67½ Jah-

ren Fritz Steiger-Gautschy, Schirmfabrikant. — Zum neuen Direktor der hiesigen Strafanstalt wird gewählt E. Nyffeler, Huttwil, Bern.

24. J.-R. 22 sowie die Feldbatterien 35 und 36 rücken zu ihrem diesjährigen Wiederholungskurs in der Gegend von Rheinfelden ein. — Das Genfer Streichquartett Lidus Klein gastiert zum erstenmal mit vollem Erfolg in Basel.

26. Captain Finch wiederholt bei großem Andrang im Musiksaal seinen Vortrag über die Mount-Everest-Expedition. — Zu Ehren des bei der Japaner Erdbebenkatastrophe ums Leben gekommenen früheren französischen Konsuls in Basel Dejardin veranstaltet die französische Kolonie eine Trauerfeier.

28. Zum drittenmal innert 50 Jahren brennt die Scheune des an der Riehenstraße gelegenen Gutes Hirzbrunnen ab.

29. In sämtlichen Räumen des Kasinos veranstalten zugunsten ihrer Alterskasse die Künstler des Stadttheaters ihr gut besuchtes Oktoberfest. — Die Handley-Page-Fluglinie nimmt auf der Strecke Zürich-Basel-Paris mit je einem einmaligen wöchentlichen Flug den Winterfahrplan auf. — Am Alter von 66 Jahren stirbt Karl Gelzer, alt-Pfarrer von St. Alban. — Der Regierungsrat ermächtigt die Genossenschaft Schweizer Mustermesse, definitive Baupläne und Kostenberechnungen für die Neubauten der Messegebäude auszuarbeiten, beauftragt das Finanzdepartement, die dabei nötig werdenden Kündigungen an Bewohner des alten Badischen Bahnhofes ergehen zu lassen und genehmigt als Zeitpunkt der Messe 1924 die Zeit vom 17. bis 27. Mai.

30. Die Sektion Basel des Schweiz. Touringclubs führt auf der Strecke Riehen—St. Crischona eine von über 10 000 Zuschauern besuchte und von zahlreichen Auto- und Motorradfahrern beschickte Bergprüfungsfahrt durch. — Im Alter von 67 Jahren stirbt Zimmermeister

Karl Scherrer-Rothenbach, Mitglied der Schatzungskommission, des gewerblichen Schiedsgerichts und der Baupolizei. — Die Generalversammlung des allgem. evangel.-protestant. Missionsvereins wird mit Abendfeiern im Münster, St. Matthäus und Kleinhüningen eröffnet.

Witterung: Die Temperaturabweichung vom Normalwert beträgt + 0,1 ° C; die Niederschlagsmenge zeigt ein Minus von 6 mm, während die Sonnenscheindauer ein Plus von 30 Stunden aufzuweisen hat.





